

DIE
TRADITIONELLE KULTURLANDSCHAFT
IM URSERENTAL

BEITRAG ZUR ALPINEN KULTURGEOGRAPHIE

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER PHILOSOPHISCHEN DOKTORWÜRDE

VORGELEGT DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT II
DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

VON

HANS ULRICH KÄGI
AUS STERNENBERG (KT. ZÜRICH)

BEGUTACHTET VON HERRN PROF. DR. F. BACHMANN

1974

ZÜRICH 1973

DIE
TRADITIONELLE KULTURLANDSCHAFT
IM URSERENTAL

BEITRAG ZUR ALPINEN KULTURGEOGRAPHIE

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER PHILOSOPHISCHEN DOKTORWÜRDE

VORGELEGT DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT II
DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

VON

HANS ULRICH KÄGI
AUS STERNENBERG (KT. ZÜRICH)

BEGUTACHTET VON HERRN PROF. DR. F. BACHMANN

ZÜRICH 1973



Vorwort

Die vorliegende Arbeit entstand unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. F. Bachmann, dem ich für sein grosses Interesse und seine sorgfältige Beratung an erster Stelle danken möchte. Wertvolle Ratschläge und Anregungen verdanke ich auch Herrn Prof. Dr. G. Furrer.

Die Feldaufnahmen im Urserental wurden zur Hauptsache in den Sommern 1969 und 1970 durchgeführt. Frau Nina Kündig-Fry, Andermatt, danke ich an dieser Stelle herzlich für die allzeit gastfreundliche Aufnahme.

Mein aufrichtiger Dank richtet sich auch an die vielen Gewährsleute aus Urseren für ihre bereitwilligen Auskünfte. Besonders danken möchte ich der Korporation Urseren, vor allem den Herren alt Talamann L. Renner und Talschreiber A. Russi, welche mir aufschlussreiche Unterlagen überlassen haben.

Wertvolles Material wurde mir in verdankenswerter Weise durch Herrn Forstmeister K. Oechslin vom Forstamt Uri, sowie durch Herrn Dr. F. Gnos vom Grundbuchamt des Kantons Uri zur Verfügung gestellt. Ergänzende Angaben zum Lawinenkataster verdanke ich dem Eidg. Institut für Schnee- und Lawinenforschung Weissfluhjoch/Davos.

Verbunden bin ich ferner Herrn C.F. Müller (gest. 1973), Altdorf, für seine Beratung in historischen Belangen, Herrn alt Forstmeister Dr. M. Oechslin für seine fachmännischen Hinweise, sowie Herrn Dr. G. Gensler, SMZA, für die Begutachtung des klimatischen Teils.

Ein spezieller Dank gilt schliesslich meiner lieben Frau, welche mich auf den ausgedehnten Feldbegehungen begleitet, und mir einen wesentlichen Teil der Schreibarbeit abgenommen hat.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Inhaltsverzeichnis	4
I Einleitung	6
II Problemstellung, Aufbau	8
III Naturgeographische Grundlagen	11
1. Geologisch-morphologische Faktoren	11
2. Die klimatischen Verhältnisse	14
3. Die natürliche Bewaldung	20
4. Elementare Einwirkungen	29
5. Zusammenfassung	34
IV Historische Voraussetzungen	37
1. Urseren vor der Erschliessung des Gotthardweges	38
1.1. Frühgeschichte	38
1.2. Besiedlung, politische Erfassung	40
1.3. Germanisierung	43
2. Die Erschliessung des Gotthardweges	44
3. Urseren nach der Erschliessung des Gotthardweges	45
3.1. Demographische und wirtschaftliche Konsequenzen	45
3.2. Politische Konsequenzen	47
3.3. Verkehrsentwicklung bis 1882	51
3.4. Das Gastgewerbe	54
4. Zusammenfassung	57
V Die Entwicklung und Bedeutung der Korporation Urseren	60
1. Die mittelalterlichen Rechtsverhältnisse	61
2. Die Talgemeinde	63
3. Die Korporation	65
4. Zusammenfassung	67

VI	Die traditionelle Nutzung des Wirtschaftsraums	69
	1. Allgemeines	69
	2. Das privat genutzte Kulturland	71
	2.1. Das Wiesland	72
	2.2. Gärten	77
	2.3. Ackerland	78
	3. Das korporative Weideland	87
	3.1. Rechtsgrundlagen	87
	3.2. Freiberge	88
	3.3. Heukuhweide	90
	3.4. Viehalpen	91
	3.5. Schaf- und Ziegenweiden	98
	3.6. Wildheusammeln	98
	3.7. Das Torfstechen	101
	4. Relief und Landnutzung	103
	5. Die traditionelle Nutzung im Umbruch	105
	6. Zusammenfassung	107
VII	Die Siedlungsstruktur	110
	1. Bäuerliche Wirtschaftsgebäude	111
	1.1. Stallscheunen	112
	1.2. Käshütten	121
	1.3. Wirtschaftsgebäude auf Korporationsboden	125
	1.4. Gesamtschau der bäuerlichen Wirtschaftsgebäude ausserhalb der Dorfsiedlungen	131
	2. Die Dorfsiedlungen	141
	2.1. Realp	143
	2.2. Hospental	148
	2.3. Andermatt	150
	3. Einzelhöfe und Weiler	157
	4. Historische Entwicklung der Siedlungslandschaft	163
VIII	Gesamtschau der traditionellen Kulturlandschaft	166
IX	Anmerkungen	174
X	Benützte Literatur	203

I Einleitung

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der Talschaft Urseren, d.h. im wesentlichen mit der obersten Talstufe der Reuss im Kanton Uri. Diese zerfällt in die drei politischen Gemeinden A n d e r m a t t, H o s p e n t a l und R e a l p, deren Gesamtareal von 175,05 km² mit dem Einflussbereich der K o r p o r a t i o n U r s e r e n (vgl. Kap. V) identisch ist.

Zwei grosse alpine Furchen kreuzen sich im Gebiet von Urseren. Die durch die Zentralalpen verlaufende tektonische Längsfurche zerfällt in einen westlichen, von der Rhone, und einen östlichen, vom Rhein durchströmten Teil, zwischen die sich das Urserental als kurzes Mittelglied einschiebt. Reuss und Tessin haben anderseits eine durchgreifende meridionale Erosionsfurche geschaffen. Diese beiden Furchen sind zugleich von der Natur vorgezeichnete Leitlinien für den Verkehr; der einstige Handelsweg zwischen Rätien und dem Rhonetal (Oberalp-Furka-Route) kreuzt in Urseren die Route über den Gotthardpass, der seit dem Mittelalter zum bedeutendsten Alpenübergang auf der Linie Basel-Mailand geworden ist.

Das Untersuchungsgebiet ist grösstenteils von Wasserscheiden begrenzt, ausgenommen am Talausgang, wo Urseren in der Schöllenschlucht unterhalb der Teufelsbrücke endet, und im Gotthard-reusstal, wo die Tessinergrenze etwa 4 km vor Erreichen der Passhöhe überschritten wird.

Die durch einen markanten naturgegebenen Rahmen eingefasste Talschaft liegt ausschliesslich im Bereich der obersten noch bewohnbaren Höhenstufe, also an der Obergrenze der Oekumene (der Talboden bei Andermatt liegt 1430 m ü.M.). Der Kampf gegen die

Naturgewalten, insbesondere gegen die Lawinen, steht im Vordergrund und die Anlage von Siedlungen hat auf diese natürlichen Einwirkungen Rücksicht zu nehmen. Ein langer, strenger Winter ist zu überdauern. Für die Nutzung des zur Verfügung stehenden Wirtschaftsraums bleibt nur eine kurze Sommerperiode. Es verwundert daher nicht, dass dieses Hochtal in besonderem Masse vom gegenwärtigen Wandel erfasst worden ist, der den ganzen alpinen Raum umgestaltet und zunehmend rascher die althergebrachten Züge im Bild der Kulturlandschaft und im Leben der Bevölkerung verschwinden lässt. Preisgabe von Boden oder extensivere Bewirtschaftung und Ertragsverlust, Absinken der Obergrenze des produktiven Bodens, Abwendung von der Agrarproduktion als Lebensgrundlage, sind in Urseren augenfällig. Zerfallene und zerfallende Gebäude zeugen von Verdünnungs- und Konzentrationsprozessen, welche die Siedlungslandschaft erfasst haben (vgl. dazu R. Weiss, 1957).

Für die Ausgestaltung der Kulturlandschaft ist aber auch die Offenheit des Tales nach allen vier Himmelsrichtungen bedeutend, die Möglichkeit, Kontakte herzustellen und Impulse zu empfangen. Urseren stand jederzeit mit seinen Nachbarlandschaften in Beziehung. Dadurch, dass es in den Sog einer wichtigen internationalen Handelsroute geriet und in entscheidender Weise am Passverkehr beteiligt war, wurde die Beeinflussung von Norden und Süden her dominant. Aelter aber sind allem Anschein nach die Verbindungen mit dem Wallis und namentlich mit Rätien. In dem zum Passland gewordenen Hochtal verloren Land- und Alpwirtschaft mehr und mehr ihre Bedeutung als einzige Erwerbsquellen. Heute bieten die Beherbergung von Passanten im Sommer und der winterliche Skitourismus wichtige Verdienstmöglichkeiten. Die besondere strategische Lage des Untersuchungsgebietes erfordert eine ständige militärische Präsenz, welche ihrerseits entscheidend zur wirtschaftlichen Stärkung des Tales beiträgt.

Die menschliche Existenz spielt sich damit in Urseren praktisch von Anfang an in einem doppelten Spannungsfeld ab, zwischen Hochtalsituation und Passlandsituation.

II Problemstellung , Aufbau

Die Beschäftigung mit der Kulturlandschaft eines genau abgegrenzten alpinen Gebietes stellt ein Objekt ins Zentrum der Betrachtung, das eindeutig definiert ist: eine Landschaft, "welche unter dauerhafter und merklicher Beeinflussung bzw. Nutzung des Raumes durch menschliche Gruppen entstanden ist" (Westermann, 1970). Die Kulturlandschaft ist das Produkt naturgeographischer und anthropogener Faktoren, die in einem komplizierten Wirkungsgefüge gegenseitig verflochten sind.

Naturgegebenheiten beeinflussen das Handeln des Menschen, sie setzen seiner landschaftsgestaltenden Tätigkeit Grenzen, nach denen er sich, meist auf Grund von Erfahrungen, richtet. Die menschliche Umgestaltung der Naturlandschaft folgt aber auch bestimmten eigenen Zielsetzungen und Vorstellungen, bei denen z.B. historische, rechtliche, religiöse, ethnische oder wirtschaftliche Momente richtunggebend sein können. Die Zielsetzung in der Wirksamkeit des Menschen kann sich im Laufe der Zeit durch Beeinflussung von innen oder von aussen wandeln. Auch die Naturfaktoren können ändern, sei es infolge der Tätigkeit des Menschen, sei es aus Gründen, die ausserhalb seines Einflusses liegen. So ist auch die alpine Kulturlandschaft in jedem Fall ein dynamisches System und muss in ihrem heutigen Zustand als Resultat einer Entwicklung gesehen werden, in deren Verlauf immer wieder Umorientierungen denkbar sind.

Aufgabe der vorliegenden Arbeit soll es sein, zur Kenntnis der natürlichen Voraussetzungen und der Vorgänge beizutragen, welche zum heutigen Zustand der Kulturlandschaft geführt haben, d.h. die Genese der formalen Gegebenheiten zu klären.

Die Analyse der Kulturlandschaft einer Talschaft im inner-alpinen Raum, im Grenzbereich der Oekumene, wie sie hier angestrebt wird, sollte insofern einigen Erfolg versprechen, als der Spielraum für die Wirksamkeit des Menschen relativ eng ist. Das Urserental mit seinen vielseitigen Kontaktmöglichkeiten bietet jedoch wohl kaum ein Beispiel für eine Kulturlandschaft mit einfachem, überblickbarem Wirkungsgefüge.

F. Bachmann (1970) definiert in seiner Arbeit über Blatten im Lötschental die "traditionelle Kulturlandschaft" als Landschaft, welche in der abgeschlossenen Talschaft auf der Grundlage der natürlichen Gegebenheiten von der einheimischen Bevölkerung im Laufe der vergangenen Jahrhunderte aus eigener Kraft gestaltet worden ist, ohne dass Impulse von aussen her die Entwicklung wesentlich zu beeinflussen vermochten.

In der Folge soll versucht werden abzuklären, ob, und in welchem Masse auch im Urserental, das im Gegensatz zum Lötschental allseitig der Einwanderung offen stand und in welchem es nie an Impulsen von aussen her gefehlt haben dürfte, sich traditionelle Züge entwickeln konnten. Dieses überlieferte Erbe in der Kulturlandschaft, d.h. jene Aspekte, die im Sinne von F. Bachmann als "traditionell" gelten können, sollen in dieser Arbeit besonders berücksichtigt und analysiert werden. Dabei muss die Landnutzung (Land- und Forstwirtschaft) im Vordergrund stehen, denn hier ist die Abhängigkeit von Naturfaktoren besonders offensichtlich und ein entscheidender Einblick ins Wirkungsgefüge der alpinen Kulturlandschaft am ehesten zu erwarten. Eine Bestandesaufnahme in diesem Bereich ist angesichts des bereits erwähnten gegenwärtigen Umbruchs vielleicht letztmals möglich.

Die grundlegende Fragestellung dieser Arbeit bedingt somit eine Untersuchung der geographischen Faktoren, welche die gegenwärtig fassbare Kulturlandschaft prägen. Daher muss an den Anfang die Analyse der naturgeographischen Grundlagen gestellt werden, und es ist abzuklären, inwieweit diese für den Menschen bei der Gestaltung der Landschaft relevant waren. Die anschliessende Auseinandersetzung mit der Geschichte des Hochtales und mit Werden und Bedeutung der Korporation Urseren soll gestatten, die

Prinzipien und Absichten kennen zu lernen, welche vor dem gegenwärtigen Landschaftswandel der gestalterischen Aktivität des Menschen zu Grunde lagen.

Die im Zentrum der Arbeit stehende analytische Betrachtung der Nutzung des Wirtschaftsraums (Kap. VI) und der Siedlungslandschaft (Kap.VII), als wichtigsten Teilaspekten der traditionellen Kulturlandschaft, wird dadurch in den naturgeographischen und anthropogenen Rahmen gestellt. Das im Zuge dieser Analyse durch ausgedehnte Feldarbeit und Literaturstudium zusammengetragene Material erlaubt schliesslich eine synthetische Betrachtung (Kap.VIII), welche zu einem besseren Verständnis der landschaftsprägenden Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch zu führen vermag. Darüber hinaus sollen weiterführende Untersuchungen ermöglicht und vergleichende Betrachtungen insbesondere der Nachbargebiete Urserens angeregt werden, deren Zielsetzung darin bestehen könnte, zu untersuchen, ob und in welcher Weise im anthropogenen Bereich durch Wanderbewegungen im alpinen Raum (z.B. Walserwanderungen) oder durch enge Kontakte mit Nachbargebieten (Passverkehr) landschaftsgestaltende Prinzipien und Impulse vermittelt worden sind. Schliesslich ist denkbar, dass die Resultate auch bei der Entwicklung eines planerischen Leitbildes in Betracht gezogen werden könnten (vgl. W. Büchi, 1972).

III Naturgeographische Grundlagen

Es muss als besonderes Anliegen dieser Arbeit gelten, abzuklären, in welcher Art und in welcher Masse naturgeographische Faktoren am Wirkungsgefüge der Kulturlandschaft Urserens gestaltend mitbeteiligt sind.

Die folgende Darstellung der Naturlandschaft beschränkt sich deshalb auf jene Aspekte, die im Rahmen unserer Fragestellung relevant sein können. Dabei darf nebst der Verwendung der zur Verfügung stehenden zahlenmässig erfassten Grössen der Wert qualitativer Angaben nicht unterschätzt werden, dies besonders in jenen Bereichen, in denen der naturlandschaftliche Charakter nur durch weitgehendes Abstrahieren von der Wirksamkeit des Menschen erfasst werden kann (vgl. Kap. III/3 Naturvegetation).

1. Geologisch-morphologische Faktoren

Die Talanlage des Urserentales ist tektonisch und petrographisch bedingt. Das Gotthardmassiv im Süden und das Aarmassiv im Norden (beide ca. N 60°E streichend) werden durch den weichen Schieferzug der Ursenerzone voneinander getrennt, in welcher das Urserental, mit Rhein- und Rhonetäl in einer tektonischen Linie liegend, bereits präglazial angelegt worden ist.

Die Gneise und Granite des Aarmassivs bauen nur gerade die Gipfel am Nordrand des Untersuchungsgebietes auf (Gletschhorn-Mittagstock-Kette). Die Täler von Unteralp-, Gotthard- und Witenwasserenreuss hingegen, welche bei Andermatt, bzw.

Hospental und Realp einmünden, greifen bis in den zentralen Teil des Gotthardmassivs hinein. Die sedimentäre Ursenerzone, welche als mesozoisch bis permokarbone Hülle des Gotthardmassivs gedeutet wird, erreicht mit ihren überall praktisch senkrecht einfallenden Schichten stellenweise eine Mächtigkeit von gut 1000 m und nimmt im wesentlichen den Talboden und die unteren Nordhänge des Haupttales ein (vgl. u.a. Geologischer Führer der Schweiz, Heft 5 1967 oder Winterhalter R.U., 1954 (1)).

Machatschek (1924/25, zit. nach E. Ambühl, 1930) nimmt an, dass die voreiszeitliche Entwässerung nach Osten über die Oberalp erfolgte. Direkte Beweise fehlen, doch kann eine allgemeine Neigung der das Haupttal begleitenden Terrassen nach NE beobachtet werden. Die Oberalppasshöhe liegt nahezu 400 m tiefer als die Furkapasshöhe und der Galenstock, mit 3583 m höchster Gipfel des Untersuchungsgebietes, steht am Westrand desselben. Die allgemeine Neigung des Geländes nach NE erleichtert den Zugang zum Urserental vom Rheintal her. Von Rätien aus erfolgte denn auch der entscheidende Anstoss zur kulturlandschaftlichen Entwicklung (vgl. Kap. IV).

Auffällig ist die Depression der Gipfel flur, besonders im zentralen Gotthardmassiv. Die Gipfelhöhen überschreiten 3000 m nur vereinzelt. Im östlichen Teil des Arbeitsgebietes kann sich keine wirkliche Firnlinie entwickeln, obwohl angesichts der geringen Massenerhebung mit einer Tieferlegung der Firngrenze zu rechnen wäre. An schattigen Stellen des Unteraltaltales existieren einige isolierte Firnfelder. Die Grenze gegen das Wallis hingegen ist in Höhen oberhalb 2440 bis 2640 m ziemlich zusammenhängend vergletschert (z.B. Tiefengletscher ca. 4 km lang, vgl. Karte Nr. 2). Inwieweit mit der qualitativ beobachtbaren geringen Massenerhebung des Untersuchungsgebietes eine Tieferlegung der Vegetations- und Kulturgrenzen verbunden ist, kann hier nicht exakt gezeigt werden.

Die glaziale Ausgestaltung des Gebietes äussert sich in den entsprechenden Reliefformen. Das Haupttal ist ein gut entwickeltes Trogtal, mit steilen, die Lawinentätigkeit begünstigenden Wänden (vgl. Kap. III.4) und hohen, breiten Schultern, über denen sich markante Kämme erheben. Die Schlifffgrenze liegt bei ca. 2600 m, Richtung Furka gegen 2800 m ansteigend. Auch die Seitentäler besitzen Trogform, sind von eher schwach entwickelten Terrassen begleitet und weisen im allgemeinen weite Talhintergründe auf. Kare, teils noch mit Seen, sind zahlreich. Die Moränenbedeckung spielt im allgemeinen eine untergeordnete Rolle.

Die Nebentäler sind mehr oder weniger ausgeprägt getrepppt. Enge, steile Flussabschnitte im Anstehenden wechseln mit relativ weiten, flachen Abschnitten auf Alluvialböden. Das Tal der Gotthardreuss z.B. weist drei Talstufen auf: von Hospental zum Gamsboden erstreckt sich eine erste Stufe, dann die zweite zum Mätteli und schliesslich folgt die Stufe über das Brüggloch zum Rodontboden. Alle Nebentäler münden in Stufen, in welche sich die Flüsse schluchtartig eingetieft haben. Besonders eindrücklich ist die Mündungsschlucht bei der Oberalpreuss ausgebildet. Sozusagen als Fortsetzung der Nebentäler lassen sich charakteristische Felsvorbauten beobachten, auf die Flückiger (1934, zit. nach Gutersohn, 1964) speziell aufmerksam gemacht hat: der Hügel "Biel" bei Realp, der Turmhügel von Hospental, der Hügel P.1550 (Flieshubel) am Ausgang des Unteraltales. Diese Hügel seien hier ihrer Lawinensicherheit wegen besonders erwähnt.

Beide Hänge des Haupttales sind durch kleinere und grössere Rinnen zerfurcht. Am Ausgang solcher Einschnitte haben sich Schuttkegel gebildet, die da und dort respektables Ausmass erreichen, wie etwa an der Mündung des Grosstaales oder des gegenüberliegenden Käsertales bei Zumdorf.

Auf die Wirkung der hier angedeuteten differenzierten morphologischen Ausgestaltung des Untersuchungsgebietes mit Bezug auf die Gliederung des Wirtschaftsraums in verschiedene Nutzungseinheiten, soll in Kap. VI.4 näher eingetreten werden.

In der Würmeiszeit muss das Urserental eine zentrale Eiswanne gewesen sein, aus der das Eis, nach der Lage der Schliffgrenze zu schliessen, den Weg auch nach Süden, über die Gotthardpasshöhe nahm. Andererseits erfolgte vom Vorderrheintal her über Oberalppass (2044m), Maighelspass (2420m) und Lolenpass (2399m) ein Zustrom von Eis (vgl. H. Jäckli, 1962/1970). Diese Eistransfluenzen schafften im Niveau der Alpweiden relativ bequeme Uebergänge zu den Nachbargebieten Urserens.

Während der Glazialzeiten flossen die Eismassen grösstenteils durch das Reusstal ab, öffneten aber keinen durchgreifenden Ausgang aus dem Hochtal. Zwischen Bätzberg und Gütsch blieb ein Granitriegel stehen, hinter dem sich nach der letzten Vereisung zunächst ein See bildete. Dessen Ausfluss führte zur Durchschneidung des Riegels und zur Entstehung des besonders schwer überwindlichen, klammartigen obersten Abschnitts der Schöllenen Schlucht. Die weite Felsmulde dahinter füllte sich im Raum zwischen Hospental und Andermatt mit Alluvionen (2).

2. Die klimatischen Verhältnisse

Erfahrungsgemäss ist für die Landschaftsprägung am Rande der Oekumene das Klima der wichtigste exogene Faktor. Es schafft die Lebensbedingungen für die Vegetation und beeinflusst damit die potentiellen Möglichkeiten der Ausgestaltung der Kulturlandschaft in entscheidender Weise.

Aus der besonderen Lage des Urserentales resultiert eine komplexe klimatische Situation. Manche der entscheidenden Einflüsse lassen sich in dieser Arbeit nur qualitativ beschreiben, sind aber im Rahmen unserer Fragestellung ebenso wichtig, wie die Beobachtungen der meteorologischen Stationen (hier hauptsächlich der Talstation Andermatt).

Das Untersuchungsgebiet unterliegt infolge seiner Lage an einer "Alpenverengung" allen vier advektiven Wettereinflüssen. Das Haupttal steht als alpines Längstal, das zwischen Andermatt und Realp eine Höhenerstreckung von 1430 bis 1540 m/M. aufweist, gegen Westen und Osten offen. Durch die Täler von Unteralp- und Gotthardreuss sowie das Witenwasserental finden südliche Einflüsse Zugang. Die Schöllenen - geradlinige Fortsetzung des Gotthardreusstales - schliesst die Talmulde nach Norden auf (3).

Unter den biologisch wirksamen Faktoren kommt im alpinen Raum den Temperaturen die grösste Bedeutung zu, denn die Dauer der Vegetationsperiode, und damit die klimatische Abgrenzung der Nutzungsareale, ist im wesentlichen thermisch bedingt.

Verschiedene Umstände weisen darauf hin, dass Urseren ein relativ kaltetes Hochgebirgstal ist (4). Nebst der Höhenlage muss hier besonders die Kahlheit der Hänge, welche trotz Aufforstungen und starker Verbuschung der Schattenhänge immer noch sehr augenfällig ist, beachtet werden. Sie hat eine starke Wärmeausstrahlung zur Folge. Bei Windstille kommt es in der Mulde zwischen Hospental und Andermatt relativ leicht zur Bildung eines Kaltluftsees (5). Nasskühle Westwinde haben jederzeit Zutritt. Besonders im Sommer entfalten kalte Luftströmungen vom Urnerloch her (Bise oder tagesperiodisch bedingter thermischer Talwind) ihre Aktivität.

Reduziert man die in Tab. 1 zusammengestellten Messresultate unter Verwendung eines Gradienten von $0,50^{\circ}/100\text{ m}$ auf 500 m/M. weist Andermatt im Vergleich zum Durchschnitt

der sieben erfassten Stationen durchwegs eine negative Differenz auf, nämlich im Januar $-1,0^{\circ}$, im Juli $-1,0^{\circ}$, bei der Jahrestemperatur $-0,9^{\circ}\text{C}$ (vgl. auch M. Oechsli, 1927).

Tabelle 1

Temperaturmittel 1931 - 1960

		Januar	Juli	Jahr	Jahres- schwankung
Altdorf	451 m	$- 0,1^{\circ}$	$17,9^{\circ}$	$9,1^{\circ}$	$18,0^{\circ}$
Göschenen	1125 m	$- 2,2^{\circ}$	$14,4^{\circ}$	$6,2^{\circ}$	$16,6^{\circ}$
Andermatt	1442 m	$- 6,1^{\circ}$	$12,0^{\circ}$	$3,3^{\circ}$	$18,1^{\circ}$
St. Gotthard	2096 m	$- 7,8^{\circ}$	$8,4^{\circ}$	$0,1^{\circ}$	$16,2^{\circ}$
Airolo	1170 m	$- 2,8^{\circ}$	$15,3^{\circ}$	$6,1^{\circ}$	$18,1^{\circ}$
Reckingen	1322 m	$- 6,1^{\circ}$	$14,4^{\circ}$	$4,4^{\circ}$	$20,5^{\circ}$
Disentis	1173 m	$- 2,0^{\circ}$	$15,3^{\circ}$	$6,8^{\circ}$	$17,3^{\circ}$

Für die Beurteilung der Möglichkeiten landwirtschaftlicher Nutzung, insbesondere der Eignung Urserens für ackerbau-liche Nutzung (vgl. Kap. VI.2.2.3.), interessieren vor allem die Vegetationszeitbedingungen. Die thermische Bestimmung der Vegetationszeit, wie sie G. Gensler (1946) durchgeführt hat, besitzt zwar gegenüber einer phänologischen Methode den Nachteil, dass sie nicht den gesamten Klimacharakter erfasst, sie liefert aber brauchbare, vergleichbare Zahlenwerte. G. Gensler definiert als allgemeine oder generelle (thermische) Vegetationszeit, wie sie für die meisten mitteleuropäischen Kulturpflanzen gilt, jenes Zeitintervall, innerhalb welchem im mittleren Jahresgang die Tagesmittel der Temperatur sich über dem Wert von $+ 5^{\circ}\text{C}$ halten. Diese Bedingung ist in Andermatt (1442m) während 153 Tagen (7.5. bis 7.10.) erfüllt. Vergleichswerte von Orten mit traditionellem Getreidebau ergeben für Reckingen (1322m) 165 Tage (29.4. bis 11.10.), für Saas Fee (1790m) 152 Tage, für Findelen (bei Zermatt, 2100m, ehemals

absolute Höchstgrenze des schweizerischen Getreidebaus) 132 bis 135 Tage. In Airolo, in der südlich angrenzenden Leventina (1142 m), werden 191 Tage (14.4. bis 22.10.) registriert. Diese Vergleichswerte schliessen die Möglichkeit des Getreidebaus in Urseren nicht vollständig aus, doch muss hier deutlich auf die relativ niedrigen Hochsommertemperaturen (vgl. Tab. 1) hingewiesen werden. Auch wenn man jene Faktoren untersucht, welche zusätzlich einschränkend wirken können (Temperaturschwankungen, Niederschlagsverteilung, Dauer der Schneebedeckung), erscheinen die Voraussetzungen für Getreidebau im Urserental eher ungünstig. Die Temperaturschwankungen sind im Hochtalbecken bedeutend. Auf der Linie Altdorf-Göschenen-St. Gotthard prägt sich als allgemeine Tendenz aus, dass sich die jährliche Temperaturamplitude mit zunehmender Höhe verringert. Andermatt hingegen bildet eine Ausnahme (vgl. Tab. 1). Auch die täglichen Schwankungen der Temperatur sind erheblich (vgl. M. Oechslin, 1927). Sozusagen jeder Tag des Jahres kann in der Talmulde zu einem Frosttag werden. Nähere Angaben über Verteilung und Schadenwirkung von Frösten fehlen. Es ist aber denkbar, dass im Urserental mit seinen relativ kontinentalen Temperaturverhältnissen die von Temperaturrückschlägen (Spätfrösten) ungefährdete Periode, d.h. die "Growing season" (Smith) oder "Suitable season" (Reed, vgl. G. Gensler, 1946) relativ kurz ist. Getreidebau wäre in jedem Fall nur in Südhanglagen, ca. 50 bis 200 m über dem frostgefährdeten Talboden denkbar.

Die Jahresniederschläge erreichen auf dem Talboden von Andermatt 148 cm, steigen bis Realp auf ca. 160 cm und nehmen in der Gebirgsumrandung des Tales zu auf Werte über 240 cm. Vergleicht man die Niederschlagsmengen der Nachbartäler mit jenen von Andermatt, stellt man fest, dass die tiefer liegenden Stationen Oberwald (Rhonetal, 1370 m/M., 151 cm/J.) und Airolo (Tessintal, 1167 m/M., 172 cm/J.) höhere Beträge verzeichnen, worin ein ver-

stärkter orographischer Effekt zum Ausdruck kommen mag.

Die Niederschlagshäufigkeit ist jedoch auch an diesen beiden Orten geringer als in Andermatt. Nach H. Uttinger (1970) verzeichneten Andermatt und die Stationen in der unmittelbaren Nachbarschaft des Urserentales zwischen 1901 und 1940 in der Anzahl Tage mit Niederschlag von mindestens 1,0 mm folgende Mittelwerte: Andermatt (1442 m) 145, Göschenen (1107 m) 142, Airolo (1167 m) 121, Oberwald (1370 m) 130.

Die Häufigkeit der Niederschläge ist in Andermatt verglichen mit den hier genannten Stationen in allen Jahreszeiten grösser, ein Umstand, der bei der Frage nach einstigem Getreidebau in Urseren berücksichtigt werden muss.

In der Niederschlagsverteilung, welche von E. Ambühl (1935) speziell untersucht wurde, wird Urseren seiner zentralen Lage gemäss von allen Himmelsrichtungen her beeinflusst. Während das Schweizerische Mittelland sich durch ein ausgeprägtes sommerliches Regenmaximum auszeichnet, besitzt die Alpensüdseite, wie die Poebene, ein erstes Maximum im Frühjahr und ein ausgeprägtes Hauptmaximum im Oktober. In Andermatt werden Niederschlagsspitzen sowohl im April als auch im Juli/August und im Oktober (Hauptmaximum) registriert. Die Ueberlagerung klimatischer Einflüsse von Süden und von Norden her führt in Urseren zu einer ausgeglichenen Niederschlagsverteilung (6). Die Differenz zwischen feuchtestem und trockenstem Monat beträgt in Altdorf 95 mm, in Airolo 153 mm (zwischen Herbst und Winter), in Andermatt nur 50 mm. Trotzdem das absolute Minimum der Niederschläge im Januar/Februar liegt, was einen im allgemeinen eher schönen Hochwinter bedeutet, kann der Wintersportplatz Andermatt mit genügend Schneefall rechnen. Die Dominanz südlicher Einflüsse in der Niederschlagsverteilung (7), welche sich in Urseren hauptsächlich im regenreichen Oktober äussert, ergibt eine weitere Verschlechterung der Aussichten für einen erfolgreichen Getreidebau. Da angesichts der gegebenen Temperaturverhältnisse nur mit langsamem Reifen (8) des

Getreides gerechnet werden kann, dürfte sich der Zeitpunkt der Ernte zu sehr gegen den feuchten Herbst hin verschieben. Die starken Augustregen, welche das Tal von Norden her erhält, begünstigen andererseits den Grasbau, wenn sie auch die Heuernte oft erschweren.

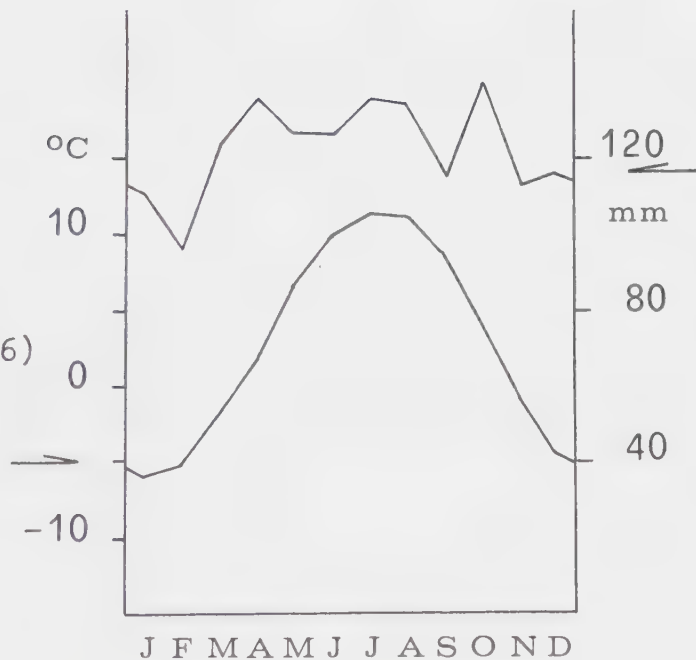
Im Talboden von Andermatt liegt im 100-jährigen Mittel (vgl. E. Ambühl, 1961) zwischen dem 21. November und dem 30. April, d.h. während 161 Tagen, eine dauerhafte Winterschneedecke (man spricht von einer Schneedecke, wenn die Umgebung der Station mehr als zur Hälfte mit Schnee bedeckt ist). Extremwerte: Einschneien am 2.10.1905 bzw. am 6.1.1933,

Andermatt

1442 m/M.

Mittlere
Temperaturen
1901 - 40

Quelle:
M.Schüepp, 1959(6)



Mittlere
Niederschläge
1901 - 40
Quelle:
H.Uttinger, 1965

Ausapern am 29.5.1951 bzw. am 15.3.1862. Dem definitiven Einschneien gehen durchschnittlich 17 Schneedeckentage voraus, nach dem Ausapern folgen in der Regel nur noch sechs Tage mit Schneebedeckung. Das ergibt 184 Tage mit Schneedecke pro

Jahr. Der Autor ist der Ansicht, dass diese Resultate in Anbetracht der für das Urserental typischen starken winterlichen Schneefälle allgemein für eine etwas grössere Meereshöhe Gültigkeit hätten. Der Uebergang vom Winter zum Frühjahr erfolgt geraffter, als jener vom Herbst zum Winter, im Durchschnitt folgen dem Ausapern, wie erwähnt, nur noch sechs Schneetage. Die maximale Schneehöhe ist erst Anfang bis Mitte März zu erwarten. Diese Verschiebung der Kulmination des Winters gegen das Frühjahr hin, die in den letzten Jahrzehnten eher ausgeprägter geworden ist (9), kennzeichnet Urseren als Hochgebirgsgebiet (vgl. dazu die Schneehöhenkurve des St. Gotthard Hospizes, E. Ambühl, 1942). In den Voralpen erreicht nämlich die Schneedecke in der Regel bereits im Februar ihre maximale Höhe. Nur 42 Kalendertage des Jahres waren während der 100-jährigen Beobachtungsperiode völlig schneefrei, 3 Tage im Juni, 22 im Juli und 17 im August. Normalerweise ist damit die nach G. Gensler definierte Vegetationszeit in Andermatt schneefrei, doch muss auch während des Sommers selbst in der Talsohle immer wieder mit Schneefällen gerechnet werden.

Zusammenfassung: Bei der Untersuchung der Kulturlandschaft ist dem rauhen Klima Rechnung zu tragen. Relativ niedrige Temperaturen und bedeutende Temperaturschwankungen, verbunden mit häufigen Niederschlägen, ergeben im ganzen gesehen eine Situation, welche Graswirtschaft begünstigt, für Ackerbau hingegen kaum erfolversprechende Bedingungen bietet.

3. Die natürliche Bewaldung

Das natürliche Pflanzenkleid steht primär auch im Urserental in ausgesprochener Abhängigkeit von den physischen Gegebenheiten. Die klimatischen und edaphischen Verhältnisse, sowie die Reliefgestaltung wirken als entscheidende Faktoren für die Zusammensetzung der Pflanzengemeinschaften, wie auch für

den Verlauf von Wald-, Baum-, Krüppel- und Vegetationsgrenze. Es zeigt sich aber gerade am Beispiel unseres Untersuchungsgebietes, dass eine jahrhundertelange Tätigkeit des wirtschaftenden Menschen im alpinen Raum zu derart einschneidenden Veränderungen führen kann, dass die "natürliche Vegetation" nur durch rekonstruktive Ueberlegungen beschrieben werden kann.

In einem weitgehend zur Kulturlandschaft umgestalteten Gebiet hängt es in hohem Mass vom Willen und von der Einsicht des landschaftsgestaltenden Menschen ab, wie weit die Naturvegetation noch bestimmend in Erscheinung treten kann.

Sein Einfluss macht sich direkt bemerkbar durch Holzschlag, Sammeltätigkeit, Beweidung oder Rodung zur Gewinnung und Erhaltung von Weideland u.a.m. Die indirekte Wirksamkeit des Menschen besteht in der Veränderung physischer Faktoren. Die Intensivierung der Lawinentätigkeit als Folge der Lichtung der Waldbestände mag hier als Beispiel dieser indirekten Einflussnahme angeführt werden.

Es zeigt sich einerseits, dass die Konsequenzen menschlicher Eingriffe in die Natur nicht im voraus vollständig erkannt werden, andererseits, dass eine durch den Menschen eingeleitete Umgestaltung der Landschaft von einer kaum mehr umkehrbaren Weiterentwicklung gefolgt sein kann. Im Urserental müssen darum Vegetation und Lawinensituation in engem gegenseitigem Zusammenhang mit der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung gesehen werden (vgl. dazu die folgenden Kapitel).

Somit fällt hier die Frage, in welcher Weise die Naturvegetation die Ausgestaltung der Kulturlandschaft bestimme, weitgehend zugunsten eines Rekonstruktionsversuchs der ursprünglichen Naturvegetation und der Frage nach der Genese der heutigen Situation dahin.

Die durch direkte oder indirekte anthropogene Einwirkung veränderte oder gar verdrängte Naturvegetation strebt heute angesichts der fortschreitenden Extensivierung der Bewirtschaftung in zunehmendem Masse wieder ihrer ursprünglichen Form entgegen (vgl. dazu R. Kuoch, 1970). Die Verbuschung vor allem der Schattenhänge durch meterhohe Alpennerlen (*Alnus viridis*), durch Heidekraut (*Calluna vulgaris*) und Alpenrosen (*Rhododendron ferrugineum*) hat schon beträchtliches Ausmass erreicht. Bereits sind Espen (*Populus tremula*) eingewandert, erste Lärchen (*Larix decidua*) haben Fuss gefasst.

Es ist nicht daran zu zweifeln, dass bei völliger Ausschaltung des Menschen in Zukunft die Verbuschung in eine "Verwaldung" überginge (10), wobei je nach Sameneinflug in erster Linie an die Bestockung mit Fichten, Lärchen und Arven zu denken wäre. Ein wiederbewaldetes Urserental dürfte sich allerdings auch wegen der veränderten Boden-, Lokalklima- und Lawinenverhältnisse vom Urzustand wesentlich unterscheiden.

Der heutige Waldbestand des Urserentales umfasst einen kleinen Komplex Altwald am Gurschen ob Andermatt (Bannwald seit 1397) der durch Aufforstungen mühsam erweitert wurde. Weitere Aufforstungsgebiete liegen am Kirchberg bei Andermatt, am St. Annaberg bei Hospental und am Lochberg ob Realp. Sie sollen bei der Besprechung der Lawinsituation näher beleuchtet werden (Kap.III.4.) Die bisherigen Aufforstungserfolge berechtigen zusammen mit obigen Darlegungen zur Annahme, dass eine umfangreiche Bewaldung des Tales möglich ist.

Für einen in früheren Jahrhunderten wesentlich grösseren Waldbestand des Urserentales gibt es zahlreiche mögliche Belege:

- die Analyse der heutigen Flora,
- zahlreiche Funde von Waldüberresten in den Mooren, zum Teil über der von M. Oechslin (1927) ermittelten Baum-Krüppelgrenze,
- urkundliche Hinweise und
- verschiedene Flurnamen.

Zwar ist die Kahlheit der Hänge durch die bereits erwähnte Verbuschung und die Aufforstungen etwas gemildert worden. Doch könnte man auch heute auf den ersten Blick versucht sein, die noch stärker beweideten Sonnenhänge oder die Seitentäler auf Grund ihrer Kahlheit der alpinen Stufe zuzuweisen. E. Schmid (1951) macht aber darauf aufmerksam, dass bis 2200 m/M. Gewächse gedeihen, die auf eine ehemalige Walddecke hinweisen, so die ausgedehnten Grünerlenbestände

(*Alnus viridis*) (11) mit Weiden (*Salix appendiculata*) und Vogelbeeren (*Sorbus aucuparia*) der schattigen, rechten Talseite, oder die Rhododendron- und Zwergwachholderfelder (*Juniperus sibirica*) der linken Talseite. Bis über 2200 m/M. hinauf treten Pflanzen der Waldstufe auf, z.B. Himbeere (*Rubus idaeus*), Trollblume (*Trollius europaeus*), Dotterblume (*Caltha palustris*), Felsenmispel (*Amelachier ovalis*), der grosse Fingerhut (*Digitalis ambigua*) u.a..

J. Imhof (zit. nach M. Oechslin, 1927) gibt die "klimatisch mögliche Waldgrenze" für Uri im Urserental zu 1750 m/M. an (12), H. Brockmann-Jerosch (1919) stellte die Baumgrenze am Gotthard (Alpe di Rodont) bei 1960 m/M. fest. M. Oechslin kam in den 20er Jahren zu folgenden Resultaten:

"In Urseren liegen die heutige Baum- und Waldgrenze bedeutend tiefer (als im unbeweideten Gebiet des Felligrates, wo die Arve bis 2320 m/M. steigt) und sind als natürliche Grenzen nur noch im Bannwaldgebiet ob Andermatt zu treffen. Die Baumgrenze liegt dort bei 1710 m/M., die Grenze der Fichtengruppen bei 1620 m und diejenige des geschlossenen Waldes bei 1570 m".

Die damalige Baum-Krüppelgrenze (13) (vgl. Karte 1 zur Lawinensituation) befindet sich über weite Strecken im Bereich der 2000m-Isohypse. Die Aufforstungen am Gurschen haben heute ihre Obergrenze bei 1980 m/M., d.h. auf der Trogschulter (14).

Es darf auf Grund dieser Beobachtungen wohl angenommen werden, dass das Urserental, mindestens im Haupttalabschnitt, einmal bis zu den Trogschultern eine durchlaufende Bewaldung der Hänge aufwies, die nur durch Lawinen- und Steinschlaggrinnen unterbrochen war. Ueber die Dichte und Zusammensetzung dieses Waldes ist damit noch nichts ausgesagt.

An vielen Stellen, wo früher in Urseren Torf gegraben wurde, oder wo anlässlich von Strassen- und Bahnbauten eines der zahlreichen Moore angeschnitten wurde, sind Ueberreste von Holz und Wald zu Tage gefördert worden. Die Fundstellen

sind nach den Angaben von M. Oechslin (1927 und 1939) in der Karte 1 zur Lawinensituation eingetragen. Sie geben einen Hinweis auf die Zusammensetzung des einstigen Waldbestandes. Eine Zusammenstellung nach Holzarten und Meereshöhe gibt folgendes Bild:

Fichtenholz	18 Fundstellen, 1500 - 2160 m/M.
Arvenholz	6 Fundstellen, 1900 - 2100 m/M.
Lärchenholz	4 Fundstellen, 1660 - 1900 m/M.

Daraus kann geschlossen werden, dass die Gliederung der Waldgesellschaften, wie sie im Aufforstungsgebiet am Gurschen angestrebt wird, den ursprünglichen Verhältnissen weitgehend entsprechen dürfte:

- Hochstauden-Alpenfichtenwald (*Piceetum subalpinum adenostyletosum*) an den unteren Hangpartien, 1500 - 1900 m/M., mit einer Holzartenmischung von 65% Fichte, 25% Lärche und 10% Arve, mit einzelnen Horsten von Bergahorn unten, Erlen und Vogelbeer oben;
- Alpenrosen-Arvenwald (*Rhodoreto vaccinietum cembreto-*
sum) mit 35% Lärche, 45% Arve, 10% Fichte, 10% Vogelbeer und Alpenerle bei 1900 - 2000 m/M.. Hochstauden treten hier zurück und werden durch einen Heidelbeer-Alpenrosenfilz ersetzt.
- Alpenerlenbusch (*Alnetum viridis*). Diese Gesellschaft, welche keinen Lawinenschutz bietet, aber immerhin den Boden an Steilhängen vor Verrufung schützt, dürfte auch in der ursprünglichen Vegetation an den jährlich von Lawinen bestrichenen Hängen vertreten gewesen sein.



Abb. 1

Lärchenstrunk an einer Torfentnahmestelle am Höhenbiel im Witenwasserental, 1955 m/M., LK 1231 681100/158125. Durch Vermittlung von Prof. G. Furrer (Geogr. Institut der Universität Zürich) war es möglich, vom Holz dieses Lärchenstrunkes am Physikalischen Institut der Universität Bern (Prof. H. Oeschger) eine radiokarbonische Datierung vornehmen zu lassen. Diese ergab den Wert 3880 ± 100 Jahre B.P. oder 1930 B.C.. Die Lärche weist damit spätneolithisches bis bronzezeitliches Alter auf, datiert also aus der Zeit des postglazialen Wärmeoptimums (Subboreal), aus einer Epoche, während der gegenüber heute allgemein 300-400 m höher liegende Waldgrenzen angenommen werden können (W. Lüdi, 1955).

Im Rahmen unserer Fragestellung allerdings sagt die erfolgte Datierung nichts aus. Sie liefert keine Anhaltspunkte für die Rekonstruktion des Waldbestandes zu Beginn der kulturlandschaftlichen Entwicklung im Mittelalter. Sie kann auch weder über den Zeitpunkt der Entwaldung noch ihre Ursachen in Berücksichtigung gezogen werden. Die C14-Datierung vermag jedoch im Hinblick auf die Rekonstruktion des klimageschichtlichen Ablaufs einen wertvollen Anhaltspunkt zu liefern.

Für die Datierung der Entwaldung muss vorläufig auf das zur Verfügung stehende urkundliche Material zurückgegriffen werden. Dieses vermittelt gleichzeitig weitere Belege für eine früher grössere Ausdehnung der Wälder.

Der heute noch im Talarchiv von Andermatt aufbewahrte Bannbrief von 1397 (publiziert z.B. in "Historisches Neujahrsblatt von Uri", 1924) ist in seinen Bestimmungen bedeutend schärfer, als andere zeitgenössische Bannbriefe. Es heisst z.B.

"daz daruss nieman keinerleyg tragen noch ziehen sol weder est noch studen noch wiedest (Vogelbeerstauden) noch kris (Tannenreisig) noch zapfen noch keinerleyg, daz ieman erdenken kan, daz in demselben wald wahset oder gewahsen ist".

Die Bussen für Zuwiderhandelnde waren empfindlich hoch angesetzt. M. Oechsli (1927) schliesst daraus,

"dass die Talleute zu Urseren dem Waldmangel gegenüberstanden und bereits damals einsahen, dass der Talbewohner selbst den Waldrückgang verschuldet hatte".

Ob im Bannwald auch die Waldweide verboten war, geht aus dem Dokument nicht eindeutig hervor (15).

Eine Bannurkunde "Von des Waldes wegen ze Schmidigen" (16) belegt 1467 die Existenz eines weiteren Waldes hinter Hospental. Aus ihr geht auch hervor, dass schon im 15. Jahrhundert die Lawinengefahr erheblich war.

Beide Dokumente scheinen darauf hinzudeuten, dass die Entwaldung des Tales schon frühzeitig anzusetzen ist und möglicherweise schon in der Zeit der Landnahme durch die Walser und der Eröffnung der Schöllenen (Wende 12./13. Jh.) eingeleitet wurde (Kap. IV.1.3.ff).

Bei der Verwendung von Reiseschilderungen und Landschaftsbeschreibungen muss man sich bewusst sein, dass solche meist nur oberflächliche Eindrücke festhielten und oft kopiert wurden (17). Bewertet man die Reiseliteratur aber mit der gebotenen Vorsicht, können daraus doch wertvolle Hinweise gewonnen werden.

Von den wenigen Reiseschilderungen des 16. Jahrhunderts, die sich auf den Gotthard beziehen, sei jene des Basler Grosskaufmanns und Ratsherrn Andreas Ryff von 1587 erwähnt (vgl. A. Bruckner, 1937). Auch sie spricht für die Annahme einer bereits jahrhundertealten Waldarmut des Tales (18), die bei K. Kasthofer (1822) besonders drastisch beschrieben ist. Als sicher darf angenommen werden, dass die Entwaldung nicht erst auf "besonders rücksichtslose Kahlschläge in der Franzosenzeit" (19) zurückgeht, wie dies A. Christen auf Grund der Ueberlieferung 1960 nochmals festhält (vgl. M. Oechsli, 1927, S. 66 ff). Erlenbestände dürfte es in Urseren immer gegeben haben. Dies scheint u.a. auch aus Goethes Reisebericht hervorzugehen (20). Es bestanden drei eigentliche Erlenbanngebiete: Der Erlenbann gegenüber Realp, der Bann zwischen Zumdorf und Hospental (urkundlich erwähnt 1748) und derjenige im Brunni ob Andermatt. In Realp und Hospental waren die Gemeinden Nutzniesser der Erlen- und Vogelbeersträucher etc., und zwar zugunsten des Pfarrhofs und der Schule. Jede Haushaltung hatte jährlich zur Ablieferung an Pfarrherr und Schule ein bestimmtes Quantum zu holzen. Der Ertrag des Bannes ob Andermatt fiel der

Bürgergemeinde zu. Alle weiteren Erlengebiete waren freies Korporationsgut, wo nach M. Oechslin (1927) jeder Talbürger das Recht hatte, während zwei vom Korporationsrat festgesetzten Tagen für seinen Haushalt Stauden zu hauen (21).

Ein Blick auf die Flurnamen des Urserentales bestätigt die Annahme einer früher stärkeren Bewaldung, leitet aber auch über zur Frage nach den Ursachen für die Entwaldung. Nachfolgend einige Beispiele:

I	"im Wald"	s Schmiedigen	1700 m/M.
	"Walldi"	s Hospental, Gotthardreusstal	1600 m/M.
		e Schmiedigen	1530 m/M.
		n Hospental (sonnseits)	1560 m/M.
	"Hölzli"	Unteralptal (schatthalb)	1540 m/M.
	"Birchbiel"	im "Bann" hinter Hospental	1750 m/M.
	"Arvenfluh"	Witenwasserental, Ostseite	2050 m/M.
	"Dicki Studen"	se Realp	1800 m/M.
	"in den Studen"	Witenwasserental, Ostseite	1900 m/M.
	"im Laub"	Furkareusstal (schatthalb)	1900 m/M.
	"Wieleschen"	daselbst	1900 m/M.
	"Buchhalden"	ne Steinbergen	1520 m/M.
II	"Brand"	Bannwaldgebiet Realp	1700 m/M.
		Oberalpreusschlucht	1680 /
			1880 m/M.
	"Brändli"	n Zumdorf	1650 m/M.
	"Höhenbrand"	n Steinbergen	1850 m/M.
	"Ritital"	w Realp (auch "Rütital")	1700 /
			1900 m/M.
	"Ritegg"	daselbst	1700 /
			1900 m/M.

Die unter I erwähnten Namen beziehen sich vorwiegend auf Oertlichkeiten auf der Schattenseite des Tales, die auf Rodung hindeutenden Flurnamen der zweiten Gruppe finden sich alle sonnseits. Es bestätigt sich hier offenbar der übertragende Einfluss des Menschen bei der Entwaldung des Tales.

M. Oechslin (1924) formuliert ihn wie folgt:

"Nachweisbar haben nicht die Naturgewalten allein den Wald zu Urseren vernichtet, sondern voranschreitend der Aelpler mit der Axt und seinem Ruf nach Wyti" (22).

Dass zur Gewinnung und Erhaltung von Weideland auch Brandrodung betrieben wurde, geht aus den Verordnungen der Korporation Urseren hervor. In Art. 2 der Bestimmungen gegen die

Beschädigung der Allmend steht:

"Das Feuerlegen auf der Allmend ist nur mit Auftrag des Korporationsrates und nur unter Aufsicht gestattet".

Bis in die jüngste Zeit hinein mussten immer wieder Bussen verhängt werden, wegen Missachtung dieser Vorschrift.

Als Weideland waren die früh ausapernden Sonnenhänge besonders begehrt.

Den beiden Aufforstungsprojekten Kirchberg-Andermatt und Gspender-Realp erwuchs z.B. noch zu Beginn dieses Jahrhunderts Widerstand aus bäuerlichen Kreisen, welche in diesen südexponierten Gebieten wertvolles Frühjahrsweideland für Schmalvieh und Grossvieh besaßen.

Die Schattenhänge des Tales scheinen deshalb dem Zugriff des rodenden Menschen weniger ausgesetzt gewesen zu sein, obwohl auch sie beweidet wurden, so dass sich dort noch eher Buschvegetation halten konnte (vgl. Kap. VI.3.2.)

Eine abschliessende Beurteilung der Entwaldung des Urserentales und der Rolle, welche der Mensch dabei gespielt hat, setzt die Kenntnis der historischen und wirtschaftsgeschichtlichen Hintergründe voraus (vgl. Kap. IV.). Es seien hier nur noch zwei mögliche Entwaldungsursachen angeführt, welche J. Coaz (1881) andeutet: der Strassenunterhalt (vgl. auch Kap. IV.3.1.) und der Wiederaufbau abgebrannter Wohnstätten (23).

Zusammenfassend kann soviel festgehalten werden: Eine ursprünglich durchlaufende Bewaldung der Hänge des Urserentales bis zu den Trogschultern (ca. 2000 m/M.) erscheint als sehr wahrscheinlich. Sie kann in ihrer Zusammensetzung, nicht aber in ihrer ursprünglichen Dichte einigermaßen rekonstruiert werden.

In dieser Situation genügten bei den bedeutenden Schneemengen, welche die Region jährlich zu verzeichnen hat, schon relativ bescheidene Eingriffe seitens des Menschen, um die Waldvernichtung durch Lawinen zu fördern. Solche Eingriffe erfolgten offenbar schon sehr früh, die entscheidenden möglicherweise bereits in der Zeit der Landnahme durch die Walser und der Eröffnung der Schöllenen (vgl. Kap. IV.3.1.). Sie erklären sich zur Hauptsache aus der Bedeutung des Gebietes als Passland und Hirtenland

(vgl. auch Kap. VI.3.4.). Die Rodungstätigkeit zur Gewinnung und Erhaltung von Weideland dürfte erheblich gewesen sein. Sie scheint sich hauptsächlich auf die Sonnhänge konzentriert zu haben, welche als Weidegebiete und Wildheuplanggen besonders begehrt waren (Kap. VI.3.2.). Dass auch ein schwerer klimatischer Rückschlag, wie ihn E. Ambühl (1961) ungefähr nach 1550 ansetzt, an der Entwaldung beteiligt war, ist nicht auszuschliessen. Umgekehrt aber hatte die Entblössung der Hänge bestimmt eine Aenderung der Ausstrahlungsverhältnisse und damit eine Veränderung des Lokalklimas zur Folge.

Zwei Umstände sind bei der Ausgestaltung der Kulturlandschaft des Urserentales immer wieder entscheidend ins Gewicht gefallen: die ausgeprägte Holzarmut und die übertragende Aktualität der Lawinengefahr (vgl. Kap. III.4, Kap. VII.1.1., Kap. VII.1.3.).

4. Elementare Einwirkungen

Das durch die geologischen Strukturen vorgezeichnete, glazial und fluvial geprägte Relief, das Gebirgsklima und die hiezu in enger Beziehung stehende Naturvegetation bilden das Grundgefüge der Kulturlandschaft. Sie bestimmen primär den Rahmen, innerhalb dessen sich die menschliche Tätigkeit entfalten kann.

Auch in unserem Untersuchungsgebiet zeigt sich aber, dass die Naturfaktoren nicht nur eine mehr oder weniger statische Grundlage darstellen, auf der die Kulturlandschaft beruht, sondern sich auch als dynamische Komponente im landschaftlichen Geschehen äussern (vgl. hiezu F. Bachmann, 1970). Dies geschieht in Form elementarer Einwirkungen, z.B. Steinschlag, Hochwasser und Lawinen, welche plötzliche Veränderungen im Landschaftsbild herbeiführen und möglicherweise auch Strukturveränderungen in der Kulturlandschaft veranlassen können. Solche Einwirkungen dürfen deshalb hier nicht ausser acht gelassen werden.

Die Spuren von Denudationsvorgängen sind im Haupttal, d.h. im Bereich der sedimentären Ursenerzone besonders zahlreich. Steilere Hangpartien sind stellenweise zu permanenten Rutschgebieten geworden, an denen die Grasnarbe immer wieder zerrissen wird (24) ohne dass dabei anthropogene Einflüsse im Sinne von Vergandung zur Auswirkung gelangen. Die Fettwiesen im Talgrund sind im Hangfussbereich, besonders auf der weniger verbuschten Nordseite des Tales, der stets wiederkehrenden "Vergandung" (25) ausgesetzt. Dies gilt in erheblichem Masse auch für die Alpgebiete auf den das Haupttal begleitenden Terrassen. Dort ist durch den Steinschlag von den kristallinen Höhenzügen her das Weidegebiet, beispielsweise auf Rhinbort-Lipferstein, über und über mit grösseren und kleineren Gesteinstrümmern bedeckt. Flurnamen wie Stein, Gand, Rufi etc. treten im Urserental sehr häufig auf.

Dass auch eine Bedrohung der Kulturlandschaft durch Hochwasser in Betracht fällt, geht deutlich aus der Lage der Siedlungen hervor. Sie meiden alle den Talboden. Auch die Stalldörfchen und Einzelställe stehen fast ausnahmslos etwas erhöht, gegen den Hangfuss gerückt, obwohl sie dort in verstärktem Mass von Lawinen bedroht werden (26).

Heute ist der Lauf der Reuss zwischen Realp und dem Schölleneneneingang weitgehend korrigiert. Im Talboden bei Andermatt lassen sich jedoch deutlich alte Mäanderbögen beobachten. Die Nutzung der Gewässer zur Gewinnung von Elektrizität hat die Hochwassergefahr weiter verringert (27).

Weder die Denudationsvorgänge noch die Wildwasserbedrohung sind jedoch in ihren Ausmassen oder in ihrer Aktivität bedeutungsmässig mit der Lawinengefahr vergleichbar. Die Lawinen spielen unter den elementaren Einwirkungen zweifellos die entscheidende Rolle.

Die beigegegebene Lawinenkarte (Karte 1) wurde nach den Angaben des Lawinenkatasters Uri gezeichnet und ergänzt nach der "Lawinenkarte des Gotthard-Gebirgsstockes" 1 : 50 000 von J. Coaz 1881. Letztere verzeichnet für unser Untersuchungsbereich im ganzen 253 Lawinenzüge.

Der Lawinenkataster wurde 1962 mit Hilfe ortskundiger Gewährsleute erstellt und seither regelmässig nachgeführt. Er erfasst nur die Lawinen des Haupttales, das zur Beobachtung in drei Abschnitte eingeteilt ist. Im Kreis Andermatt werden 39 Lawinenzüge erfasst, im Kreis Hospental 23 und im Kreis Realp 24. Die Abgrenzung dieser Lawinenzüge konnte aus den Katasterplänen (1 : 10 000) entnommen werden.

Beide Talhänge begünstigen die Ausbildung von Lawinen gleichermaßen, schon infolge ihrer nahezu gleichen Neigung. Dies kommt dadurch zum Ausdruck, dass die verschiedenen Züge in annähernd parallel zueinander verlaufenden Streifen quer zur Talachse in die Sohle vorstossen. Die meisten Lawinen reissen im Bereich der 2000 m-Isohypse an der Trogschulter an, wo es durch Windverfrachtung leicht zur Ansammlung grösserer Schneemengen kommt. Die Lawinenbildung wird durch die Kahlheit des Geländes begünstigt. Gesamthaft gesehen scheinen am Sonnenhang im Durchschnitt etwas häufiger Lawinen niederzugehen als am Schattenhang.

Die Gliederung nach der Häufigkeit des Auftretens sagt aber nichts aus über die Gefährlichkeit der einzelnen Lawinenzüge, im Gegenteil. Sehr selten auftretende Lawinen haben in der Regel ausserordentlichen Umfang und ausserordentliche Reichweiten und stellen deshalb für Siedlungsgebiete und Verkehrswege eine enorme Gefahr dar, welche, weil nur latent vorhanden, oft ignoriert wird (H. Frutiger, 1970). Die Lawinentätigkeit steht immer wieder in engem Zusammenhang mit aussergewöhnlich starken Neuschneefällen innerhalb kurzer Niederschlagsperioden, so dass die Schneemassen losbrechen, bevor sie eine gewisse Festigkeit erreicht haben. Dann vollzieht sich der Anbruch auch an Orten, wo seit Menschengedenken keine Lawinen beobachtet worden sind.

Es gibt nach Karte 1 zwischen Realp und Hospental im Haupttal kaum eine vollkommen lawinensichere Stelle. Nur der Talboden zwischen Hospental und Andermatt darf als relativ ungefährdet gelten. Doch auch dort bestehen zwei Lawinenzüge (die Schwystallau und die Hugenplanggelaui), die von entgegengesetzten Hängen losreissen und sich im Talboden treffen (28).

Dass das Urserental zu den ausgesprochenen Lawinentälern gehört, geht aus seiner besonderen Lage hervor. Es kann nach M. Oechslin (1952) ergiebige Schneefälle erhalten, wenn "eine über die Südflanke des Gotthards streichende Lawinenwetterfront" nordwärts greift, und umgekehrt, "wenn eine über die Nordflanke des Bergmassivs ziehende Schneewetterlage" bis ins Betretttotal hinüber wirksam ist. Beides zeigte sich deutlich im Katastrophenwinter 1951(29).

Nach den von M. Oechslin (1951) zusammengetragenen Quellen über die "Lawinenniedergänge im Kanton Uri 1287 - 1945 und 1951" wird das Urserental besonders bei extremen Lawinensituationen immer wieder hart betroffen. Die menschliche Tätigkeit wickelte sich wahrscheinlich zu allen Zeiten im Winter unter der drohenden Lawinengefahr ab. Die Landwirte, welche ihr Vieh in den Aussenställen zu besorgen hatten, waren dort oft tagelang blockiert, weil ihnen die Rückkehr ins Dorf durch die Lawinengefahr verunmöglicht wurde. Zahlreich sind Berichte von zerstörten "Gaden" und erschlagenem Vieh. Beim Heimschaffen von Wildheu mussten nicht selten unter dem Druck der Futterknappheit hohe Risiken eingegangen werden (30).

Viele Lawinenopfer sind auch im Zusammenhang mit dem Saumverkehr über den Gotthardpass zu beklagen gewesen, der, wenn immer möglich auch im Winter aufrechterhalten wurde (31).

Die Karte 1 zeigt, dass selbst die Dorfsiedlungen keinen völligen Schutz zu gewähren vermochten, bevor sie in jüngster Zeit durch aufwendige Verbauungs- und Aufforstungsarbeiten gesichert wurden (32). Lawinenniedergänge unterbrechen die Verbindung der Dörfer untereinander jedoch auch heute noch fast jeden Winter oder schneiden das Tal vorübergehend vollständig von der Aussenwelt ab.

Das Verhalten der Talbewohner gegenüber der Lawinenbedrohung war lange Zeit gekennzeichnet durch Passivität, ja Resignation. Ihre Wirtschafts- und Siedlungsweise trug den Gegebenheiten wenig Rechnung (vgl. Kap. VI, Kap. VII). Um aktiv etwas gegen die vielleicht zum Teil selbstverschuldete

Situation zu unternehmen, fehlte es an den technischen und finanziellen Möglichkeiten. Auch der Aufforstungsgedanke liess lange auf sich warten.

K. Kasthofer (1822) dürfte einer der ersten gewesen sein, der die Wünschbarkeit einer Wiederbewaldung Urserens aussprach und selbst im Gurschenwald veruchsweise die ersten Lärchen setzte. Anlass zur Inangriffnahme der Aufforstung bot der Bundesbeschluss von 1871, der an Schutzbauten und Aufforstungen im Hochgebirge Bundesbeiträge zusicherte.

Lawinenverbau und Aufforstungen führten aber erst nach langen, von Rückschlägen gekennzeichneten Bemühungen zu den heutigen Resultaten. Auf beiden Gebieten mussten zuerst viele Erfahrungen gesammelt werden, bevor Wirksames geleistet werden konnte. Nach und nach entstanden so in Urseren vier durch umfangreiche Verbauungen geschützte Aufforstungsflächen:

Der Bannwald am Gurschen wurde durch Aufforstungen ab 1874 erweitert. In seinem Kern stocken über 300 Jahre alte schmalkronige Gebirgsfichten, die im unteren Wald bis zu einer Länge von über 40 m aufwachsen. Die Erweiterungsarbeiten sind noch nicht abgeschlossen.

Der St. Annawald bei Hospental entstand zum Schutze des östlichen Dorfteils und der Strasse ab 1874.

Am Lochberg ob Realp setzten die Aufforstungen 1876 ein.

Der Verbau des Kirchbergs bei Andermatt begann 1888, da es galt die Kasernenanlage gegen die Lawinen zu schützen. Mit der Aufforstung des Hanges wurde erst 1930 begonnen.

Ein weiteres Aufforstungs- und Verbauungsprojekt wird gegenwärtig im "Gändli", am Südhang des Nätschen zum Schutz der Oberalpbahn und des neu entstandenen Wilerquartiers von Andermatt verwirklicht.

Hunderttausende von Bäumen wurden bisher gepflanzt und Millionenbeträge für Schutzbauten investiert, mit dem Zweck, wenigstens die bestehenden Siedlungen wirksam zu schützen. Ein weitergehender Schutz des Tales ist vorläufig aus finanziellen Gründen nicht möglich (33).

Die bescheidene Wiederbewaldung, wie sie bis heute gelungen ist, stellt das Resultat eines 100 Jahre dauernden unermüdlichen Einsatzes dar. Ein offener Weideboden wird nicht innerhalb weniger Jahre zum Waldboden. Namentlich am Gurschen müssen die Jungpflanzen laufend ausgesichelt werden, damit

sie nicht im bis mannshoch wuchernden Unkraut ersticken. Frost, Schneebruch, Kriechschnee, Lawinen, starker Wildverbiss, Schneeschimmelbefall etc. führen immer wieder zu Rückschlägen und machen umfangreiche Nachpflanzungen notwendig. Die Verwendung ungeeigneter Jungpflanzen, die Wahl eines ungeeigneten Pflanztermins, mangelnde Sorgfalt bei der Pflanzung (Akkordarbeit) oder ungeeignete Pflanztechnik sollten heute nicht mehr die Ursache von Misserfolgen sein.

Dass das Leben mit der Bedrohung durch Naturgewalten in einer Landschaft, die von der Natur nicht reich ausgestattet wurde, auch den Charakter der Bewohner prägt, wurde mir in Urseren von aus dem Mittelland Zugezogenen bestätigt, welche an sich selbst eine Veränderung des Charakters beobachten konnten. Ohne Zähigkeit und Beharrlichkeit, gepaart mit einer gewissen Schicksalsergebenheit lässt sich die Kontinuität menschlicher Existenz im Urserental kaum denken.

Zusammenfassung: Unter den für die Kulturlandschaft raumrelevanten elementaren Einwirkungen ist im Urserental die Aktivität der Lawinen von überragender Bedeutung. Inwieweit sie die Wirtschafts- und Siedlungsweise beeinflusste bleibt noch zu zeigen (vgl. Kap. VII). Wenn auch lange Zeit eine aktive Lawinenbekämpfung unterblieben ist, so ist doch der oft harte Kampf um die Aufrechterhaltung des Passverkehrs über den Gotthard im Winter, und damit der Kampf gegen die Isolation, bemerkenswert. Das grundsätzliche Bestreben, die Verbindung nach aussen offen zu halten, ist als wesentliches Element im Wirkungsgefüge der Kulturlandschaft zu betrachten.

5. Zusammenfassung

Die Talanlage des Urserentales ist tektonisch und petrographisch bedingt, indem zwischen die Gneise des Gotthardmassivs im Süden und die Granite des Aarmassivs im Norden die weichen mesozoischen bis permokarbonischen Schiefer der sog. Ursenerzone eingeschaltet sind. Durch Ausräumung der letzteren entstand die Längstalfurche, deren heutiges Grossrelief glazial geprägt ist. Das Haupttal ist ein gut

entwickeltes Trogtal. Es erweitert sich zwischen Hospental und Andermatt zu einer mit Alluvionen gefüllten Mulde, die eine beträchtliche glaziale Uebertiefung aufweist. Auch die in Stufen mündenden, getreppten Seitentäler (Unteralptal, Gotthardreusstal, Witenwasserental) besitzen Trogform und meist relativ weite Talhintergründe. Die Entwässerung des Gebietes erfolgt durch den klammartigen Einschnitt der Reuss (Schöllenenenschlucht) nach Norden.

Klimatisch steht das Urserental als alpines Längstal Einflüssen von Westen und Osten, durch seine Nebentäler und die Schöllenen aber auch solchen aus südlicher und nördlicher Richtung offen. Urseren hat ein rauhes Hochgebirgsklima. Als Folge der weitgehend unbewaldeten Hänge mit ihrer starken Wärmeausstrahlung verzeichnet es bedeutende tägliche und jahreszeitliche Temperaturschwankungen. Während die Höhe der Jahresniederschläge (150 cm und mehr) mit jener der Nachbartäler vergleichbar ist, liegt die Niederschlagshäufigkeit in Urseren deutlich höher. Die ausgeglichene Niederschlagsverteilung (Hauptmaximum im Oktober, Minimum im Februar) kommt durch Ueberlagerung südlicher und nördlicher Einflüsse zustande. Die Schneebedeckung dauert in der Regel fünf bis sechs Monate, sie erreicht jeweils erst im März ihre maximale Höhe.

Die natürliche Vegetation ist durch direkte oder indirekte anthropogene Einwirkung (u.a. jahrhundertelange Weidenutzung) stark verändert worden. Die als Folge der Extensivierung der Bewirtschaftung eingetretene starke Verbuschung vor allem der Schattenhänge und die vier mit einigem Erfolg aufgeforsteten Bannwaldgebiete vermögen den vorherrschenden Eindruck der Kahlheit des Tales nur teilweise zu mildern. Jahrhundertlang litt Urseren unter drückendem Holzmangel. Aus der Analyse der heutigen Flora, aus Holzfunden in den Mooren, aus Urkunden und auf Grund des Flurnamenmaterials kann geschlossen werden, dass das Tal einst bis auf die Höhe der Trogschultern (ca. 2000 m/M.) bewaldet war. Diese ursprüngliche Bewaldung lässt sich wohl in ihrer Zusammen-

setzung einigermaßen rekonstruieren, nicht aber in ihrer Dichte. Ebenso sind Zeitpunkt und Ursachen der Entwaldung nicht eindeutig festzulegen. Dass dabei neben Naturgewalten (u.a. hauptsächlich Lawinen) und ev. dem klimatischen Rückschlag des 16. Jahrhunderts der Mensch eine wichtige Rolle gespielt hat (Rodung zur Weidegewinnung, Holzverbrauch für Wohnbauten und Wirtschaftsgebäude, für Strassenunterhalt und zu Feuerungszwecken besonders auf den Alpen etc.), ist unbestritten. Vieles deutet darauf hin, dass der Wald schon im 14. Jahrhundert auf wenige Restbestände reduziert worden war.

Trotz der durch Subventionen des Bundes ab Ende des 19. Jahrhunderts ermöglichten Ausführung umfangreicher Verbauungs- und Aufforstungsprojekte gehört Urseren heute noch zu den ausgesprochen lawinengefährdeten Tälern (über 250 Lawinenzüge). Unter den elementaren Einwirkungen, welche Strukturveränderungen in der Kulturlandschaft Urserens verursacht haben könnten, ist den Lawinen die grösste Bedeutung beizumessen.

IV Historische Voraussetzungen

Der Versuch, sämtliche Variablen, welche im Wirkungsgefüge der alpinen Kulturlandschaft auftreten, zu erfassen und ihre gegenseitigen Beziehungen zu quantifizieren, dürfte wenig Aussicht auf Erfolg versprechen, auch wenn, wie in unserem Fall, eine räumliche Begrenzung des Untersuchungsgebietes vorgenommen wird. Ein wesentlicher Grund dafür liegt in der entscheidenden Mitbeteiligung anthropogener Faktoren, welche - mehr noch als natürliche Gegebenheiten - sehr oft nur qualitativ erfasst und gewertet werden können.

Die vorliegende Arbeit beschränkt sich bewusst auf einige Teilaspekte der alpinen Kulturlandschaft um in diesen Bereichen einige der wichtigsten Wechselbeziehungen zu erfassen. Eine kompetente Beurteilung des Einflusses der anthropogenen Komponenten im Wirkungsgefüge der traditionellen Kulturlandschaft ist in jedem Fall ohne sorgfältiges Studium der historischen Entwicklung undenkbar. Erst auf diesem Weg wird es möglich, die Prinzipien und Absichten kennen zu lernen und zu werten, denen die gestalterische Aktivität des Menschen folgte.

Mit der Lokalgeschichte des Urserentales befassen sich zahlreiche Publikationen. Erwähnt seien die Arbeiten von R. Hoppe-ler (1907 und 1910), P. Iso Müller (1936, 1957, 1958) und J. Gisler (1962). Eine umfangreiche Literatur behandelt Urseren im Zusammenhang mit der Geschichte des Landes Uri und des Gotthardpasses. Wir beschränken uns daher auf eine knappe Uebersicht, wobei besonderes Augenmerk auf jene Aspekte gelegt werden soll, die für das Verständnis der traditionellen

Kulturlandschaft von Bedeutung sind. Im Vordergrund stehen dabei vor allem Hinweise zur Besiedlungsgeschichte und zur wirtschaftlichen Entwicklung des Tales.

1. Urseren vor der Erschliessung des Gotthardweges

1.1. Frühgeschichte

Der Ur- und Frühgeschichte des Urserentales kommt im Rahmen dieser Arbeit wenig Bedeutung zu, weil während dieser Epochen noch keine nachweisbare Einflussnahme des Menschen auf die Landschaft erfolgte. Den entscheidenden Auftakt zur kulturlandschaftlichen Entwicklung gab wohl erst die Germanisierung des Tales durch die Einwanderung von Walsern im 12. Jahrhundert. Immerhin soll an dieser Stelle doch auf die Gedanken hingewiesen werden, welche K. Gutzwiller (1937) geäußert hat:

"Obwohl einem vorgeschichtlichen Nomaden in der Nutzung alpiner Weiden nichts im Wege stand, war bis heute die Ansicht vorherrschend, es sei die Alpwirtschaft ein Kind des Mittelalters."

Gutzwiller glaubt, dass möglicherweise schon im Neolithikum alpwirtschaftliche Betriebsformen bestanden haben, die allerdings archäologisch kaum nachgewiesen werden können. Er erinnert dabei an die Bergamasker Hirten, welche bis in die Neuzeit hinein im Bündnerland (nach A.O. Lusser, 1972, auch im Kanton Uri) sömmeren und dabei in Zelten wohnten.

Interessant ist auch seine Feststellung, dass "das pfahlbauzeitliche Torfrind und das Torfschaf" sich im ans Urserental grenzenden Bündner Oberland beinahe unverändert forterhalten hätten. Ungeklärt bleibt vorderhand die Bedeutung einer neolithischen Pfeilspitze, die 1955 beim Mätteli ob Hospental gefunden wurde (vgl. A. Christen, 1960).

Auch über die frühgeschichtliche Bedeutung der Passwege, welche sich in Urseren kreuzen, fehlen uns die Kenntnisse. Hingegen hat der keltische Goldschatz aus dem 4. Jahrhundert v.Chr., welcher 1962 bei Erstfeld gefunden wurde, die Anwesenheit von Kelten an der Reuss eindeutig belegt (34).

Als direkte Spuren der Römer sind in Urseren lediglich zwei Streufunde von Münzen zu verzeichnen (35). Aus der administrativen Vereinigung des poeninischen Bezirks (Wallis) mit der Provinz Raetia unter Marc Aurel (gest. 180) hat schon R. Hoppeler (1910) geschlossen, dass die Verbindung des Vorderrheintales über Oberalp - Urseren - Furka mit dem Rhonetal in römischer Zeit stark frequentiert, aber vom unteren Reusstal durch den Felsriegel des Bätzberges fast völlig abgeschlossen war. Dass die Gotthardroute bis ins spätere Mittelalter als alpine Transversale weit hinter dem Grossen St. Bernhard und der Septimeroute zurückstand, wird in der Literatur nirgends bestritten. P. Kläui (1966) möchte aber die auf Rossmettlen gefundene Münze doch als Hinweis dafür werten, dass - wie in keltischer Zeit - die Schöllenen umgangen und gelegentlich aus dem Reusstal der Anschluss nach Süden oder ins Wallis gesucht wurde (36).

Einer Verbindung Urserens mit der Leventina stand in römischer Zeit kein Hindernis wie die Schöllenen im Wege. Es besteht jedoch kein Zweifel, dass die Römer über die technischen Fähigkeiten verfügt hätten, die Schöllenenschlucht zu erschliessen. Dass sie die Gotthardroute vernachlässigten, hatte sicher andere, gewichtigere Gründe (vgl. R. Laur-Belart, 1924).

Die ur- und frühgeschichtliche Situation Urserens lässt sich auf Grund der wenigen Hinweise kaum eindeutig klären. Erschwerend wirkt sich zudem aus, dass die Literatur oft von falschen Vorstellungen belastet ist, wie etwa vom Grausen, das der Mensch vor dem Hochgebirge empfunden habe, von der Scheu, es zu betreten, und dem Verlangen, möglichst rasch

und bequem darüber wegzukommen, wenn er zu einer Alpen-traversierung gezwungen war (37).

1.2. Besiedlung, politische Erfassung

Der Name *U r s e r e n* erscheint als "Ursaria" erstmals um 1200 in der "Passio S. Placidi", den Landschaftsschilderungen eines unbekannten Benediktiners von Disentis (vgl. I. Müller, 1952) (38). Beim Eintritt in die Geschichte gehört Urseren zum romanischen Sprachgebiet und ist der Abtei Disentis und damit dem Bistum Chur zugeteilt.

"Die Initiative zur Besiedlung und politischen Erfassung des Raumes ging also sicher von Rätien aus. Die Abtei Disentis drang zuerst durch ihre Eigenleute in das Zentrum des ganzen Gotthardgebietes vor."

Zu dieser Feststellung gelangt P. Iso Müller (1957) in seiner wertvollen Arbeit "Der Gotthardraum in der Frühzeit (7.- 13. Jh.)", in welcher er die Entwicklung des Pfarreisystems im ganzen Gebiet zwischen Ilanz und Brig, von Biasca bis Bürglen, sowie die Ausweitung der Christianisierung und zugleich Kultivierung des Gotthardgebietes darlegt.

Folgt man dieser Darstellung, ergibt sich für unser Untersuchungsgebiet folgende Situation: Noch im 7. Jh. war der Gotthardraum kaum besiedelt, eine Art "Niemandsländ" (39), in welchem vier Kirchensprengel zusammentrafen. Das Bistum Sitten reichte im Osten bis etwa ins Briger Talbecken, das Bistum Konstanz bis ins Urner Unterland, das Bistum Como (nicht Mailand!) (40) hatte Gebietsansprüche bis zum Talbecken von Biasca und das Bistum Chur bis etwa nach Truns im Vorderrheintal. Nirgends bestanden feste Grenzen, sondern zwischen den einzelnen Einflussgebieten bloss weite Grenzräume. Dass im Westen auch die Bistümer Lausanne und Novara ihre äussersten Ansprüche gegen das Gotthardgebiet vorschoben, zeigt deutlich, "wie sehr damals hier in diesem Gebirgsmassiv grössere und dauernde Wohnstätten fehlten". Im bündnerischen Rheintal bildete der Russeinerfelsen (zwischen Disentis und Somvix) eine ausgeprägte kulturellandschaftliche Grenze: bis hieher reichten im Frühmittelalter christliche Organisation und Kultur, Truns war die letzte grosse Pfarrei des Tales, End- bzw. Grenzpfarre. Das talaufwärts liegende Gebiet wurde als Landschaft Desertinas bezeichnet. Es handelte sich um wenig bebautes Land, das zu Beginn des 8. Jhs. noch einen grossen Königsforst bildete. Die Desertinas und die westlich der

Oberalp anschliessende Ursaria, das Bärental, standen nach I. Müller einfach deshalb in Globo und confuso dem rätisch-churischen Gebiete zu, weil vom früh kultivierten Rheintal aus dieses verlassene Gebiet am leichtesten zu erreichen war (Oberalppass 2044 m). Ohne Zweifel verlieh die Gründung des Klosters Disentis (8. Jh.) der Kultivierung und Christianisierung von Tavetsch und wohl auch von Urseren entscheidenden Auftrieb.

Die erste grössere Niederlassung von Disentiser Eigenleuten entstand nach I. Müller im sogenannten Altchilch, wo heute noch die St. Kolumbanskirche steht (hinter der Kaserne von Andermatt). Das am Ausgang des Oberalppassweges liegende Dörflein war einigermaßen lawinensicher und sonnig gelegen. Die St. Kolumbanskirche, wohl als erste klösterliche Eigenkirche von Disentis gebaut und mit einer selbständigen Pfarrei verbunden, entstand vermutlich erst um die Jahrtausendwende (11. Jh.). Die Siedlung von St. Kolumban hatte keinen eigenen Namen, sie war schlechthin das Dorf Urseren (ähnlich wie bei Sedrun-Tavetsch). Von St. Kolumban/Urseren aus erfasste die rätische Kolonisation auch den Passfuss der Furkaroute, mit dem Anliegen der Verwirklichung des "jus primi occupantis". Die kleine Nebenstation Realp ist allerdings erst spät, 1363 als Riealb (riva alpa - Bachalp) belegt. Weder Name noch Kirche beweisen in Realp eine frühe Siedlung, trotzdem ist es nach I. Müller als "romanisch-rätische Gründung in strategischer Grenzstellung" anzusehen.

An der Mündung des Gotthardreusstales entstand schliesslich Hospental, "das man früher als altes Disentiser Hospiz und als alte rätische Siedlung angesprochen hat", dessen Name aber eindeutig lateinisch-italienischen Ursprungs ist (41).

I. Müller bezeichnet somit Urseren gegen Ende des 12. Jhs. als Hochtal unter dem rätoromanischen Disentis mit kirchlichem Zentrum und Räterdorf in St. Kolumban (42) und Ergänzungen in Realp und schliesslich in Hospental. Er schreibt weiter (1958):

"Von diesen drei Punkten aus wurde besonders die schattengebende Südseite ausgenützt, weil dort die meisten romanischen Flurnamen zu finden sind, also das Unteralptal und das Guspistal!"

Ob ausser diesen drei Punkten noch andere eventuell ältere Siedlungen zu lokalisieren sind, soll später erörtert werden. Urseren ist zweifellos am leichtesten, sozusagen "weidgangs" von Bünden her zu erreichen. Jedoch aus der Tatsache, dass sich die romanischen Flurnamen im südlichen Teil des Tales häufen, zu folgern, die Rätoromanen hätten vor allem die schattengebende Südseite ausgenützt, scheint mir ungerechtfertigt. Wenn man bedenkt, dass die Alpen auf dem St. Gotthard, auch nördlich der Passhöhe, von Anfang an vom Tessin her genutzt wurden, und wenn man an den lateinisch-italienischen Namen von Hospental denkt, könnte man meines Erachtens daraus ebensogut auf eine sehr frühe Beeinflussung von Süden her schliessen (43). Die Aktivität der Rätoromanen in Urseren muss jedenfalls als wenig raumrelevant betrachtet werden. A. Kocher (1971) vertritt die Meinung:

"Aus den noch erhaltenen romanischen Flurnamen, die sich fast ausschliesslich schattenhalb, in schlechterer Lage vorfinden, müssen wir schliessen, dass der grösste Teil des Tales landwirtschaftlich ungenützt war und noch grossen Waldbestand aufwies".

Zwischen Urseren und Uri sind im Frühmittelalter weder wirtschaftliche noch politische noch kirchliche Beziehungen nachzuweisen, die Schöllenen bewirkte damals noch eine absolute Trennung.

Uri gehörte zum Herzogtum Alemannien und kam in der Folge an die Reichsvogtei Zürich; kirchlich gehörte Uri bis ins 19. Jh. zum Bistum Konstanz. Grundherren in Uri, wie die Fraumünsterabtei Zürich, die Grafen von Rapperswil oder die Zisterzienser von Wettingen, hatten keinen Grundbesitz in Urseren, umgekehrt hatte Disentis keinen Besitz in Uri.

Die überwiegende Mehrheit der Flur- und Ortsnamen ist in Urseren deutschen Ursprungs, "zum Teil mit charakteristischen Walserendungen, wie die Verkleinerungssilbe "-ti" in "Bielti", "Ställti" (A. Kocher, 1971). Man geht daher wohl nicht fehl in der Annahme, dass erst die deutschsprachigen Einwanderer die eigentliche Urbarisierung und Nutzung des Bodens einleiteten. Die wenigen romanischen Namen gelten nach A. Kocher (1971) "Siedlungen: Urseren, Hospental, Realp; Bergübergängen:

Crispalt (früherer Name für Oberalp), Furka; oder Bergen: Gurschen, Badus u.s.w."

1.3. Germanisierung

Die Walserbewegung, welche in der letzten Zeit vor 1200 vom Goms her einsetzte, ist 1936 von Pater I. Müller in seiner vielbeachteten Arbeit "Die Wanderungen der Walser über Furka-Oberalp und ihr Einfluss auf den Gotthardweg (ca. 11. bis 14. Jh.)" dargestellt worden (44). Den Zeitpunkt der Wanderung setzt I. Müller 1936 nach dem 9. Jh., spätestens im 12. Jh. fest und fixiert ihn 1958 mit ziemlicher Sicherheit zwischen 1170 und 1190, Urseren wird damit zu einer der ersten Walserkolonien. Welche Rolle das Kloster Disentis bei dieser Wanderbewegung gespielt hat, geht aus den vorhandenen Quellen nicht zuverlässig hervor (45), vgl. Kap. V.1. Besonders bemerkenswert ist, dass diese einwandernden Walser mit dem Ueberschreiten der Furka sowohl den Grundherrn als auch das Bistum wechselten, was für die frühen Walserbewegungen als Ausnahme zu betrachten ist. Das Gebiet von Urseren, das sie nun besiedelten, war grundherrlich und kirchlich eindeutig zugeordnet. Ob es damals bereits eine sesshafte romanische Bevölkerung, also Dauersiedlungen aufwies, steht nicht eindeutig fest. Jedenfalls kam aus topographischen Gründen von Anfang an nur ein Nebeneinander (nicht wie andersorts ein Uebereinander) zwischen romanischer und walserischer Bevölkerung in Frage.

"Zunächst liessen sich die Walser zwischen Ralp und Hospental nieder. Deren Siedlungsnamen wie Diepelingen und Schmidingen erinnern an die Gomser Namen Gluringen, Blitzingen, Selkingen und Reckingen. Zwischen Hospental und St. Kolumban, aber wesentlich näher der Kirche, entstand Andermatt, dessen Name ja an Zermatt anklingt" (I. Müller 1957).

Mit Sicherheit kann auch angenommen werden, dass die deutsche Sprache in Urseren relativ rasch die Oberhand gewann (46).

2. Die Erschliessung des Gotthardweges

Mit der Frage der Eröffnung des Gotthardweges haben sich u.a. R. Laur-Belart (1925), F. Güterbock (1939) oder P.I. Müller (1958) und P. Kläui (1966) auseinandergesetzt. Doch erzielten die Autoren nicht in allen Fragen Einigkeit. Die Gangbarmachung der Schöllenen ist wohl mit ziemlicher Sicherheit in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts vorgenommen worden, doch bleibt es weitgehend Ermessensfrage, woher der entscheidende Anstoss dazu gekommen ist (47).

I. Müller (1936 und 1958), P. Zinsli (1969) und A. Kocher (1969/1971) verknüpfen die Eröffnung der Schöllenen ursächlich mit den Walserbewegungen. Auch P. Kläui (1966) glaubt, dass man Leute aus dem Oberwallis heranzog, die mit Hilfe ihrer Erfahrung in der alpinen Technik der Wasserleitungen eine leistungsfähige Dauerbrücke in der Schöllenen errichten konnten. Kläui bringt aber die Erschliessung des Gotthardweges auch in Zusammenhang mit dem grossen Interesse der Zähringer für das Land Uri. Er bezeichnet ferner zwei initiative Geschlechter aus Urseren, die beide aus dem Wallis eingewandert und später nach Uri hinabgestiegen sind, als Hauptbeteiligte an der Erschliessung der Schöllenen: die Herren von Andermatt (48) und die von Moos, beides Disentiser Ministerialgeschlechter.

Zweifellos war um 1200 im Gotthardraum jene Dichte der Bevölkerung erreicht, welche vorausgesetzt werden muss, damit Unterhalt und Rentabilität des Passweges gewährleistet waren (49).

Auch R. Laur-Belart (1924) meint, dass die Ausführung der Strasse dem Unternehmungsgeist der Leute aus den angrenzenden Tälern zuzuschreiben sei, "wobei es wohl unmöglich bleiben wird, den Umkreis der mitwirkenden Gebiete und die eventuell führende Teilnahme von grösseren Grundherren oder staatlichen Kräften genauer festzustellen".

Er glaubt, dass die scharfe Scheidung zwischen Uri und Urseren schon vor Eröffnung der Schöllenen nicht mehr bestanden habe. Die Intensivierung der Gewerbetätigkeit, die Ausdehnung des Handels- und Verkehrslebens im Hochmittelalter habe auch mehr Verkehr in die Gotthardtäler gebracht, so dass sich der Ausbau der Verkehrswege lohnte.

I. Müller (1936) glaubt ebenfalls, dass der Bau von Twärrenbrugg und Teufelsbrücke in der Schöllenen nicht eine neue Verkehrsroute erschloss, sondern lediglich eine wesentliche Verbesserung der schon bestehenden bedeutete. Dabei darf auch eine Beteiligung der Livinnen nicht ausser acht gelassen werden, denn das Gotthardhospiz war keine Gründung der Benediktiner von Disentis, es gehörte immer zur Leventina (50).

Die Statuten der Ortschaft Osco (ob Faido) vom 5. April 1237 belegen als Haupterwerbsquelle für die Bewohner des Livinentales neben der Alpwirtschaft den Warentransport. Das Dokument illustriert deshalb, wie rasch die Gotthardroute, besonders für den Handelsverkehr an Bedeutung gewann (51).

Als militärische Durchgangsstrasse hatte die Gotthardroute mit den beiderseits vorgelagerten Seen nach wie vor geringe Bedeutung, da das Verladen eines Heeres auf Schiffe kaum denkbar war. Im Handels- und Pilgerverkehr zwischen Westdeutschland und Italien spielte dieser Umstand keine Rolle.

3. Urseren nach der Erschliessung des Gotthardweges

3.1. Demographische und wirtschaftliche Konsequenzen

Als Folge der Eröffnung des Schöllenenweges erfuhr das Urserental eine vermehrte Zuwanderung auch von Süden und Norden her.

Die neue internationale Handelsroute bot fortan günstige Verdienstmöglichkeiten beim Transport von Waren und Personen oder beim Strassenunterhalt. Es stieg der Bedarf an Spezialhandwerkern (z.B. Steinspalter, Maurer, Zimmerleute, Wagner bzw. Schlittenmacher, Schmiede, Sattler, Seiler), auch wurden Bäcker, Schreiner, Schuster u.a.m. benötigt. I. Meyer (1939) zeigt, dass der grösste Teil der heutigen Geschlechter Urserens von hergewanderten Handwerkern abstammt (52).

Die Kulturlandschaft Urserens entwickelte sich damit auf unterschiedlicher ethnischer Grundlage. A. Kocher (1971) schreibt:

"Die Bevölkerung des Urserentales muss hauptsächlich als eine Mischung romanischer Rätier, welscher Livinentaler und vor allem deutscher Einwanderer aus dem oberen Rhonetale und dem unteren Reusstal betrachtet werden."

R. Hoppeler (1910) zeigt, dass die Bezwingung der Schöllenen auch die *S t a n d e s v e r h ä l t n i s s e* beeinflusste, indem nun neben den Walsern auch Hörige der Fraumünsterabtei in Zürich und des Klosters Wettingen in Urseren erschienen. Das Urserental ist damit keine reine Walserkolonie. Dies erklärt auch, warum in Urseren das Walsertum kaum mehr fassbar erscheint.

Der Gütertransport über den Gotthard führte mit seinen Transiteinnahmen wie Zöllen, Weggeldern, Fuhrlohnen etc. zweifellos zur *w i r t s c h a f t l i c h e n S t ä r k u n g* der Talschaft. Das Kloster Disentis hingegen geriet nach 1200 in dem Masse, wie der Verkehr über den Lukmanier an Bedeutung verlor, immer mehr in finanzielle Schwierigkeiten (vgl. I. Müller, 1936).

Am Gotthard wurde das Transportwesen frühzeitig geregelt. Der älteste Säumer- und Teilerbrief des Urserentales geht auf 1363 zurück. Von Anfang an bildete das Transportwesen ein Monopol der Talschaft. Es wurde also nicht individuell, sondern kollektiv organisiert. Die Versammlung der Allmend- und Alpgenossen war deshalb auch für das Speditionswesen zuständig und wurde zur eigentlichen Talgemeinde (vgl. Kap. V.2.). Demzufolge unterblieb eine berufsmässige Aufteilung der Bevölkerung in Säumer und bäuerliche Talgenossen (53).

Wohl ergab sich mit der Zeit eine gewisse Spezialisierung, so dass nicht alle Talleute im gleichen Mass unmittelbar vom Passverkehr profitierten. Bis in die neueste Zeit hinein blieb aber die Landwirtschaft als Nebenerwerb für die in Transportwesen oder Gastgewerbe Beschäftigten erhalten.

Durch den Export und Verkauf ihrer Landesprodukte, vorab Vieh, Käse und Heu, zogen aber alle Talleute in gleicher Weise indirekten Nutzen aus dem Passverkehr, also auch die Bewohner des von der Gotthardroute etwas abseits gelegenen Dörfchens Realp.

Der primitive Saumweg über den St. Gotthard, wie er bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestand, erforderte nach W. Baumann (1954) nur geringen Unterhalt (54).

Grössere Ausgaben erforderten jeweils die Behebung der durch Naturereignisse (Lawinen, Felsstürze, Ueberschwemmungen) verursachten Schäden und die Erneuerung der zahlreichen über die Reuss führenden Holzbrücken. Diese Ausgaben verschlangen aber nach W. Baumann (1954) im 18. Jh. durchschnittlich nur etwa einen Viertel der Zolleinnahmen, die Uri und Urseren zugute kamen.

Die Hebung des Wohlstandes, welche direkt oder indirekt mit dem Saumverkehr verbunden war, ist sicher eine der Ursachen für die allmähliche Lockerung der Bande zwischen Urseren und Disentis.

Vom 14. Jh. an lösten immer mehr Talleute die auf den Zinsgütern haftenden Reallasten (Erblehen-, Abtzinse) ab, um "fri ledig eigen guot" zu erwerben. Die Erb lehenszinsen dürften übrigens nach J. Gisler (1962) anfänglich wenigstens teilweise in Naturalien z.B. Käse oder Klein- und Jungvieh entrichtet worden sein (55). Mit dem Aufschwung des Gotthardverkehrs löste die Geldwirtschaft jedoch wohl sehr bald und früher als andersorts die Naturalwirtschaft ab. Zur endgültigen Ablösung aller weltlichen Verpflichtungen gegenüber dem Abt von Disentis kam es allerdings erst am 26. August 1649 (56).

3.2. Politische Konsequenzen

Die Erschliessung der Schöllenen hatte vielseitige politische Konsequenzen.

1239/40 wurde Urseren, das ursprüngliche Immunitätsgebiet der Abtei Disentis, wohl wegen seiner Lage an der Passroute, ans Reich gezogen, und als besondere Reichsvogtei dem Grafen von Rapperswil übergeben. Nach dem Aussterben der Rapperswiler in männlicher Linie übertrug König Rudolf 1283 die Vogtei seinen Söhnen, womit Urseren in habsburgische Hände kam (57). Bereits 1317 stellte das aus dem Tale stammende, in Uri einflussreich gewordene Geschlecht der von Moos den Untervogt und wurde später Inhaber der ganzen Vogtei.

Damit begann nach I. Müller (1936) Uris Vorstoss nach Süden, das in dieser Richtung noch seine einzige Ausdehnungsmöglichkeit besass und darnach strebte, den ganzen Gotthardweg unter seinen Einfluss zu bringen.

Das 14. Jh. wurde für Urseren zu einer turbulenten Zeit des Umbruchs, der Lösung vom Kloster Disentis und der Annäherung an den mächtigen Nachbarn Uri im Norden. Urseren, in den Brennpunkt politischer Interessen geraten, wurde in allerlei Handel verstrickt, die zum Teil blutig ausgetragen wurden, z.B. Grenzstreite mit der Leventina 1315, 1331, Alpstreite wegen Garschen mit den Wallisern 1368, vielerlei Differenzen mit Luzern 1309, 1328, 1339.

Das Ringen um Eigenständigkeit, um Gestaltung und Abgrenzung einer unabhängigen Talschaft geht auch aus den Dokumenten der folgenden Jahrhunderte hervor (vgl. J. Gisler, 1969).

Am 15. Juli 1382 erhielt Urseren vom damaligen König Wenzel in Frankfurt am Main die Reichsunmittelbarkeit zugestanden. Dabei wurde der Talschaft ausdrücklich gestattet, einen Einheimischen zum Ammann und Vogt zu wählen, der volle richterliche Gewalt habe. Auch das Blutgericht stand fortan den Talleuten zu (58).

Trotzdem musste Urseren sehr bald die Oberhoheit des mächtigeren Uri anerkennen und sich diesem staatsrechtlich unterstellen.

Nachdem 1407 die Herren von Misox als Inhaber der Feste Bellinzona mit Uri und Obwalden ein Landrecht eingegangen waren, kam es am 12. Juni 1410 auch zwischen Urseren und Uri zum Abschluss eines "ewigen Landrechts". Die Talleute von Urseren wurden damit auf ewig Landleute von Uri. Sie behielten ihre selbständige Verwaltung, ihre Alpen und Allmenden (59), ihr Talrecht und ihre Gerichte (60), letztere allerdings unter Uris Obergewalt. Uri war fortan

Schirmherr und Vertreter des Tales nach aussen, mit dem Recht, in Urseren Truppen aufzubieten. Das Talbanner von Urseren war nun bei allen militärischen Unternehmungen dem Urner Landesbanner unterschlagen (61).

Die Zeitepoche nach dem Landrecht mit Uri (1410) bis zur Helvetik war für Urseren, nach verschiedenen Autoren, im ganzen gesehen eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs.

An der Seite Uris machte Urseren die ganze Soldpolitik mit. Wenn auch für Uri der Solddienst nie so ausschlaggebend wurde, wie etwa für Schwyz, da Uris Wirtschaftsleben durch den Transportverkehr über seine Pässe gestützt wurde, bot die Reisläuferei doch zusätzliche wirtschaftliche Möglichkeiten, den Bevölkerungsdruck zu mildern. Die Soldverträge garantierten u.a. auch die Einfuhr von Salz und Getreide. Die Urner Oberhoheit scheint jedoch in Urseren oft eher als Last, denn als Segen empfunden worden zu sein (62).

C.F. Müller (1966) weist anderseits darauf hin, dass Urseren und Uri in Fragen der ennetbrigischen Politik und auch in Bezug auf die Bedeutung der Gotthardstrasse in verkehrspolitischer und volkswirtschaftlicher Hinsicht schon vor dem Landrecht von 1410 stets gleicher Meinung gewesen seien.

Die gewinnbringende Lage an den Pässen des Gotthardgebietes wurde Urseren in der Franzosenzeit zum Verhängnis.

Im zweiten europäischen Koalitionskrieg von 1799 bildete das Passkreuz Gotthard-Furka-Oberalp für beide Parteien eine begehrte strategische Zentralstellung. Dies bedeutete für Urseren wiederholte militärische Besetzung, zuerst durch die Franzosen (unter Soult), dann die Oesterreicher (unter St. Julien), hierauf wieder die Franzosen (unter Lecourbe) und endlich im September 1799 den Durchzug des russischen Generals Suworow.

Zurück blieb eine, durch Requisition völlig ausgeplünderte Talschaft, deren Viehbestand weitgehend geschlachtet, deren Heuvorräte zum grössten Teil aufgezehrt oder verdorben waren. Infolge Holzmangels waren Dutzende von Scheunen niedergerissen und verbrannt worden (vgl.

R. Hoppeler: "Urseren im Kriegsjahr 1799", Hist. Njbl. v. Uri, 1900).

Die Helvetik änderte die politischen Verhältnisse des Tales.

Bis 1798 bestand das Gebiet von Uri aus den drei Talschaften, Uri, Urseren und Leventina. Uri war in zehn Genossamen, die Leventina in acht Vicinanzten geteilt. Urseren bildete eine

geschlossene Talschaft. Während die Leventina zum neu geschaffenen Kanton Tessin geschlagen wurde, bildete Urseren nunmehr zusammen mit Göschenen und Wassen den Distrikt Andermatt und wurde Bestandteil des "Canton Waldstätten", zu dem auch der untere Kantonsteil von Uri als Distrikt Altdorf gehörte. Diese Lösung fand jedoch keinen Anklang. Ab 1803 galt wieder die geographisch-historische Unterscheidung zwischen Uri und Urseren als Bezirke des "Canton d'Ury". An der Landsgemeinde vom 27. März 1803 nahmen erstmals auch die Urschener Talleute teil.

Der Einbau Urserens in den schweizerischen Bundesstaat stiess bei den Urschenern teilweise auf heftigen Widerstand, brachte er doch den Verlust der letzten Eigenstaatlichkeit (vgl. A. Christen, 1960).

Die Kantonsverfassung von 1850 behielt, in Anpassung an die Bundesverfassung, die Unterscheidung der Bezirke Uri und Urseren bei und ersetzte die Genossamen durch die politischen Gemeinden. Urseren bildete nun eine einzige politische Gemeinde "mit seinen vier in gewissen Lokal- und Dorfverwaltungs-Sachen getrennten Dorfschaften: Andermatt, Hospental, Realp und Zumdorf" (63), der ein 13 köpfiger Bezirksrat vorstand. Die Talgemeinde war zugleich Gemeindeversammlung.

Die heute noch geltende Kantonsverfassung vom 6. Mai 1888 verleiht den drei Gemeinden des Tales gleich den 17 andern Gemeinden des Kantons politische Selbständigkeit. Die Bezirke haben ihren politischen Charakter verloren und sind als Korporationen, Uri und Urseren, ausgeschieden. Die ehemalige Talgemeinde verwaltet als Allmendgenossen-Versammlung die gemeinsamen Allmenden und das sonstige Korporationsvermögen. Urseren bildet neben dem alten Lande Uri einen eigenen Gerichtsbezirk und wählt seit der Verfassungsrevision von 1929 (Abschaffung der Landsgemeinde) die Mitglieder des "Landgerichtes Urseren", welches erstinstanzliches Zivil- und Strafgericht ist, in geheimer Abstimmung selbst. Die Verfassung von 1888 hat jeder Gemeinde das Recht zugestanden, eine Ausscheidung in Einwohner-, Kirch- und Bürgergemeinde vorzunehmen, wovon nach C.F. Müller (1966) alle Gemeinden Gebrauch gemacht haben. In Urseren blieb die Korporation - als Sonderfall in rechtlicher Beziehung - zuständig für das Bürger- und

Armenwesen des ganzen Tales und bewahrte sich damit einen kleinen Rest politischer Bedeutung.

3.3. Verkehrsentwicklung bis 1882

Die politisch ruhige Zeit der Restauration nutzte Uri, um mit Hilfe der interessierten Kantone (Basel, Solothurn, Luzern, Tessin) zwischen 1818 und 1830 eine befahrbare Gotthardstrasse zu bauen.

Zwar wurde dieser Ausbau auf der Urner Seite erst nach langem Zögern in Angriff genommen, erst als der Bau von Splügen- und San Bernardinostrasse (vor 1820) und die Verbesserung der Tiroler Pässe zu einem Rückgang des Transits über den Gotthard zu führen begannen. Gründe dafür mögen im Kapitalmangel, im Widerstreben gegen das Schuldenmachen durch einen souveränen Staat, in der Angst vor dem Einmischungsrecht Dritter in verkehrspolitische Angelegenheiten des eigenen Landes und in Befürchtungen um die Erhaltung des Säumerstandes zu suchen sein.

Der Wagentransport verlangte nun grössere Sorgfalt im Unterhalt der Strassen, vor allem wurde das Offenhalten des Passes während der Wintermonate für Uri und Tessin nicht nur zu einer technisch schwierigen, sondern auch finanziell spürbaren Aufgabe (64). Auch die Kaufmannschaft stellte wachsende Ansprüche an die Bedienung (65).

Die Umstellung vom Saum- auf den Wagentransport brachte es nach W. Baumann (1954) mit sich, dass das Fuhrgewerbe je länger je weniger als Nebenberuf rentierte. Hatte früher mancher Talbewohner die Mittel zur Anschaffung und Haltung von ein bis zwei Saumtieren aufbringen können, um neben der Land- und Alpwirtschaft mit dem Transport von Kaufmannsgütern etwas Bargeld zu verdienen, überstiegen nun Ankauf und Unterhalt von Ross und Wagen seine Kaufkraft. Das gesteigerte Kapitalbedürfnis, das somit die Fahrbarmachung der Gotthardstrasse bei den Fuhrleuten weckte, trug zur Konzentration des Fuhrwesens in den Händen einer geringern Zahl von Fuhrleuten bei (66). Diese arbeiteten mit verschiedenen Speditionsfirmen zusammen, welche den Transport organisierten (67).

Die Gotthardstrasse erfuhr in den Jahren 1850 bis 1867 ihre Ergänzung durch die Strassenverbindung Brig-Chur (Oberalppass 1864, Furkapass 1866) deren Ausbau vorwiegend aus militärischen Gründen und daher mit bedeutender Bundeshilfe erfolgte. Damit erlebte Urseren eine weitere Zunahme des Verkehrs und eine immer stärkere Verlagerung der Transportleistungen auf den Reiseverkehr, welcher in engem Zusammenhang mit der Entwicklung des modernen Fremdenverkehrs und der Entdeckung Urserens als Erholungsraum zu sehen ist (68).

L. Muheim (1948) schreibt in diesem Zusammenhang: "Interessant und in der Wirtschaftsgeschichte einzigartig ist die Tatsache, dass der erste Ansporn zum Reisen (im modernen Sinne) von der Belletristik ausging. Reisende von Namen und Geblüt überstiegen die Gotthardhöhen, doch bis ins 18. Jh. vermissen wir in ihren Aufzeichnungen den Sinn für die Landschaft, die Freude an der Bergwelt".

Dies änderte allmählich, nachdem berühmte Naturforscher wie Scheuchzer, Gessner u.a.m. die Scheu zu zerstreuen versuchten, welche die Flachlandbewohner vom Hochgebirge fernhielt, und Albrecht von Haller in seinem berühmten Gedicht "Die Alpen" (anlässlich seines Aufenthalts auf dem Gotthard 1729) als erster dem seelischen Erlebnis der Alpenwelt Ausdruck gegeben hatte.

Die Suche nach dem Naturerlebnis der Alpen einerseits und die Erkenntnis der gesundheitsfördernden Faktoren, wie sie im Gebirge zu finden sind, bilden wesentliche Motive der Entwicklung des Reiseverkehrs. Dieser war nicht mehr bloss Transitverkehr. Das Moment des Geniessens war stärker in den Vordergrund gerückt (69).

Zur Beförderung von Personen standen in erster Linie die Postkurse zur Verfügung, die ab 1849 auf eidgenössische Kosten betrieben wurden (70).

Nach dem deutsch-französischen Krieg und mit dem Beginn der Arbeiten am Gotthardtunnel und der Gotthardlinie nahm der Gotthardverkehr stark zu und wies um 1880 jährlich ca. 80'000 Reisende und rund 200'000 Kilozentner Waren-sendungen auf.

Erheblichen Umfang erreichte nach und nach auch die Privatkutscherei, welche mit wenigen Ausnahmen in den Händen der Gasthofbesitzer lag (71). Die alljährliche Abwanderung italienischer Bauarbeiter nach den nördlichen Ländern im März-April, die Rückkehr der Riviera Gäste im Mai-Juni und der Fremdenstrom der Touristen und Ferienreisenden im Juli-August, bedingten eine reichliche Nachfrage nach Transportgelegenheiten (72).

Zum Bild des Passverkehrs des 19. Jhs. gehören auch die zahlreichen Viehherden. I. Meyer (1938) erwähnt Pferde Transporte nach Italien, die Schwyzer Sennten, die im Herbst an die italienischen Viehmärkte getrieben wurden, die grossen Kälberherden, welche die Furrer von Hospental im Bündner-, Glarner- und Urneroberland aufgekauft hatten und über den Gotthard nach Italien trieben, italienische Schlachtochtsentransporte nach der Schweiz, schwarze italienische Schweineherden, ferner die auf Schweizer Alpen gesömmerten Bergamaskerschafe, die zu tausenden nach Frankreich verkauft wurden:

"Diese Öftern und zahlreichen Viehtriebe erklären auch, warum Hospental so viele grosse und schöne Stallungen aufwies".

Es liegt auf der Hand, dass sich das Passland Urseren mit der Zeit auch seinen Anteil am Handelsgeschäft sicherte. I. Meyer (1938), berichtet:

"Schon zur Zeit des Saumpfades hatte sich in Urseren aber auch ein Austauschhandel zwischen italienischen Landesprodukten (Wein, Reis, Mais, Korn etc.) und den alpwirtschaftlichen Erzeugnissen der Urschweiz (Käse, Vieh, Häute etc.) entwickelt. Insbesondere lag der Käsehandel nach Italien fast ausschliesslich in den Händen von Ursener Kaufleuten. Vor hundert und mehr Jahren waren es namentlich die Familien Nager und Christen in Andermatt, welche mit Käse, Wein und Cerealien handelten und die Furrer in Hospental, die als Viehhändler und die Russi in Andermatt, die als Vieh- und Fellhändler bekannt waren."

Die Eröffnung der Gotthardbahn, 1882, vernichtete die Existenz vieler Urschner Familien und bedeutete für das ganze Tal eine wirtschaftliche Katastrophe. Vom damit verbundenen Bevölkerungsschwund zufolge Auswanderung war Hospental (vgl. Tab. 2) am stärksten betroffen (73).

I. Meyer (1938) spricht von der gedrückten und apathischen Stimmung, welche die Talleute in der ersten Zeit des Still-
liegens des Passverkehrs erfasste.

"Der Gotthardverkehr lag eben seit den frühesten Zeiten in der Tradition und der Gewohnheit des Althergebrachten und er galt deshalb als der wahre Brotvater der Ursener."

3.4. Das Gastgewerbe

Die Beherbergung fremder Gäste war im Mittelalter mehr ein Akt der Menschenfreundlichkeit. Vor allem betätigten sich darin Klöster und Hospizien. In Urseren ergänzten vom 16. Jh. an die Kapuzinerhospizien in Realp und Andermatt das alte seit 1176 bestehende Hospiz auf dem St. Gotthardpass. Ein deutlicher Hinweis auf den zunehmenden Reiseverkehr ist die Stiftung von Fremdenspitälern in Altdorf (1437) und später in Flüelen, Erstfeld, Wassen sowie Andermatt, zur Beherbergung und Ernährung unbemittelter Reisender. Der heute noch bestehende Andermatter Spittel wurde von Jakob Kathrinen gestiftet, welcher 1542/45 und 1552/56 Talamann war. Dabei vergabte der Gründer dem Spittel "sin Hus und Garten und auch das Ställti am Hus und darzu an richtigen Gülden für ein Jahreszins von Gl. 93 und 30B".

Die Tradition des eigentlichen Wirstandes reicht ebenfalls sehr weit zurück. Urseren weist mit einigem Stolz darauf hin, dass als erster bekannter Wirt des ganzen Gotthardweges ein "tabernarius" namens "Hunthar" 1234 in Urseren belegt ist. Mit der Entwicklung des Passverkehrs entstanden da und dort einfache Gaststätten, die den Bedürfnissen der Durchreisenden durchaus genügen konnten. Einen bedeutenden Aufschwung nahm jedoch in Urseren das Gastgewerbe erst mit dem Bau der Kunststrasse und der Entfaltung des Fremdenverkehrs. Nach L. Muheim (1948), befanden sich 1834 in Urseren nur zwei Gasthöfe, die sich zur Aufnahme fremder Gäste eigneten: der Gasthof zu "Drei Königen" in Andermatt, im 16. Jh. erbaut, sowie der

Gasthof zum "Goldenen Löwen" in Hospental. Mit der Entdeckung Urserens als Sommerfrische und der starken Ausweitung des Reiseverkehrs nach dem Bau von Furka- und Oberalpstrasse, entstanden nach Mitte des 19. Jh. zahlreiche neue Hotels (74).

Auch zahlreiche kleinere Wirtschaften und Gasthäuser fanden damals ihr Auskommen (75).

1883 leitete Sebastian Christen zum "Bellevue" mit seinen Anstrengungen zur Erhebung Andermatts zum Winterkurort eine neue Phase im Gastgewerbe von Urseren ein, die auch dazu beitragen sollte, das Tal aus seiner durch die Eröffnung der Gotthardbahn verursachten Wirtschaftskrise herauszuführen (76).

Bisher hatte man unter "Winterkurorten" Orte verstanden, welche dank eines milden, schneefreien Klimas - demjenigen der italienischen und französischen Riviera ähnlich, - von Kranken und Erholungsbedürftigen aufgesucht wurden, um dem kalten Winter zu entgehen. Nun vollzog sich eine vollständige Umkehr der Anschauung und Kurabsicht. Der Besitzer des "Kurhauses Bellevue" berichtete 1883:

"Andermatt, welches schon jahrelang den Ruf eines Sommerluftkurortes ersten Ranges genießt, ist lt. Gutachten des Hrn. Dr. Steiger in Luzern, des Hrn. Dr. Fassbind in Gersau, der Central-ärztlichen Gesellschaft, wie einer Menge von Zeugnissen und Beweisen als Winterkurort ebenso geeignet und kann seiner bedingenden Eigenschaften halber bevorzugt für Brust- und Lungenkrankheiten sowie Schwächezuständen des menschlichen Gesamtorganismus, so wie Davos empfohlen werden" (zit. nach L. Muheim, 1948).

In den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende erlebte Urseren seine bewegteste Hotelbauperiode (77).

Das Naturerlebnis des Bergwinters und der Wintersport wogen fortan auch bei den ausländischen Gästen ebenso viel wie der Aufenthalt in der Sommerfrische (78).

Die Hoteliers ergriffen auch die Initiative zum Bau des Elektrizitätswerkes Urseren womit ab 1902 die elektrische Stromversorgung des Tales gesichert wurde.

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges führte zu einem einschneidenden Unterbruch der Entwicklung im Gastgewerbe.

Die beiden Grandhotels mussten den Betrieb einstellen. Auch die während der optimistischen Zeit um die Jahrhundertwende entworfenen und von den Hoteliers Urserens geförderten Bahnprojekte erlitten in ihrer Ausführung eine Verzögerung. Die Schöllenenbahn nahm ihren Betrieb 1917 auf, die Furka-Oberalpbahn verkehrte ab 1926 zwischen Gletsch und Disentis. Beide Unternehmungen (1961 fusioniert) spürten aber bald die wachsende Konkurrenz des Automobilverkehrs und blieben mit Ausnahme der Jahre des 2. Weltkrieges (kriegsbedingte Verkehrszunahme) vorwiegend defizitär.

Als stabilisierender Faktor in der Wirtschaft des Urserentales trat nun immer mehr das Militärwesen in Erscheinung (79). Die Arbeit "beim Bund" stellte in der gesamten Erwerbstätigkeit der Urschener mehr und mehr eine Alternative dar, namentlich auch beim Schrumpfungsprozess der Landwirtschaft. Die zahlreichen militärischen Kurse und Schulen bilden für das Gastgewerbe Urserens eine zuverlässige Einnahmequelle. Als Sommerferienort hat das Tal schon seit dem ersten Weltkrieg wesentlich an Bedeutung verloren. Dank des verstärkten sommerlichen Automobilverkehrs und der damit verbundenen Zunahme an Passanten, lagen aber die Logiernächtezahlen der Sommersaison auch in den letzten Jahren über jenen der Wintersaison. Die neueste Entwicklung im Nationalstrassenbau, welche die Umfahrung von Andermatt (80) und Hospental bringen und den Hauptstrom des Nord-Südverkehrs in einigen Jahren schliesslich durch den Strassentunnel Göschenen-Airolo lenken wird, stellt das Gastgewerbe wieder vor Umstellungsprobleme. Um den Zwei-Saisonbetrieb halten zu können, wird man versuchen, einerseits den Durchreisenden von der Autobahn zu locken und zum Uebernachten einzuladen, und anderseits das Urserental auch für den Sommertouristen wieder attraktiver zu gestalten.

4. Zusammenfassung

Der markante naturgeographische Rahmen, welcher unser Untersuchungsgebiet einfasst, umschliesst eine geschlossene wirtschaftliche und politische Einheit, die Talschaft Urseren, die als solche durch historische Ereignisse nie ernsthaft gefährdet war.

Die Initiative zur Besiedlung und politischen Erfassung des Urserentales ging von der rätischen Abtei Disentis aus, welche vor der Jahrtausendwende durch ihre Eigenleute das "Jus primi occupantis" verwirklichte. Als wesentliche Gestalter der Kulturlandschaft können wohl erst die Walser betrachtet werden, welche mit ziemlicher Sicherheit zwischen 1170 und 1190 einwanderten und die Germanisierung des Tales einleiteten. Von Anfang an kam aus topographischen Gründen nur ein Nebeneinander von romanischer und germanischer Bevölkerung in Frage. Nur wenige Jahrzehnte nach der Walsereinwanderung geriet Urseren in den Sog des neu erschlossenen Gotthardweges, welcher rasch eine verstärkte Zuwanderung aus allen Himmelsrichtungen förderte. Die Ausprägung von Walsermerkmalen in der Kulturlandschaft ist deshalb als nur beschränkt möglich zu betrachten. Auch sprachliche Eigentümlichkeiten der Walser finden sich im Urserental nur selten (vgl. P. Zinsli, 1969, S. 28 oder A. Kocher, 1971). Die Eigenart Urserens entwickelte sich auf unterschiedlicher ethnischer Grundlage.

Die Land- und Alpwirtschaft stellte seit jeher die wirtschaftliche Grundlage des Tales dar. Die Lage an der Gotthardroute brachte aber seit dem Mittelalter zahlreiche weitere Verdienstmöglichkeiten und Nebeneinkünfte, in der Beförderung von Menschen und Gütern, im Strassenbau und Strassenunterhalt, im Handel und im Gastgewerbe oder an der Seite Uris (ab 1410) im Solddienst. Dadurch wurde die Wirtschafts- und Siedlungsweise der Urschener, d.h. ihre

kulturlandschaftlich gestalterische Aktivität entscheidend beeinflusst (vgl. Kap. VI/VII).

Das Streben nach Autarkie war kaum je Leitmotiv für die menschliche Ausgestaltung der Landschaft. Illustriert wird diese Tatsache besonders deutlich durch die Wirtschaftskrise, welche das Tal nach der Eröffnung des Gotthardtunnels 1882 (Zusammenbruch des Güterverkehrs über den Pass) zu überwinden hatte. Verkehrslage und Höhenlage ermöglichten im 19. Jh. die Erschliessung für den Sommertourismus und später auch für den Wintersport. Als zuverlässigste Wirtschaftsgrundlage hat sich im 20. Jahrhundert mehr und mehr das Militärwesen erwiesen, welches Urseren seiner strategisch bedeutenden Lage verdankt.

Diese zusätzlichen wirtschaftlichen Möglichkeiten mögen erklären, weshalb von Urseren aus nie territoriale Ansprüche geltend gemacht wurden, die über die von der Natur vorgezeichneten Grenzen hinausgereicht hätten, trotzdem das Alpweideareal auf die Passhöhen hinaufreicht und damit Kontaktmöglichkeiten zu benachbarten Wirtschaftsräumen bestehen. Die Bevölkerung Urserens war im Gegenteil stets mehr Objekt als handelndes Subjekt in der geschichtlichen Entwicklung. Sie hatte ihren Wirtschaftsraum gegen Ansprüche von aussen zu verteidigen und war daneben auch bestrebt, sich politisch möglichst grosse Unabhängigkeit zu sichern. Nach innen wurde der eng begrenzte Lebensraum soweit organisiert, dass dem Einzelnen in seinem Kampf ums Dasein ein Maximum an Freiheit und Möglichkeiten zugesichert werden konnte (vgl. Kap. V/VI).

Tabelle 2

Urseren: Wohnbevölkerung seit 1850

	Andermatt	Hospental	Realp	Urseren
1850	677	424	203	1304
1870	746	444	226	1416
1880	735	404	232	1371
1888	712	330	193	1235
1900	818	290	208	1316
1910	993	292	198	1483
1920	986	264	192	1442
1930	1088	277	226	1591
1941	1496	298	242	2036
1950	1231	282	186	1699
1960	1523	289	268	2080
1970	1589	285	205	2079

Von den drei Gemeinden des Urserentales liegt Realp, das Passfussdörfchen an der Furka, in Bezug auf die Gotthardroute etwas abseits und hat auch am Fremdenverkehrsgeschäft nur wenig Anteil. Seine Bevölkerungszahl stagnierte in den letzten 120 Jahren (1970 drei Einwohner mehr als 1850). Das Maximum von 1941 erklärt sich aus der kriegsbedingten Mehrbevölkerung, das absolute Maximum von 1960 ist auf die Erfassung von Bauarbeitern der Baustelle Tiefenbach (Kraftwerk Göschenalp) zurückzuführen.

Die Wirtschaftskrise, welche die Eröffnung der Gotthardbahn (1882) in Urseren auslöste, hat die am stärksten auf den Passverkehr ausgerichtete Gemeinde Hospental am schwersten getroffen. Ihre Wohnbevölkerung reduzierte sich nach 1880 um mehr als einen Viertel und erhöhte sich seit der Jahrhundertwende nicht mehr.

Das Hauptgewicht der Bevölkerung verlagerte sich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr nach Andermatt, das in Bezug auf lawensicheres Terrain, die besten Ausdehnungsmöglichkeiten besitzt. Die Entwicklung von Fremdenverkehr, Militärwesen und Baugewerbe zu Dominanten in der Beschäftigung der Bewohner, ist dafür als hauptverantwortlich zu betrachten.

V Die Entwicklung und Bedeutung der Korporation Urseren

Für das Verständnis der traditionellen Kulturlandschaft Urserens ist die Kenntnis der Grundsätze, nach denen die Nutzung des Wirtschaftsraumes organisiert wurde und der rechtlichen Grundlagen, die das Zusammenleben der Bewohner regelten, von grosser Bedeutung. Es kann jedoch nicht Aufgabe dieser Arbeit sein, die Rechtsgeschichte Urserens in kompetenter Weise darzustellen und zu kommentieren. Vielmehr sollen die Ausführungen dieses Abschnitts auf zwei Fragenkomplexe beschränkt bleiben, welche für die Ausgestaltung der Kulturlandschaft wichtig sind: auf die Grundbesitzverhältnisse und auf die Entwicklung und Bedeutung der Korporation Urseren.

Die Besitzverhältnisse bilden in einem Gebiet, in welchem die Bodennutzung die wichtigste wirtschaftliche Komponente darstellte, eine entscheidende Grundlage der kulturlandschaftlichen Gestaltung, weil sie im Rahmen der natürlichen Gegebenheiten weitgehend die Art der Nutzung zu bestimmen vermögen (vgl. F. Bachmann, 1970). Das Erscheinungsbild der Landschaft hängt in hohem Mass von der Besitzstruktur ab.

In Urseren nimmt das private Grundeigentum nur einen ganz bescheidenen Raum ein (vgl. Karte 2). Weitaus der überwiegende Teil des Areals ist Eigentum der Gemeinschaft aller Bürger des Tales, die in der Korporation Urseren zusammengeschlossen sind. Letztere ist die zivilrechtliche Eigentümerin alles nicht privaten Grund und Bodens, auch der sog. unproduktiven Flächen, bis hinauf zu den Berggipfeln. Jede Sondernutzung dieser Gebiete, die über den Gemeingebrauch (Wandern,

Bergsteigen, Pflücken von nicht geschützten Blumen und Beeren etc.) hinausgeht, fällt in den Zuständigkeitsbereich der Korporation. Die vielfältige Aktivität der Gemeinschaft der Talleute (nicht zuletzt in ihrer Funktion als Legislative) muss in Urseren in besonderem Mass als wesentlicher Gestaltungsfaktor der Kulturlandschaft gewertet werden.

1. Die mittelalterlichen Rechtsverhältnisse

Grundherr in Urseren war im Mittelalter die bereits erwähnte Benediktinerabtei Disentis. Diese überliess den Talbewohnern den Grund und Boden in Form der sog. freien bauerlichen Erbleihe.

Die Lehensnehmer erhielten ein dauerndes Nutzungsrecht an dem ihnen zugewiesenen Gut, welches unbefristet war und vererbt werden konnte. Hiefür entrichteten sie dem Grundherrn einen jährlichen Erblehenszins, der stets unverändert blieb, auch wenn der Ertrag des Gutes sich im Laufe der Zeit durch entsprechende Bewirtschaftung erhöhte.

J. Gisler (1962) stellt fest, dass nach den Zinsrödeln von 1445 und 1448 der Abtzins, den die Talschaft Urseren gesamthaft entrichtete, als ausserordentlich bescheiden bezeichnet werden muss:

"Mit der Summe von 6 Gulden hätte das Kloster in der Zeit, aus der unsere Rödel stammen, vielleicht eine Kuh kaufen können".

Die persönliche Freiheit der Urschener zeigt sich darin, dass ausser diesem Erblehenszins keine weiteren grundherrlichen Abgaben an den Abt zu entrichten waren, wie z.B. Ehrschatz, Fall, Fastnachtshühner etc..

Mit der Zeit entwickelte sich das Nutzungsrecht des Lehensträgers immer mehr zu einem vollen, erblichen und auch anderweitig veräusserbaren Eigentumsrecht (81), womit der Erblehenszins den Charakter einer dinglichen Grundlast bekam, die, ähnlich wie die heutigen Grundpfandschulden, an dem Gute haftete und mit diesem an den Erben oder an den Käufer überging. Dass sich diese Umwertung mindestens im 14. Jh. schon

vollzogen hatte, geht aus der Ordnung des Weidganges auf den "Eigengütern" von 1363 hervor (vgl. Kap. VI.2.1.).

Neben den zinspflichtigen Sondergütern gab es auch unverteilten Boden, die "gemeinmerk" oder "almeiny" an der jeder in Urseren ansässige Talmann Nutzungsrecht besass (vgl. später).

Zur Wahrung der grundherrlichen Rechte des Klosters bestimmte der Abt aus der Mitte der Talbewohner einen Beamten, den Ammann (1203: "prelatus"), welcher auch die niedergerichtlichen Kompetenzen (Twing und Bann) ausübte. Der Abt erhielt dabei nach R. Hoppeler (1907) zwei Drittel der Gerichtsbussen. Später wurde der Ammann von den Talleuten frei gewählt und vom Abt lediglich formell bestätigt und mit dem Amt belehnt. Nur die Blutgerichtsbarkeit stand dem Vogt zu. Sie kam rechtlich 1382 ebenfalls in die Hände der Talgemeinde.

Soweit sich dies zurückverfolgen lässt, bildete Urseren seit jeher eine geschlossene Allmend- und Alpgenossenschaft wie es auch eine Gerichtsgemeinde und bis ins 19. Jh. eine Pfarrei darstellte.

Nach P. Kläui (1957/58 und 1963/64) gab es (im Gegensatz zu der von M. Oechslin, 1941, vertretenen herkömmlichen Auffassung) in der Talschaft Uri eine solche, die Bewirtschaftung des ganzen Landes ordnende Markgenossenschaft anfänglich nicht. Die Gesamtgenossame, welche in der heutigen Korporation Uri weiterexistiert, ist als späterer, vom 14. Jh. an entstandener Ueberbau zu betrachten, über ursprünglich zehn dörfliche Genossamen, die noch im 19. Jh. bestanden und die Nutzung von Allmenden, Wäldern und Alpen regelten (82).

In Urseren, "im Bereich der reinen Alpwirtschaft", brauchte es nach P. Kläui (1963/64) keine örtlichen Sonderregelungen.

Die rechtliche Situation stempelt das mittelalterliche Urseren nach I. Müller (1936) zum "Typus der reinen Walser-gemeinde" wie Davos (vgl. H. Kreis, 1958). Die drei vorerwähnten Elemente der Rechtsstellung der Urschener sind dabei besonders hervorzuheben:

- die persönliche Freiheit,
- das bevorzugte Besitz- und Nutzungsrecht an Grund und Boden (freie Erbleihe) und
- die Selbständigkeit der Talschaft als Genossenschaft und Gerichtsverband mit freier Ammannwahl.

P. Liver (1944) hat aber am Beispiel der bündnerischen Walsersiedlungen dargelegt, dass diese bevorzugte Rechtsstellung nicht als spezifisch walserisch gelten kann, sondern als mittelalterliches Kolonistenrecht bezeichnet werden muss.

Man wird deshalb Urseren nicht ohne weiteres aus rechtsgeschichtlichen Gründen als Walserkolonie ansprechen dürfen. Entscheidend ist nach P. Liver die Interessenlage und Zweckvorstellung der Grund- und Territorialherren einerseits und der Kolonisten andererseits. I. Müller (1971) stellt zwar zur Einwanderung von Walsern in Urseren (Ende 12. Jh.) lediglich fest: "Vermutlich hat das Kloster die Leute nicht gerufen, aber sie auch keineswegs abgehalten". Doch dürfte es im Falle von Urseren für den Klosterstaat Disentis um 1200 u.a. auch darum gegangen sein, durch günstige Rechtsbedingungen die Ansiedlung einer dem Klosterstaat treuen Bevölkerung zu fördern, um seine Besitzrechte zu verankern, in einer Zeit, da der Gotthardraum rasch ins Blickfeld des Interesses zu treten begann. Von dieser Bevorzugung profitierten nachgewiesenermassen einwandernde Walser. Sie galt aber auch für die bereits ansässigen Romanen wie für spätere durch den Passverkehr angezogene Zuwanderer aus Süden und Norden, welche sich in Urseren Güter erwarben.

Die Rodungstätigkeit der Kolonisten kann nach unseren bisherigen Feststellungen in Urseren kaum als Grund für die Landabtretung in freier Erbleihe angeführt werden.

2. Die Talgemeinde

Die Anfänge der Talgemeinde sind bereits zu Beginn des 14. Jhs. erkennbar: 1309 urkunden erstmals "Ammann ... und alle die tallute ze Urserren". In den Zuständigkeitsbereich dieser Versammlung der Talgenossen fielen mit der Eröffnung

der Schöllenen auch die Belange des Passverkehrs, bildete doch der Gütertransport, wie bereits erwähnt, ein Monopol der Talgemeinde, nicht von Einzelnen. Damit hatte auch die Gesamtheit der Talleute über Anstände mit einzelnen Kaufleuten oder Gemeinwesen etc. zu befinden. R. Hoppeler (1907) sieht darin ein wesentliches Moment der Ausgestaltung der alten Allmendgenossenschaft zur beinahe völlig souveränen Talgemeinde. Der an ihrer Spitze stehende Ammann erhielt dadurch eine Stellung, die für das Gemeinwesen umfassende Bedeutung hatte. Mit der Erlangung der Reichsunmittelbarkeit (1382) erweiterte sich der Zuständigkeitsbereich der Talgemeinde auf alle Zweige des öffentlichen Lebens.

Es wurden fortan nicht nur Beschlüsse gefasst, welche die Allmend bzw. die Teilgenossen betrafen, sondern auch solche im Bereich des Straf-, Erb- und Eherechts, der Vormundschaft, der Geldschuld, des Pfandrechts, der Sittenpolizei, der Ausübung der Jagd, der Nutzung des Talrechts, der Stellung der Hintersassen, über Rechte und Pflichten der gesetzten Beamten etc.. Als Symbol seiner Autonomie verwendete Urseren ab Ende des 14. Jhs. ein eigenes Talsiegel um den Beschlüssen und Urteilen Rechtskraft zu verleihen.

Die Beschlüsse der Talgemeinde, welche Mitte Mai unter freiem Himmel am "langen Acker" bei Hospental tagte, waren verbindlich, wenn sie von der Mehrheit festgelegt worden waren. Nur für die Aufnahme ins Talrecht bzw. für den Verkauf von Talgut war Einstimmigkeit notwendig.

Die Bevölkerung von Urseren schied sich schon frühzeitig in Talleute und "Hintersassen" ("inwoner"). In den Besitz des Talrechts gelangte man durch Geburt oder, selten, durch Aufnahme (83). Unbedingtes Requisit für das Talrecht war der Besitz eines Sonderguts im Tal, denn Allmend- und Alprecht hatten im Prinzip nur im Tal Wohnende.

Die Vorschriften, welche die Talgemeinde in ihrer Eigenschaft als Versammlung der Allmend- und Alpgenossen erliess, erfuhren im Laufe der Zeit mancherlei Abänderung.

Ursprünglich scheint sich z.B. nach R. Hoppeler (1907) die Nutzungsberechtigung der einzelnen Genossen nach dem Winterungsvermögen der betreffenden Heimwesen gerichtet zu haben,

nur eigenes, selbstgewintertes Vieh hatte Sömmerungsrecht. Der Auftrieb von gekauftem, fremdem oder auswärts gewintertem Vieh war untersagt.

Mit der Aufgabe alter Bestimmungen und der Einführung neuer Regelungen hat die Talgemeinde immer wieder ihre Anpassungsfähigkeit an Veränderungen der wirtschaftlichen Situation des Tales gezeigt. Auf jene Prinzipien der Landnutzung, die bis in die jüngste Zeit hinein unangetastet blieben, die damit als traditionell gelten können, soll in Abschnitt VI eingetreten werden.

3. Die Korporation

Die formelle Existenz der Korporation Urseren beginnt mit dem Inkrafttreten der Kantonsverfassung von 1888, welche in Art. 34 die Allmenden und das übrige Korporationsvermögen den beiden Gemeinwesen Uri und Urseren als reines Korporationsgut, ohne irgendwelche Staatsansprüche zuweist, und bestimmt, dass die beiden Korporationen sich selber organisieren, unter Vorbehalt des staatlichen Aufsichtsrechts (84) über ihre organisatorischen und administrativen Rechte und Pflichten.

Als aus der früheren souveränen Talgemeinde herausgewachsene Vereinigung der Allmendgenossen besitzt die Korporation Urseren heute noch gewisse staatliche Charakterzüge. Dabei ist nicht nur an die bereits erwähnte Zuständigkeit der Korporation im Bürger- und Armenwesen zu denken. Auch ihre organisatorische Struktur ist derjenigen des Kantons sehr ähnlich (85).

Die Korporationsgemeinde (oder Talgemeinde), erste und höchste Wahl- und Verfügungsbehörde, versammelt sich ordentlichweise am 3. Sonntag im Mai, um 12 Uhr mittags auf dem Platz vor der Kirche in Hospental (86). Stimm- und wahlfähig an derselben ist jeder Korporationsbürger, der das 20. Altersjahr angetreten hat und nicht laut Art. 13 der Kantonsverfassung vom Stimmrecht ausgeschlossen ist, nach dreimonatigem Aufenthalt im Urserental.

Nach Korporationsverfassung verfügt die Talgemeinde in oberster Instanz:

- über sämtliches Korporationsgut, Allmenden, Alpen, Waldungen, Elektrizitätswerk Urseren, Spital- und Armenfonds etc. und stellt deren Benutzungsweise fest.
- Sie vergibt Bauplätze, Haus- und Allmendgärten, bestimmt den Viehaufschlag (Weidgeld) und erteilt die Bewilligung zur Einführung direkter oder indirekter Steuern im Interesse der Alpgenossen und zur Aeufnung des Korporationsvermögens.
- Sie erteilt das Korporationsbürgerrecht.
- Sie ratifiziert die vom Korporationsrat erteilten Konzessionen und abgeschlossenen Verträge.
- Ihr allein steht es zu, allgemein verbindliche Verordnungen in Allmend- und Weidesachen zu erlassen.
- Ihr sollen auch die diesbezüglichen Rechnungen alljährlich vorgelegt werden (87).
- Die Feststellung fixer Besoldungen für Beamte und Angestellte unterliegt ihrer Genehmigung.
- Nebst der Wahl ihrer Organe bestimmt die Talgemeinde auch den Verwaltungsrat des EWU und die Rechnungsprüfungskommission.

Mit der Behandlung der laufenden Geschäfte befasst sich der 7-köpfige engere Korporationsrat. Oberste Verwaltungsbehörde der Korporation ist der 16 Mitglieder zählende Korporationsrat, welcher sich jährlich viermal zu ordentlichen Sitzungen trifft.

Die Verwaltung des ausgedehnten korporativen Grundbesitzes ist in einer Zeit der wachsenden Bodenverknappung, des starken Rückgangs der alpwirtschaftlichen Nutzung, der zunehmenden touristischen Erschliessung und des steigenden Verkehrs zur bedeutenden Aufgabe geworden. Bei der direkten Nutzung des Korporationsbesitzes sind wohl die Korporationsbürger bevorzugt (vgl. Kap. VI.3.). Die Aktivität der Korporation ist aber nicht in erster Linie auf die Gruppe der privilegierten Korporationsbürger ausgerichtet.

Ein grosser Teil der Einkünfte der Korporation wird verwendet um zusammen mit Bund, Kanton und Gemeinden öffentliche Werke zu finanzieren, die im Interesse der ganzen Talgesellschaft liegen (Lawinenverbau, Trinkwasserversorgung, Stromversorgung, Luftseilbahnen, Stallsanierungen und andere Massnahmen zur Förderung der Land- und Alpwirtschaft (88) etc.). Die Korporation entrichtet auch Beiträge an die Schulen des Tales und gewährt ihren jungen Bürgern Stipendien und Unterstützungen zu Ausbildungszwecken. Das der

Korporation überbundene Armenwesen bringt jährlich bedeutende Ausgaben (89).

Die Korporation ist somit nicht bloss ein historisches Gebilde. Sie trägt nach wie vor für die Gestaltung der Kulturlandschaft Urserens die Hauptverantwortung (90). Zwar zeigte auch die Korporation Urseren, wie andere Korporationen, bisher ein beachtliches Beharrungsvermögen in alten Traditionen. Sie unternimmt aber grosse Anstrengungen um die dringend notwendige Erneuerung der Alpwirtschaft mit Sachkenntnis an die Hand zu nehmen. Wenn ihr damit gelingt, der raschen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung zu folgen, bleibt sie auch in der Gegenwart eine nützliche Einrichtung. Es hat zwar nicht an Stimmen gefehlt, welche die mit dem ausgedehnten Allmendbesitz verbundene extensive Bewirtschaftung kritisiert haben (91). Dabei darf aber nicht übersehen werden, was L. Arnold (1966) schreibt:

"Die grösste Leistung der Korporationen an die Allgemeinheit liegt vielleicht darin, dass sie die ausgedehnten Wälder, Alpweiden und Berggipfel der gesamten Bevölkerung ohne Unterschied des Bürgerrechts oder der Nationalität als Touren- und Wandergebiet sowie als Zone der Ruhe und Erholung ohne Entgelt und sozusagen anonym zur Verfügung stellen. Die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Leistung, die den Korporationen freilich keine Einkünfte bringt, tritt im Zeitalter der Landesplanung immer deutlicher hervor."

4. Zusammenfassung

Die rechtliche Situation Urserens im Mittelalter ist die gleiche, wie sie in den bündnerischen Walsersiedlungen zu finden ist und wie sie allgemein mittelalterlichem Kolonistenrecht entspricht. Sie ist durch drei Hauptmerkmale charakterisiert: Persönliche Freiheit der Talbewohner, freie Erbleihe der Güter und Selbstverwaltung der eine Einheit bildenden Talschaft. Aus der ursprünglichen Allmendgenossenschaft entwickelte sich durch Ausdehnung ihrer Zuständigkeit

auf die Belange des Passverkehrs und durch Erlangung der Reichsunmittelbarkeit (1382) eine souveräne Talgemeinde, die ab 1410 in den Bereichen Aussenpolitik (Kriegsdienst) und Strafrecht (Blutgericht) der Oberhoheit Uri unterstand.

Nach der Gründung des Schweizerischen Bundesstaates und Inkrafttreten der Kantonsverfassung trat im 19. Jh. die Korporation Urseren die Nachfolge der Talgemeinde an. Die Korporation ist noch zuständig im Bürger- und Armenwesen. Vor allem obliegt ihr aber die Verwaltung des ausgedehnten korporativen Grundbesitzes (Allmenden, Alpen), welcher gegenüber dem privat genutzten Kulturland flächenmässig weit überwiegt. Sie stellt über dessen Nutzung verbindliche Richtlinien auf und trägt damit für die Gestaltung der Kulturlandschaft Urserens die Hauptverantwortung. Mit ihrer vielfältigen Aktivität zum Wohle des ganzen Tales, z.B. durch Mitfinanzierung von Lawinenverbau, Trinkwasserversorgung, Stromversorgung, Luftseilbahnen oder Massnahmen zur Förderung der Land- und Alpwirtschaft etc., ist die Korporation Urseren weit mehr als eine Organisation privilegierter Allmendgenossen (Talbürger).

VI Die traditionelle Nutzung des Wirtschaftsraums

1. Allgemeines

Im Zeichen des aktuellen Landschaftswandels bildet die land- und alpwirtschaftliche Nutzung des Lebensraums gegenwärtig in Urseren analog zur gesamten alpinen Kulturlandschaft keineswegs mehr die tragende Grundlage in der Tätigkeit des wirtschaftenden Menschen. Bei einer analytischen Betrachtung der traditionellen Kulturlandschaft muss ihr jedoch ein breiter Raum zugewiesen werden.

Die nachfolgenden Ausführungen befassen sich mit der traditionellen Gliederung des Wirtschaftsareals in einzelne Nutzungseinheiten, wobei neben formalen und funktionalen Aspekten auch organisatorische Fragen berücksichtigt werden sollen. Der Versuch, die Bedeutung der einzelnen Einheiten zu interpretieren, ihre Abhängigkeit von physio- und anthropogeographischen Faktoren zu ermitteln, soll zu synthetischen Betrachtungen führen.

Es muss hier deutlich hervorgehoben werden, dass das Bild der Landnutzung, wie es im folgenden entworfen wird, heute in vielen Teilen verändert ist.

Die traditionelle Wirtschaftsweise führt Gewohnheiten weiter, die aus der Vergangenheit übernommen worden sind. Die Erfahrung ist die wichtigste Eigenschaft des einzelnen Landwirts und der Gemeinschaft (92). Die zweckmässige Nutzung des Raumes ist die Folge einer Jahrhunderte alten Anpassung, welche erlaubt, im Rahmen der Bedingungen des Reliefs, des Lokalklimas, der Expositions- und der Bodenverhältnisse

einen gesicherten Ertrag herauszuwirtschaften. Das technische Niveau ändert kaum. Die rechtliche und soziale Organisation ist unbeeinflusst von den gegenwärtigen Bedürfnissen, einer geistigen Struktur verpflichtet, welche auf die Erhaltung und Weiterführung des überlieferten Erbes ausgerichtet ist.

Der rapide Schwund der landwirtschaftlichen Produktion hat auch in Urseren in den letzten Jahren zu einem sukzessiven Zerbröckeln dieser organisatorischen Struktur geführt. Die Talgemeinde von 1971 hat deshalb eine Totalrevision der Korporationsverordnungen in die Wege geleitet.

Für die Beurteilung der Rolle von Mensch und Natur bei der Gestaltung der alpinen Kulturlandschaft, wie sie hier angestrebt werden soll, sind die modernen Tendenzen, die im ganzen alpinen Raum beobachtet werden können, vorerst nebensächlich. Auch für den Vergleich Urserens mit seinen Nachbartälern müssen jene kulturlandschaftlichen Strukturen herangezogen werden, welche im Laufe von Jahrhunderten geworden sind und lange Zeit Gültigkeit hatten. Der Kontrast zwischen aktuellem und traditionellem Bild der Landnutzung soll am Schluss des Abschnitts zusammenfassend geschildert werden.

Das gesamte landwirtschaftlich genutzte Areal des Urserentales, ausgenommen die Hausgärten, steht bis hinauf zur Grenze gegen die Anökumene im Dienste der Graswirtschaft, der Gross- und Kleinviehhaltung, es ist grundsätzlich Weideland. Die Viehzucht ist seit jeher die wichtigste Betriebsrichtung (93).

Die Zuordnung der heutigen Bodennutzung Urserens zu den "reinen Graswirtschaften in Alpentälern" wie sie E. Paravicini (1928) vornimmt, und wie sie auch für den übrigen Kanton Uri gilt, ist unbestritten, landwirtschaftliche Nutzfläche und gesamte Futterfläche sind identisch (100).

Das Problem, welche Rolle der Ackerbau gespielt hat, darf aber im Rahmen dieser Arbeit nicht vernachlässigt werden, geht es doch um die Frage, ob Urseren nicht auch in der Lage war, in bezug auf das Bodennutzungssystem ein Bindeglied darzustellen zwischen Oberwallis, Vorderrheintal und Leventina (94).

Für die kartographische Darstellung der einzelnen Nutzungseinheiten und Nebennutzungen in der Karte Nr. 2: "Traditionelle Weideverhältnisse", wurden in erster Linie die Verordnungen der Korporation Urseren (Separatdruck) verwendet. Ferner stand eine Kartenskizze ca. 1:130 000 von M. Oechslin (1935) und eine solche des Forstamtes Uri (1:25 000) zur Verfügung. Prinzipiell wurden bei der Darstellung nur dort feste Grenzen gezeichnet, wo solche entweder durch die Verordnungen eindeutig umschrieben sind (Ziellinien) oder im Gelände sichtbar existieren und beachtet werden (Grenze zwischen privat genutztem Kulturland und Korporationsboden).

Es können folgende Nutzungseinheiten unterschieden werden:

- das privat genutzte Kulturland, im Sprachgebrauch des Tales die "Güter" oder "Eigen" genannt. Es erscheint in der Karte unter der Bezeichnung "Privatland";
- die Freiberge;
- die Weidegebiete "vor dem Ziel", die M. Oechslin (1935) als Heimkuhweide bezeichnet, in der Karte als "Heukuhweide" aufgenommen;
- die Viehalpen;
- die Schmalviehweiden.

Von den zusätzlichen Nutzungsmöglichkeiten, welche allerdings nur den Korporationsbürgern offen stehen, sind in der Karte das Torfstechen und das Wildheuen berücksichtigt. Daneben geniessen die Korporationsbürger auch das Recht, Enzianwurzeln zu graben (Brennerei) und unentgeltlich Granit, Kalksteine und Sand zum eigenen Gebrauch auszubeuten.

2. Das privat genutzte Kulturland

Das privat genutzte Kulturland umfasst im wesentlichen den Boden des Haupttales und dessen untere Hangpartien. In Andermatt greift es über die weniger stark geneigten Hänge

des Nätschen Richtung Oberalp bis auf 1930 m empor und erreicht seine absolute Obergrenze im "Rossboden", einer rundum von Alpareal eingefassten Fläche am Sonnenhang des Unteralptals bei 2000 m. Dem Privatland kommt im traditionellen Wirtschaftsraum als Basis der Futtererzeugung die wichtigste Funktion zu. Gemessen am Gesamtareal (175 km²) nimmt es allerdings mit ca. 10 km² nur eine bescheidene Fläche ein (95). Es kann nach Nutzungsart in drei Teile gegliedert werden: Wies- und Weideland, Gartenland, Ackerland. Als interessantes Detail mag hier erwähnt werden, dass innerhalb der Dorfsiedlungen Reste von korporativem Grundbesitz existieren, kleine Allmendflächen also, die vom historischen Prozess der Bildung privaten Eigentums (vgl. Kap. V/1) nicht erfasst worden sind.

2.1. Das Wiesland

Die Höhenlage des Wirtschaftsraums bedingt, dass die Stallfütterungszeit sehr lange dauert, in der Regel von Anfang Oktober bis Ende Mai, also etwa zwei Drittel des Jahres. Deshalb liegt das Schwergewicht der landwirtschaftlichen Tätigkeit auf der Beschaffung eines genügenden Vorrats an Winterfutter für das im Tal zu winternde Vieh. Das Wiesland dient dazu als wichtigstes Produktionsareal.

Als Besonderheit der Wieslandnutzung besteht in Urseren seit Jahrhunderten (96) der "allgemeine Weidgang in den Gütern" (Gemeinatzung) vom 27. September 14 Uhr bis Allerheiligen (1. Nov.). In dieser Zeit, zwischen Alpsaison und Stallfütterungsperiode, werden die privaten Graslandflächen Allgemeingut aller Landwirte Urserens. Der frühe Wintereinbruch gestattet allerdings selten eine volle Ausnützung der Weideperiode. Auch ist der Graswuchs in dieser Jahreszeit meist nur noch bescheiden, so dass frühzeitig ergänzende Stallfütterung notwendig wird.

Eine gerechte Handhabung des allgemeinen Weidgangs, ohne dass Einzelne für sich persönliche Vorteile suchten, scheint seit jeher mit Schwierigkeiten verbunden gewesen zu sein (97).

Die Ablösung des Weiderechts (d.h. die Befreiung eines Grundstücks vom Servitut des allgemeinen Weidgangs) ist grundsätzlich immer noch nur in Ausnahmefällen (z.B. beim Verkauf an die Eidgenossenschaft zur Erweiterung des Waffenplatzes) möglich.

Die im Interesse einer möglichst vollständigen Nutzung des Wirtschaftsraumes liegenden Bestimmungen betreffend den allgemeinen Weidgang (98) zeigen, dass in der traditionellen Kulturlandschaft Urserens das private Kulturland in bezug auf die Nutzung nur mit Einschränkungen als Privateigentum betrachtet werden kann. Eine ähnliche Regelung besteht auch im benachbarten Obergoms nach H. Gutersohn (1961) noch "da und dort, zum Beispiel in Münster vom 1.- 20. Oktober".

In der Bewirtschaftung des privaten Graslandes lassen sich kaum verschiedene Nutzungskategorien unterscheiden, die zugleich verschiedene Intensitätsstufen des Arbeitseinsatzes darstellen würden.

Die Futterproduktion basiert ausschliesslich auf Naturwiesen, Kunstfutterbau ist unbekannt. Die meisten dieser Naturwiesen werden heute als Fettwiesen bezeichnet, d.h. sie erhalten eine mehr oder weniger regelmässige Düngung (100). Eine einigermaßen bewusste Düngerwirtschaft unter Verwendung von Mist und Jauche, wird jedoch, wie es scheint, erst in der Neuzeit und nur auf den günstig gelegenen Parzellen betrieben (99). Die "Bezirksrats-Erkenntnis" von 1862 betreffend den allgemeinen Weidgang sah denn auch nur Bussen für ungebührliches Mähen, nicht aber für ungebührliches Düngen vor, wie die heute gültige Verordnung. Der herbstliche Weidgang garantierte den Wiesen wenigstens eine bescheidene Düngung, musste aber durch den Viehtritt auch zu Schäden führen.

Es ist somit anzunehmen, dass in der traditionellen Bewirtschaftung des privat genutzten Graslandes der einmalige Schnitt (Heuernte) und die Herbstweide wichtiger waren, als systematische Düngung. Der Dörrfutterertrag der Wiesen muss deshalb als bescheiden gewertet werden.

Zusammenfassung: Aus klimatischen Gründen ist erfahrungsgemäss auf dem privat genutzten Wiesland in Urseren nur in den bevorzugtesten Lagen ein magerer zweiter Schnitt möglich. Die flächenextensive Nutzung des privaten Graslandes (d.h. in unserem Fall Futterproduktion auf Naturwiesen und Beweidung) ist nur teilweise naturbedingt (kurze Vegetationszeit, Wetterunsicherheit etc.), sie scheint ebenso auf einer tiefverwurzelten Hirtenmentalität zu beruhen, die auch in der Bewahrung der jahrhundertealten Gemeinnutzung und in der erst spät und bescheiden einsetzenden Düngewirtschaft zum Ausdruck kommt. Dem öffentlichen Weideland kommt deshalb in Urseren erhöhter Wert zu.

Die Parzellierung der landwirtschaftlichen Nutzfläche ist bescheiden. Dies geht aus den Ergebnissen der Betriebszählung 1965 (Tabelle 3) deutlich hervor. Bei den Flächenangaben in dieser Tabelle handelt es sich allerdings lediglich um Schätzungen.

Tabelle 3

Parzellierung der landwirtschaftlichen Betriebe

	Landw. Nutz- fläche pro Betrieb	Parzellierung (ohne Wald und Sömmerungsweiden)	
		Mittlere Zahl der Parzellen pro Betrieb	Mittlere Fläche einer Parzelle
	a		a
Andermatt	938	3	236
Hospental	714	5	241
Realp	576	5	122
Uri ohne Urseren	497	2	178
Bez. Goms	487	41	11
Bez. Vorderrhein	513	16	27
Distr. Leventina	426	18	22

Quelle: Eidg. Betriebszählung 1965

Nach E. Marti (1970) ist diese für den ganzen Kanton Uri typische Arrondierung der Betriebe (vgl. Tab. 3) nicht durch Güterzusammenlegung entstanden, sondern eine Folge der Einzelhofbesiedlung des landwirtschaftlich genutzten Gebietes, wie sie in der Innerschweiz allgemein verbreitet ist. Die Nachbargebiete Goms, Vorderrheintal und Leventina weisen bei vergleichbarer Nutzfläche pro Betrieb einen ungleich stärkeren Parzellierungsgrad auf. Unter den einzelnen Gemeinden der Leventina bestehen dabei in bezug auf die Parzellierung der Betriebe die grössten Unterschiede (101).

E. Marti (1970) differenziert die Situation in Uri und Urseren wie folgt: "Zwar sind auch im Kanton Uri die Arrondierungsverhältnisse nicht überall gleich. Am günstigsten sind sie im Gebiet des Unterlandes, wo ausgesprochene Einzelhofbesiedlung besteht. Im Urner Oberland dagegen und ganz besonders im Urserental, wo die Gefahren der Natur zum Teil zu einer engen Siedlungsweise zwangen, ist der vollständig arrondierte Einzelbetrieb nicht mehr die häufigste Siedlungsform. Die Parzellierung ist hier daher auch grösser. Ein typisches Beispiel ist Realp mit der eng zusammengedrängten Dorfsiedlung. Die Parzellierung ist daselbst ziemlich ausgeprägt, wozu auch die hier noch lange gebräuchliche Realteilung beigetragen hat."

Dazu ist zu bemerken, dass schwache Parzellierung generell als Charakteristikum der Graswirtschaft gelten kann (vgl. K. Huber, 1944).

In Gebieten mit traditioneller Selbstversorgungswirtschaft, d.h. Gebieten mit Getreidebau, zu denen die Nachbartäler Urserens zählen, ist die Beanspruchung des Bodens viel differenzierter als in Graswirtschaftsgebieten. Der Getreidebau ist im alpinen Bereich nur auf Flächen möglich, die ganz bestimmten Anforderungen hinsichtlich Exposition, Bodenart, Bewässerung, Neigung etc. genügen. Solche Flächen bilden in einem stark zerschnittenen, durch Bäche, Felspartien und Lawinenzüge gegliederten Gebiet kaum je eine zusammenhängende Decke. Die Getreidegebiete sind selten Zonen, sondern punktförmig, manchmal streifenförmig über das Areal zerstreute, klimatisch und morphologisch bevorzugte Anbauflächen. Bei Erbteilungen ist deshalb ein Austausch von Parzellen und die Arrondierung der Betriebe nicht ohne weiteres möglich.

K. Huber (1944) sieht in der Streulage der Parzellen auch eine Art Versicherung dagegen, dass bei einer der häufigen Naturkatastrophen nicht der ganze Besitz ruiniert wird.

Es ist wohl anzunehmen, dass in Realp, der abseits der Gotthardroute gelegenen und daher in der traditionellen Kulturlandschaft am stärksten landwirtschaftlich orientierten Gemeinde, die Wertschätzung des Bodens auch ohne Ackerbau sehr gross war. Bei fortgesetzt praktizierter Realteilung

dürfte sich daraus für Realp unter den drei Gemeinden Urserens in der Tat der grösste Parzellierungsgrad ergeben. Deshalb wurden zur Beurteilung der Parzellierungsverhältnisse dieser Gemeinde auch die Angaben des Grundbuchs herangezogen.

Damit werden alle Grundbesitzer, nicht nur Landwirtschaftsbetriebe, berücksichtigt. Das Fehlen eines Katasterplans ermöglicht zwar weder eine genaue Lokalisierung der Parzellen noch eine Grössenbestimmung. Auch sind die Grundbucheintragen in vielen Fällen seit Jahrzehnten veraltet. Viele Erbgänge und Besitzwechsel gehen erfahrungsgemäss noch heute "unter der Hand", ohne Eintragung ins Grundbuch. Eine Auszählung der Grundbucheintragen (Frühjahr 1970) ergab für Realp folgendes Resultat:

Wiesland	216 Parzellen
Gestrüpp	37 Parzellen
Oedland und Steingand	17 Parzellen
Magerland	4 Parzellen
Ried	3 Parzellen
Obere Dorfgärten *)	43 Parzellen
Untere Dorfgärten*)	45 Parzellen
Hausgärten	18 Parzellen
total	383 Parzellen

*) vgl. Kap. VI.2.2

Diese Zusammenstellung bringt zunächst die lokale Differenzierung des Privatlandes nach Qualität zum Ausdruck. Subtrahiert man die Gartenparzellen, die sich alle im Dorf befinden, so teilen sich in die restlichen 277 Parzellen total 86 Besitzer, davon 44 namens Simmen, und 18 namens Nager (102).

Solange keine exakte Grundbuchvermessung existiert, ist es ausgeschlossen, zwischen den Parzellen des Grundbuchs, welche Erbeinheiten darstellen, und den in der Betriebszählung erfassten Parzellen, welche Nutzungseinheiten sind, eine Beziehung herzustellen. Bei den engen verwandtschaftlichen Beziehungen innerhalb des Dorfes, wie sie aus dem Grundbuch hervorgehen, ist aber anzunehmen, dass in einer Betriebseinheit jeweils mehrere Erbeinheiten vereinigt sind (103). Im Jahre 1970 war noch ein einziger von den nominell 86 Bodenbesitzern in Realp ausschliesslich mit Landwirtschaft beschäftigt, ein knappes Dutzend Grundeigentümer hielten im Nebenerwerb noch Grossvieh, während sie hauptberuflich

einer andern Beschäftigung nachgingen. Viele Parzellen bleiben heute ungenutzt oder werden von Nachbarn gefälligkeitshalber gemäht, ohne dass geordnete Pachtverhältnisse bestehen. Für den heutigen Restviehbestand ist genügend Futter vorhanden. Der Boden ist beinahe wertlos geworden. Oft übersteigen die Kosten für den Erbschaftsnachweis den Wert der fraglichen Parzelle. Den 22 Landwirtschaftsbetrieben, welche die Statistik 1965 anführt, standen in dieser Situation zweifellos wesentlich mehr als durchschnittlich 5 Parzellen zur Verfügung. Ältere Einwohner erinnern sich, dass noch in den 30er Jahren in Realp kein Land verkäuflich war und um Quadratmeter prozessiert wurde. Die Zeiten, da auch Realp einen geschlossenen Heiratskreis bildete und Ehen mit Rücksicht auf Gewinn oder Verlust von Landbesitz geschlossen werden mussten, liegen noch nicht weit zurück (103).

Zusammenfassung: Mit gutem Grund kann festgehalten werden, dass das privat genutzte Kulturland Urserens stärker parzelliert ist, als anhand der Betriebszählungsergebnisse angenommen werden könnte. Die Zerstückelung erreicht aber keineswegs jenes extreme Ausmass wie etwa im benachbarten Goms mit seiner traditionellen Selbstversorgungswirtschaft. Die Gründe dafür mögen weniger in einer früher stark verbreiteten Einzelhofbesiedlung und daraus heute noch nachwirkender Arrondierung der Betriebe liegen, als in der Dominanz der Graswirtschaft. Der geringe Parzellierungsgrad scheint nach dem Steuerrodel von 1452 (J. Gisler, 1962) auch historisch belegt zu sein (104).

2.2. Gärten

Das Gartenland ist an die Dauersiedlungen gebunden. Es werden sogenannte "Hausgärten", kleine Einzelparzellen vor oder neben den Wohnhäusern, und "Dorfgärten" unterschieden. Letztere bestehen in den geschlossenen Dörfern Realp und Andermatt. Es sind zusammenhängende grössere Areale mit extrem starker Parzellierung. Die 43 Parzellen der "oberen Dorfgärten" in Realp beispielsweise, bedecken gesamthaft

eine Fläche von ca. 750 m², d.h. eine Gartenparzelle ist durchschnittlich kleiner als 20 m². Unter den Anbaugewächsen steht die Kartoffel weitaus an erster Stelle. Daneben wird aber zur Versorgung der Haushaltung neben Salat eine erstaunliche Vielfalt an Gemüse, Hülsenfrüchten und Rüben- gewächsen etc. gezogen (105).

Gegenüber den Dorfgärten haben die Hausgärten teilweise unter längerer Schneebedeckung zu leiden, da im Winter oft der Schnee zur Entlastung der Dächer heruntergeschaufelt werden muss. Andererseits geniessen sie vielfach den Windschutz der Gebäude und profitieren von der Wärmerückstrahlung der Fassaden.

2.3. Ackerland

Die ackerbaulich genutzte Fläche ist heute in Urseren äusserst bescheiden. Eine Begehung des privat genutzten Kulturlandes im Sommer 1969 führte zu folgendem Resultat:

- Andermatt: Keine offene Ackerfläche ausser dem dörflichen Gartenareal.
- Hospental: Eine einzige kleine Ackerparzelle (Kartoffelacker) jenseits der Furkareuss im sogenannten Hofacker.
- Realp : Insgesamt 12 kleine Kartoffeläckerlein an den nach Südosten geneigten Hängen beidseits des Dorfes (Gebiete von Husmatten und Laui), eingestreut ins privat genutzte Wiesland. Ihre Grösse variierte zwischen 18 m² und 168 m². Gesamtfläche: 975 m². Maximaldistanz zum Dorf: 500 m. In ihrem Umriss passen sich diese Aeckerchen weitgehend dem Gelände an; sie sind z.T. rund, dreieckig, meist jedoch rechteckig mit den Längsseiten in der Fallrichtung angelegt. Bei stärkerer Hangneigung erfolgte eine leichte Terrassierung, wohl eher durch die mehrjährige Nutzung derselben Fläche als bewusst angelegt (keine Mauern).

Die Existenz dieser bescheidenen Ackerflächen führt zur Frage nach der Bedeutung des Ackerbaus in der traditionellen Kulturlandschaft des Urserentals.

Die Beantwortung dieser Frage soll durch die Auswertung von Feldbeobachtungen und Literaturhinweisen versucht werden.

Am Sonnenhang des Urserentales fällt noch heute im Grenzbereich zwischen Privatland und Allmend (Freiberge) stellenweise eine ziemlich ausgeprägte Terrassierung auf, so etwa gegenüber Hospental (Abb. 7), oberhalb Richleren, oberhalb Ei oder am Lauihang bei Realp. Diese zusammenhängenden, heute begrasten Terrassenflächen, bei denen es sich zweifellos um ehemalige Ackerparzellen handelt, haben ihre Obergrenze bei ca. 1600 m. Auch im privat genutzten Wiesland zeichnen sich sonnseits da und dort ehemalige Ackerflächen ab. All diese Spuren weisen auf den früher ausgedehnteren Kartoffelanbau hin, welcher Mitte des letzten Jahrhunderts eine bedeutende Förderung von Seiten der Korporation erhielt.

1891 erweiterte die Talgemeinde diesbezügliche "Bezirksgemeindeerkenntnisse" von 1845, 1850 und 1854 zu einer festen Verordnung in welcher beschlossen wurde,

"in Betracht, dass in den angelegten Eigenäckern ein nicht hinreichendes Quantum Kartoffeln produziert werden kann und ein grosser Teil der Talbevölkerung zur Beschaffung dieses Hauptnahrungsmittels an den auswärtigen Einkauf verwiesen ist; in Betracht, dass sich zur Oeffnung von Aeckern entbehrliches Allmendland vorfindet, ohne dass durch eine solche Wegnahme dem Wildheusammeln und dem Weidgang des Viehs Eintrag getan wird; erwägend dass dadurch die Pflanzung eines genügenden Quantum Kartoffeln für die Talbevölkerung bezweckt wird ...",

jeder korporationsgenössigen Familie 400 m² (für niedergelassene Nichtbürger: 130 m²) Allmendland für Anlegung von Kartoffeläckern an speziell ausgeschiedenen Stellen auf unbestimmte Zeit zu überlassen.

Der Umstand, dass man dabei ausdrücklich jede Schmälerung des Wildheuertrages und jede Verkleinerung der Weidefläche zu vermeiden trachtete, zeigt deutlich, in welcher Richtung die traditionelle Nutzung gerichtet war. Eine grössere Bedeutung erlangte der Ackerbau im 20. Jh. während der beiden Weltkriege (106). Dabei wurden auch Versuche mit Getreidebau angestellt, die jedoch nur in günstigen Jahren Erfolg hatten. Der angebaute Roggen wurde meist nicht reif und

musste schliesslich als Viehfutter "eingeheut" werden. Aeltere Landwirte berichten auch, es habe an der nötigen Erfahrung für erfolgreichen Getreidebau gefehlt, was in unserem Fall als wertvoller Hinweis zu registrieren ist.

In ganz Urseren ging der Anbau von Karoffeln nach dem 2. Weltkrieg sehr rasch zurück. Als Gründe hiefür werden angeführt:

- die Ungunst des Klimas, welche häufig erst eine verspätete Aussaat (anfangs Juni) und eine späte Ernte (anfangs Oktober) bewirkte. Oft mussten die Kartoffeln unter dem Schnee hervor aus gefrorenem Boden geerntet werden;
- Rückgang der Erträge infolge Einseitigkeit des Anbaus und mangelnder Düngung;
- Wildschaden, namentlich durch Hirsche, welche die Aecker zertraten und aufwühlten;
- schliesslich: verbilligte Abgabe von Kartoffeln durch die Eidg. Alkoholverwaltung (verbunden mit verstärktem Rentabilitätsdenken und Tendenz zur Verringerung der Arbeitsleistung).

Die klimatischen Bedingungen für Getreidebau scheinen in Urseren tatsächlich kaum gegeben zu sein (vgl. Kap. III.2). Dazu einige der wenigen Literaturbelege, welche nicht nur die grünen Matten und Weiden Urserens, sondern auch Acker- bzw. Getreidebau erwähnen:

"Als Pater Pladidus a Spescha im Jahre 1811 Urseren durchwanderte, schrieb er, dass da nur Kartoffeln und wenig Flachs, Gerste, und Sommerroggen gedeihen, selten aber werde die Frucht reif" (M. Oechslin, 1927).

"Fäsi (1766) berichtet uns weiter, dass die Feldfrüchte, also Getreide, in Urseren wegen des kurzen Sommers nicht reif werde. Dagegen gedeihen nach seinem Zeugnis einige Arten von Gartenfrüchten und es wird auch etwas Hanf gepflanzt" (J. Gisler, 1962).

K. Kasthofer (1822) hingegen berichtet, dass in Realp neben Kartoffeln auch Sommergerste gedeihe, Flachs hingegen werde keiner gebaut, da früher Schnee ihm nach Aussagen der Bewohner nachteilig werde.

K.F. Lusser schreibt 1805: "Im Urserntal, wo das Klima zu rauh und die mildere Jahreszeit kaum von viermonatlicher Dauer ist, hört endlich selbst der Gartenbau auf. Doch trifft man noch hie und da durch den Fleiss der Einwohner kleine

Striche Landes mit weissen Rüben, Erdäpfeln und Hanf bestellt (A.O. Lusser, 1972).

Auch die Erfahrung bestätigt, dass die Verkürzung der Vegetationszeit, welche mit zunehmender Meereshöhe eintritt, hauptverantwortlich ist für die klimatische Begrenzung des Getreidebaus (vgl. F. Mohnheim, 1954). Da in dieser Höhe das Getreide nur langsam reift, verschiebt sich der Zeitpunkt der Ernte zu sehr gegen den regenreichen Herbst hin (Oktober = regenreichster Monat in Urseren).

Dass die anspruchslose Gerste, welche nach K. Huber (1944) "mit einer Vegetationszeit von 90-100 Tagen auskommt", erfahrungsgemäss noch am ehesten gedieh, zeigt aber, dass sich das Urserental auch klimatisch an der oberen Grenze des Getreidebaus, wenn nicht darüber befindet, auch wenn im benachbarten Goms bei Gerendorf Roggenäcker bis 1700 m steigen und auch im Vorderrheintal (Tschamutt) Gerste bis 1640 m gedieh (vgl. J. Früh, Bd. II, 1932).

Um die getreidebaulichen Möglichkeiten des Urserentales schlüssig beurteilen zu können, wäre auf alle Fälle für die in Frage kommenden Plätze das aus der Exposition resultierende Lokalklima in enger Verbindung mit Boden und Relief genau zu untersuchen. Insbesondere müsste dabei wohl auch die relativ grosse Niederschlagshäufigkeit (vgl. Kap. III.2.) in Betracht gezogen werden.

Es finden sich keine Hinweise dafür, dass in Urseren je besondere Anstrengungen gemacht worden wären, um Getreidebau zu ermöglichen. Das künstliche Ausapern der Felder durch Bestreuen mit Erde, Asche oder Russ, wie es im Bedrettal und im Tavetsch üblich war, oder Trockengestelle zum Nachreifen des Getreides etc., sind nicht nachzuweisen.

Wie sehr die kurze Vegetationszeit aber auch die Dörrfutterbeschaffung beeinflusste, mag folgender Literaturhinweis beleuchten:

Nach dem bischöflichen Visitationsbericht von 1643 (vgl. P.N. Curti, 1915) ersuchten die Urschner den Bischof von Chur, die Feste von St. Anna, St. Jakob, St. Laurenz,

St. Theodul (107), St. Bartholomae und Maria Himmelfahrt, welche damals gebotene Feiertage waren und in die Zeit der Heuernte fielen, auf die Fastenzeit zu verschieben. Sie begründeten ihre etwas seltsame Bitte damit, dass der Talboden nur Heu und Gras liefere und die Bewohner daher auf eine rasche und ausgiebige Heuernte angewiesen seien (vgl. dazu Kap. VI.3.6.). Vielleicht war damals bei den Bittstellern noch die Ueberlieferung eines früher günstigeren Klimas wach. Es kann im Spätmittelalter in Urseren ein besseres Klima geherrscht haben, bis dann nach 1550 der "schwere klimatische Rückschlag" erfolgte (vgl. E. Ambühl, 1961).

Aus der heutigen Situation heraus beurteilt, dürfte in Urseren eine getreidebauliche Tradition fehlen. Unser Untersuchungsgebiet scheint tatsächlich Bestandteil jenes Gürtels mit fehlendem Ackerbau zu sein, den F. Monheim (1954) als Trennungszone zwischen den Feldsystemen der westlichen und der östlichen Alpen festgestellt hat. Man wird indessen für das Fehlen von Getreidebau nicht nur klimatische Gründe verantwortlich machen dürfen, sondern auch an die wirtschaftlich bedingten Grenzen des Ackerbaus denken müssen.

Schon J. Wirz (1902, zit. nach J. Gisler, 1962) hat darauf hingewiesen, dass die Entwicklung des Verkehrs eine Gegend in der Regel veranlasst, die bisher unter schwierigen Verhältnissen selbst erzeugten Produkte von aussen zu beziehen und sich ausschliesslich auf die Gewinnung jener Produkte zu beschränken, für welche die günstigsten Voraussetzungen vorhanden sind. Die durch die Verkehrserschliessung der Alpen bedingte Aufgabe der Selbstversorgung ist denn auch für viele alpine Verödungsphänomene verantwortlich (vgl. K. Huber, 1944).

Verschiedene Autoren berichten übereinstimmend, dass in Uri der Getreidebau mit der Ablösung der Kornzehnten (1418-28) fast vollständig verschwand, während vorher nur noch das durch den Zehnten geforderte Minimum angebaut wurde (vgl. z.B. M. Oechslin, 1927, S. 175 ff). Es bleibt für Urseren daher die Frage nach dem mittelalterlichen Getreidebau abzuklären, der offenbar bestand. Unter den Flurnamen, deren Aussagewert interessiert, seien hier einige Beispiele genannt:

Flurname	Höhe	Exposition	Charakter
Andermatt:			
Egerten	1750 m	S	windgeschützte Hangverflachung, Unteralptal
Hospental:			
Langacher Hofacher	1470 m	SE	Hangfusspartie jenseits der Tennlenbrücke, wenig geneigt
Realp:			
Feld früher "auf dem Zelg"	1630 m	ESE	schwach geneigter Hang südwestlich des Dorfes
Aegerten	1600 m	SE	schwach geneigter Hang unterhalb der Furkastrasse

Der Ausdruck "Aegerten" in Realp ist bereits 1445 als Flurname urkundlich belegt, in dem "ab dem aker an den Egerten" Abtzins zu entrichten war (vgl. J. Gisler, 1962). "Egerten" in Andermatt ist im Steuerrodel von 1452 als "Egerdon" belegt (J. Gisler, 1962).

Nach W. Röllin (1969) ist damit Egartenwirtschaft in Urseren nachgewiesen. Die Ansicht von E. Paravicini (1928), wonach die "reine Graswirtschaft in den Alpentälern" aus der Egartenwirtschaft hervorgegangen ist, erfährt also in Urseren ihre Bestätigung.

Solange in diesen alpinen Graswirtschaftsgebieten die mangelnde Verkehrserschliessung zur Selbstversorgung mit Brotgetreide zwang, oder die geforderte Naturalsteuer Getreidebau verlangte, herrschte nach E. Paravicini (1928), da das System der Dreifelderwirtschaft aus nicht näher umschriebenen klimatischen Gründen nicht möglich war, das extensivere Bodennutzungssystem der Egartenwirtschaft (Wechsel von Beweidung und Ackerbau).

Auch die Flurnamen "Langacher" und "Hofacher" (108) sind in den von J. Gisler (1962) publizierten spätmittelalterlichen

Abtzins- und Steuerrödeln bereits etabliert. In diesen Rödeln taucht auch der Begriff "aker" für zinspflichtige Parzellen auf neben den Ausdrücken "guot", "matt", "moos" etc. (109).

Ob auf diesen "Aeckern" Getreidebau betrieben wurde, ist keineswegs gesichert.

Wenn 1448 beispielsweise ein "aker, neben der capellen, da der spicher uf stund", zinspflichtig war, also ein Acker, auf dem ein Speicher stand, kann vermutet werden, dass der Begriff "aker" hier nicht unbedingt offenes Ackerland bedeutet, sondern entweder mindestens teilweise auch zu Wiesland umgewandelte ehemalige Ackerparzellen bezeichnet, oder allgemeiner, im Sinn von "Land", "Grundstück" (lat. ager) verwendet ist (110).

Der einzige spätmittelalterliche Hinweis auf Getreidebau in Urseren kann dem Hexenprozess gegen Kathryna Simon (Simmen) von Steinbergen, welcher 1459 stattgefunden hat, entnommen werden.

Der Wortlaut der entscheidenden Stelle im Geständnis der Angeklagten lautet:

"Da wurdent sy das ein mit enander das sy rittind gen örietz (Airolo), und woltend ein rüby in das torf lassen gan und in die güter, das möcht nüt einen fürgang han, und giengen wider Horwert, und liessen ein rüby (Rüfe) in einen Kornakker gan".

(Die Hexe kam also mit andern Hexen überein, nach Airolo zu reiten um eine Rüfe auf das Dorf und seine Umgebung niederzugehen zu lassen, was offenbar nicht gelang. Deshalb kehrten sie wieder um und liessen eine Rüfe in einen Kornacker niedergehen).

Wenn der Ausdruck "Horwert" bedeutet "herwärts", nach Urseren "zurück", dann liegt der Kornacker eindeutig in Urseren, wie W. Röllin (1969) dies annimmt.

Auch wenn neben klimatischen Gründen die zitierten Abtzinsrödel für die Annahme eines bescheidenen mittelalterlichen Getreidebaus sprechen könnten, muss beachtet werden, was J. Gisler (1962) erwähnt:

"Im ältesten Talrecht, d.h. in den Talgemeindebeschlüssen des 14. und 15. Jahrhunderts sowie im Talbuch, finden sich ziemlich viele Bestimmungen über den Weidgang, den Auftrieb auf die Allmend und die Alpen und über die Annahme von

Lehenkühen, also lauter Vorschriften, welche Vieh- und Milchwirtschaft voraussetzten und keine solchen, die irgendwie auf Getreidebau hindeuten. - In den Rödeln und Jahrzeitstiftungen lassen sich nie Naturalgaben von Korn und Getreide, wohl aber nicht selten solche von Käse feststellen."

Er glaubt deshalb, dass Mitte des 15. Jahrhunderts in Urseren kein eigentlicher Getreidebau mehr getrieben wurde.

"Die Talleute konnten um so eher darauf verzichten, als es ihnen die günstige Verkehrslage in normalen Zeiten ohne weiteres ermöglichte, das lebensnotwendige Getreide gegen die Erzeugnisse der Vieh- und Milchwirtschaft einzutauschen. Der Ackerbau dürfte sich auf Hanf, Flachs und einige Gartenfrüchte beschränkt haben."

Wenn die eingewanderten Walser vielleicht am Anfang, noch unter einem gewissen Zwang zur Selbstversorgung stehend, versucht hatten, Getreide anzubauen, so werden sie sich mit dem Aufschwung des Gotthardverkehrs wegen des rauhen Klimas rasch einseitig auf Vieh- und Milchwirtschaft umgestellt haben. Wie bereits erwähnt, konnte das Kloster Disentis seinen Bedarf an Naturalien aus seiner unmittelbaren Umgebung decken, die Abtzinsen aus Urseren wurden deshalb früh in Form von Geld entrichtet. Ein vom Kloster vorgeschriebener Getreidebau dürfte in Urseren nie existiert haben. Nach W. Röllin (1969) konnte im 15./16. Jh. die Einfuhr von billigem Getreide als gesichert gelten. Auch hatte das gesteigerte Bedürfnis nach Fleisch und Milchprodukten im Schweizerischen Mittelland und Norditalien infolge der starken Bevölkerungsvermehrung im Spätmittelalter für diese Umstellung auf Viehwirtschaft günstige Voraussetzungen geschaffen (111).

Im Zusammenhang mit einstigem Getreidebau im Urserental soll schliesslich auch folgender Gedankengang nicht ausser acht gelassen werden:

M. Oechslin (1927) zitiert einen Bericht des Talschreibers von Urseren vom 27. Oktober 1813 an die Kriegskommission in Uri:

"Da wir hier oben mit Brot sehr übel versehen sind, so wollen wir Sie ersucht haben, uns in ereignetem Falle mit solchem zu versorgen und würden für besttunlich erachten, wann auch ohne gebackenes Brod auch einige Müth Mehl für Vorsorge dann hierher geschickt würden."

M. Oechslin kommentiert dazu:

"auch daraus ist zu entnehmen, wenn für eine ganze Talschaft Urseren, die anno 1811 552 Seelen besass, nur einige Doppeltzentner Mehl verlangt werden, dass das Brot mehr eine "besondere Nahrung" für Kranke, Gäste und hohe Herren war, als eine allgemeine Volksnahrung, wie sie es heute geworden ist."

Sicher war in der Neuzeit die Polenta neben Kartoffeln eher Hauptnahrung der Urschener als Brot.

Als der sel. Jordan von Sachsen 1234 in der Schenke des Hunthar einkehrte, waren nur noch zwei Brote vorhanden, die der Wirt für sich und seine Familie beiseite gelegt hatte, denn es war vorher schon eine Anzahl Reisende vorbeigekommen (vgl. Fr. D. M. Planzer, 1925).

Aus dieser Quelle kann aber noch nicht zwingend auf die Essgewohnheiten der Urschener des Mittelalters geschlossen werden.

Zusammenfassung: Der Ackerbau spielt in der traditionellen Kulturlandschaft Urserens eine unbedeutende Rolle. Zwar fehlen exakte Untersuchungen des Lokalklimas, welche in Verbindung mit Bodenanalysen der am günstigsten exponierten Plätze eine schlüssige Beurteilung der getreidebaulichen Möglichkeiten Urserens erlauben würden. Doch haben Anbauversuche während der beiden Weltkriege gezeigt, dass nur in günstigen Jahren Getreide zur Reife gelangt. Eine grössere Rolle spielte seit Mitte des 19. Jhs. bis Ende des 2. Weltkriegs der Kartoffelbau, welcher durch die Korporation gefördert wurde. Zu Beginn des 19. Jhs. ist in Realp neben Kartoffeln ein bescheidener Anbau von Sommergerste, Sommerroggen und Flachs belegt.

Zieht man die Möglichkeit günstigerer klimatischer Bedingungen im Spätmittelalter in Betracht, wird für die damalige Zeit ein etwas umfangreicherer Ackerbau in Form von Egartenwirtschaft, wie es durch das Flurnamenmaterial belegt zu sein scheint, wahrscheinlich. Es sind aber in Urseren keinerlei Naturalgaben, besonders Zinsleistungen von Getreide belegt, welche andernorts den Getreidebau auch in ungünstigeren Lagen erforderten. Dank der Verkehrserschliessung des Tales bestand mindestens seit dem 15./16. Jahrhundert kein Zwang mehr zur Selbstversorgung mit Getreide. Das vorhandene Quellenmaterial belegt, dass wohl schon im 14. Jh. die Umstellung auf die aussichtsreichere Vieh- und Milchwirtschaft vollzogen war. Die geringe Bedeutung des Getreidebaus in der traditionellen Kulturlandschaft Urserens scheint ebenso sehr wirtschaftlich wie klimatisch bedingt zu sein.

3. Das korporative Weideland

3.1. Rechtsgrundlagen

Das nicht als privat genutztes Kulturland aufgeteilte Areal Urserens ist Eigentum der Korporation Urseren, die alle Bürger von Realp, Hospental und Andermatt umfasst, also öffentlicher Besitz. Es gibt von den im Baurecht erstellten Alpgebäuden abgesehen weder privaten noch genossenschaftlichen Alpbesitz. C. Nager (1898) schätzt das Gesamtareal des Korporationsbodens auf 16100 ha, wovon 5926 ha (37 %) produktive Weidefläche sind. Die alpwirtschaftliche Nutzung dieses öffentlichen Grundes geschieht jedoch nicht auf öffentlicher, sondern auf privater oder genossenschaftlicher Basis. Als Grundeigentümerin hat die Korporation in gesetzlichen Erlassen die Grundsätze über Zeit und Art der Nutzung aufgestellt und wacht über deren Einhaltung (112). Diese uralten Grundsätze streben nicht den grösstmöglichen finanziellen Gewinn für die Korporation an, sondern den Schutz der einheimischen Landwirtschaft, den Schutz des Einzelnen und vor allem des Kleinbauern (vgl. z.B. Regelung der Weidgeldtaxen, s.d.).

Bei der Durchsicht der Korporationsverordnungen fällt immer wieder auf, welch grosse individuelle Freiheit dem Einzelnen gelassen wird, sehr oft sogar zum Nachteil der Allgemeinheit und wie bescheiden die Gegenleistungen sind, die vom Nutzen gefordert werden.

Die Nutzung von Alpen und Allmenden steht allen Korporationsbürgern zu, welche im Gebiet der Korporation wohnen (113). Dabei ist jeder Bürger grundsätzlich gleichberechtigt. Er kann ohne Rücksicht auf politische Grenzen frei wählen, auf welche Alp er sein Vieh auftreiben will. Alprechte, wie sie für die Alpen der Korporation Uri im Interesse einer geordneten Bestossung bestehen, sind in Urseren unbekannt. Es hat sich aber im Laufe der Zeit eine gewisse Zuordnung

der Gebiete in der Nutzung zu den einzelnen Gemeinden ergeben, die ziemlich stabil ist (114).

Man mag in der betont freiheitlichen Regelung der Nutzung des korporativen Grundbesitzes mangelnde Wertschätzung erblicken. Sicher ist dabei der Umstand zu beachten, dass im Vergleich zur schmalen Winterfutterbasis des privat genutzten Kulturlandes (vgl. Karte 2) in Urseren ein sehr ausgedehntes Weideareal zur Verfügung steht (115).

Zusammenfassung: Das gesamte Allmend- und Alpareal Urserens ist Eigentum der Korporation Urseren, es gibt weder genossenschaftlichen noch privaten Alpbesitz. In der Nutzung dieses öffentlichen Bodens wird dem Einzelnen eine grosse individuelle Freiheit zugestanden. Die Bestossung der Alpen geschieht nach alter Gewohnheit, ohne dass dafür Alprechte existieren. Eine einigermaßen sinnvolle Beweidung des Korporationsbodens wird durch dessen Aufteilung in verschiedene Nutzungszonen erreicht, die nachfolgend zu charakterisieren sind:

3.2. Freiberge

Wie schon angedeutet, steht den landwirtschaftlichen Betrieben Urserens für die achtmonatige Stallfütterungszeit nur eine relativ schmale Winterfutterbasis zur Verfügung. Es lag deshalb im Interesse aller Talleute, wenn die im Frühjahr zuerst ausapernden Gebiete als Allmend "frei gehalten" wurden, um dem Vieh nach einem langen Winter, wenn der Dörrfuttervorrat aufgezehrt war, als erste, magere Frühjahrsweide zu dienen.

Die Freiberge umfassten (solange die traditionellen Nutzungsprinzipien noch Geltung hatten) ein fast durchgehendes Band von Hängen sonnenhalb des Tales, bergwärts anschliessend an das privat genutzte Kulturland (vgl. Karte 2), vom Eingang ins Unteralptal über den Kirchberg (heute aufgeforstet), den Betzberg bis hinter Realp, ferner einen grösseren Komplex Schattenhang zwischen Hospental und Zumdorf.

Es sind meist sehr steile Hänge ("Berge"), die des mageren Graswuchses und ihrer Steilheit wegen für private Nutzung nicht mehr in Frage kommen.

Die Freiberge durften früher bis zum 25. Juni (in jüngster Zeit bis zur Alpfahrt) von Gross- und Kleinvieh frei beweidet werden. Ihrer Steilheit wegen kommt allerdings für grosse Teile der Freiberge nur eine Beweidung durch Kleinvieh in Frage.

Im Herbst wurden sie am 15. (später 14.) September wieder geöffnet und stellten dann zusammen mit den Heukuhweiden (vgl. Kap. VI. 3.3.) eine Art Reserveweiden dar (z.B. bei verkürzter Alpsaison oder schlechter Heuernte). Im Notfall stand dem engern Rat das Recht zu, die Benützung der Freiberge zu verlängern. Ein Viehhalter, der innert der Zeit vom 25. Juni bis 15. September Vieh in den Freibergen weiden liess, verfiel einer hohen Strafe (116). In dieser Zeit waren (vgl. Kap. VI.5.) die Freiberge der Wildheugewinnung reserviert (s.d.). Den Senten (vgl. Kap. VI.3.4.) war das Befahren der Freiberge verboten. Bei Schneewetter war nur die Durchfahrt durch die Freiberge zu den Eigensällen gestattet. C. Nager (1898) bezeichnet den Freiberg am Sonnenhang, wohl nicht zuletzt wegen des grossen Wildheuertrags als "ertragsreichstes Alpgebiet von Urseren". Anhand dieser Aussage könnte man die Freiberge auch deuten als Alpweidegebiete, die im Sommer zur Sicherung des Wildheuertrages von weidendem Vieh frei gehalten wurden.

E. Marti (1970) versteht aber unter einer "Alp" (Alpweide) "eine Grasfläche im Gebirge, die auf Grund der natürlichen Voraussetzungen und unter Berücksichtigung der Tradition planmässig zur Sömmerung von Vieh bewirtschaftet wird".

Die Freiberge Urserens gehören nach dieser Definition eindeutig nicht zum Alpareal. Sie wurden, wie das privat genutzte Kulturland, im Sommer ausdrücklich freigehalten von Vieh.

Zusammenfassung: Zu den sogenannten Freibergen wurden in Urseren hauptsächlich jene Hänge gerechnet, die dank ihrer Exposition im Frühjahr zuerst ausaperten. Sie dienten als extra ausgeschiedene Allmenden primär zur Frühjahrsweide für Gross- und Kleinvieh, daneben als Wildheuplanggen im Sommer und als Ergänzungsweiden im Herbst.

3.3. Heukuhweide

Die Topographie des Untersuchungsgebietes bietet vor allem zwei Typen von Weidearealen für die alpwirtschaftliche Nutzung an: Talbodenalpen und Terrassenalpen. Bei der freiheitlichen Regelung der Alpung des Viehs, hat es sich offensichtlich als notwendig erwiesen, dafür zu sorgen, dass auch die entfernter gelegenen Talböden oder die mühsamer zu erreichenden Terrassen beweidet wurden. Zu diesem Zweck wurden die sogenannten **Z i e l e** definiert, Grenzen, hinter oder über denen die eigentlichen Alpen beginnen (vgl. Karte 2).

Das vor dem Ziel liegende Alpgebiet wird im folgenden als "Heukuhweide" bezeichnet, obwohl dieser Ausdruck in Urseren kaum verwendet wird. Die Verordnungen kennen zwar den Begriff "Heukuh" für das während des Sommers (im Heuet) in der Nähe des Haupttalbodens gehaltene Vieh, das zur Versorgung der Talbetriebe mit Milch dient (117). Die durch die Ziele getrennten Nutzungszonen heissen aber (Alpgebiet) "vor dem Ziel" bzw. (Alpgebiet) "hinter dem Ziel".

Die Heukuhweiden dienten (118) bis zur Schliessung der Freiberge als Voralpungsgebiet. Hier besammelten sich die Senten (Herden mit mindestens 50 Kühen vgl. Kap. VI.3.4.) (119), und "stafelten" (weideten) bei den sog. "Vorhütten", "vor dem Ziel" bis das Gebiet "hinter dem Ziel" zur Alpung freigegeben wurde. Bis zur Schliessung der Freiberge (25. Juni) durfte "hinter dem Ziel" kein Vieh weiden, ausgenommen in der Oberalp. "Vor dem Ziel" genossen die Senten keine Bevorzugung, die Verordnungen bestimmten:

"Vor dem Ziel mag jeder nach Belieben vor oder neben dem Senten weiden. Hinter dem Ziel dürfen aber Heukühe oder allfällige kleinere Senten (120) nicht vor den Senten fahren und weiden".

Das bedeutet, dass der Alpbetrieb "hinter dem Ziel" erst begann, wenn mit dem Senten aufgefahren wurde (falls ein solches überhaupt zusammengetrieben wurde), praktisch meist erst zwischen Mitte und Ende Juli, nach Verordnung spätestens am 26. Juli (121). Damit die Heukuhweiden als Schneefucht-Reserveweide dienen konnten, musste durch genaue Bestimmungen dafür gesorgt werden, dass sie während der Alpzeit wirklich

nur von Heukühen beweidet und damit nicht überbenutzt wurden (122).

Man kann aus diesen Bestimmungen herauslesen, dass es vor allem für jene Talgenossen, welche die Landwirtschaft mehr "im Nebenerwerb" betrieben, verlockend sein musste, das Vieh und besonders die Pferde auch im Sommer in Dorfnähe zu halten.

Nach der Alpperiode dienten die "Heukuhweiden" als Herbstweidegebiete, ohne dass dieser Weidebetrieb besonders geregelt wurde. Auf Heukuhweideareal, bei den sog. Vorhütten, finden sich noch heute nach Mitte September auch die Senten wieder ein, um hier bis zu ihrer Auflösung zu stafeln. Funktional sind die "Heukuhweiden" also sowohl zu den Talgütern (Heukuhweide) als auch zu den Alpen (Reserveweiden) zu rechnen.

Auf der Oberalp und auch im Unteralptal stehen "vor dem Ziel" Ställe und Sennhütten, die als eigentliche Alpgebäude dienen. Tagsüber weidet das Vieh "hinter dem Ziel" und wird über Nacht "vor dem Ziel" eingestallt.

Zusammenfassung: Heukuhweiden waren in Urseren jene Weidegebiete, die zwischen dem privat genutzten Kulturland und dem eigentlichen Alpareal lagen, von dem sie durch genau definierte Grenzen (Ziele) getrennt waren. Sie dienten als Frühjahrs- und Herbstweide und wurden während der Alpzeit, mit Ausnahme von fünf Stück Grossvieh pro Betrieb, die zur Versorgung der Bevölkerung mit Milch während des Heuets in Dorfnähe gehalten werden durften, von weidendem Vieh freigehalten, um als Schneefluchtweide dienen zu können.

3.4. Die Viehalpen

Die Bestossung und Benützung der Viehalpen hinter dem Ziel erfolgt in keiner Weise nach deren Ertragsfähigkeit, sondern nach freiem Ermessen eines jeden Genössigen (123).

Gutgelegene Alpen wie Unteralp, Oberalp oder Garschenalp wurden daher, solange Urseren noch einen bedeutenden Vieh-

bestand aufwies, regelmässig überbestossen und waren den Gefahren der Uebernutzung ausgesetzt. Entlegene, ihrer Höhenlage wegen weniger ertragsfähige Alpen, wie etwa die Eisenmannsalp (Terrassenalp auf der Südseite des Tales zwischen Hospental und Realp, 1900 - 2200 m/M.), wurden wenig oder nicht benützt. Deshalb erscheinen sie heute besonders stark verunkrautet und verstaudet. Diese Tendenz verstärkte sich noch nach der Erschliessung der Talalpen durch den Bau von Pass-Strassen (Gotthard-, Oberalppass), Militärstrassen (Witenwasserental, 1938), Zufahrtsstrasse beim Kraftwerkbau (Unteralptal) und der Furka-Oberalpbahn (Garschenalp) (124). Entsprechend gering ist der Einsatz zur Verbesserung der Alpweiden.

C. Nager (1898) stellt in seinem Bericht bezüglich der Alpen Urserens immer wieder fest, zur Pflege werde nichts getan, oder "die Pflege der Alp wird der Natur überlassen", es fehle an Einfriedungen, Tränkeanlagen, die Wege seien schlecht, daher Fussleiden häufig etc., "die Art und Weise, wie diese Alpen bewirtschaftet werden, ist die reinste Raubwirtschaft" (125).

Wenn Dünger auf der Alp gesammelt wurde, (z.B. auf der Oberalp) dann nur deshalb, weil er mit relativ geringem Aufwand und ausdrücklicher Billigung durch die Korporationsverordnungen auf die benachbarten Eigengüter transportiert werden konnte.

Die erste Verordnung "betreffend Alpverbesserung" datiert vom 12. Mai 1901. Sie entstand also erst zu einer Zeit da Kantons- und Bundesbeiträge erhältlich waren.

Die Nutzniesser der Allmenden haben seither einen jährlichen Beitrag für die Verbesserung der Alpen zu leisten, der nur als symbolisch bezeichnet werden kann (126).

Auch eine bescheidene Frondienstverpflichtung für diejenigen, welche Grossvieh auftreiben und die Pflicht für jeden Mäder, der auf der Allmend mäht, einen Tag lang auf den Kuhweiden zu "schönen", sind neueren Datums. Alpverbesserungsprojekte werden zur Hauptsache mit den Schiessgeldern der schweizerischen Eidgenossenschaft finanziert (127). Zur Ausführung dieser Alpverbesserungen haben sich nach der Verordnung von 1906 Alpgenossenschaften zu bilden, die sich selbst konstituieren und unter Oberaufsicht des Korporationsrates stehen.

"60 % der die betreffende Alp bestossenden Viehbesitzer können eine Alpgenossenschaft gründen und es haben alle übrigen, welche mit Vieh die gleiche Alp befahren, beizutreten."

Der Genossenschaftsgedanke scheint, nach dem Wortlaut der Verordnung zu schliessen, erst durch die moderne Subventionspraxis eine bedeutende Förderung erfahren zu haben.

Auch der sogenannte Viehaufschlag (das Weidgeld) dürfte, wenn man die Zweckbestimmung betrachtet, erst in neuerer Zeit eingeführt worden sein (128).

Die Weidgeldtaxen müssen, auch wenn die relativ kurzen Sömmerungszeiten in Betracht gezogen werden, als sehr bescheiden bezeichnet werden. In ihrer Abstufung zeigt sich deutlich die Bevorzugung des Armen gegenüber dem Reichen, des Bürgers gegenüber dem Beisassen, des länger Niedergelassenen gegenüber dem Neuzugezogenen, des Landwirts der sein Vieh im Winter durchfüttert gegenüber dem Viehhändler (129).

Ein Bürger zahlt z.B. für die ersten 5 Stück Rindvieh je Fr. 1.50 Weidgeld, bezieht aber je Fr. 3.-- Versicherungsbeitrag aus der Weidgeldkasse.

Auch in Bezug auf die Betriebsformen sind dem Individualismus der Urschener keine Grenzen gesetzt. Es finden sich denn auch sowohl Einzelalping als genossenschaftliche Alping.

Einzelalping wird traditionell (und noch heute) auf der Oberalp betrieben. Schöni (1880 m) ist hier das zentrale, locker gebaute Alpdörfchen mit Ställen und Sennhütten der Einzelalper (nach dem Alpkataster in den 60er Jahren 10 Betriebe) von wo aus die Alpgenossen ihr Vieh selber besorgen und (ehemals) die eigene Milch selber verarbeiten.

Auch im Unteralpgebiet wird heute noch einzeln gealpt, neben dem Senten (nach dem Alpkataster 12 Betriebe total). Die Alpen von Hospental (Guspis, Rossmettlen, Rinbort, Blakenstafel, Lipferstein, Eisenmannsalp) sind ebenfalls immer individuell genutzt worden. P. Arnold (1970) stellt fest, dass vor dem 20. Jahrhundert auch in Realp möglicherweise einzeln gealpt wurde, und dass noch vor dem 1. Weltkrieg fünf oder sechs wohlhabendere Bauern neben den beiden Senten alpten.

Die Alping der sogenannten Senten beruht auf einem genossenschaftlichen Prinzip. Unter Senten versteht man in Urseren eine Viehherde von mindestens 50 Kühen, die meist durch Vereinigung des Viehs mehrerer Viehbesitzer zwecks Sömmerung

gebildet werden. Die Organisation der gemeinsamen Alpung besorgt der sogenannte Sentenvogt, ein von den interessierten Alpgenossen der betreffenden Alp gewählter Talmann. Das Alppersonal bestand mindestens aus Senn (Käser), Hirt (Melker) und Tinder (junger Gehilfe).

Die korporativen Bestimmungen illustrieren die im Grunde genommen sehr lockere Organisation der genossenschaftlichen Alpung (130). Ihre Vorteile (Arbeitskraft-, bzw. Betriebskostensparnis, geringerer Kapitaleinsatz für Gebäude und Sennerei-Einrichtungen, geringerer Holzbedarf, rationelle Nutzung des Weideareals etc.) mussten vor allem dort erkannt werden, wo Alpgebiete bestossen werden mussten, die aus klimatischen und topographischen Gründen relativ viele Staffwechsel erforderten und die das Alppersonal weit vom privatgenutzten Kulturland weg führten, auf dem gleichzeitig die Heuernte stattfinden musste.

Regelmässig von Senten beweidet wurden in den letzten Jahrzehnten das Unteralptal, das Witenwasserental und die Garschenalp. Die Nutzung der einzelnen Weideplätze ist im folgenden schematisch wiedergegeben.

M. Oechslin (1935) gibt für das Unteralptal zwei Senten an, nämlich

- a) das "Bauernsenten": 38 Kühe und 18 Rinder, Eigentum von 6 Bauern, werden von einem Senn, einem Hirt und einem Tinder besorgt,
- b) das "Herrensenten": 67 Kühe und 18 Rinder von 6 (wohlhabenderen) Bauern werden betreut von einem Senn, 2 Hirten, einem Tinder.

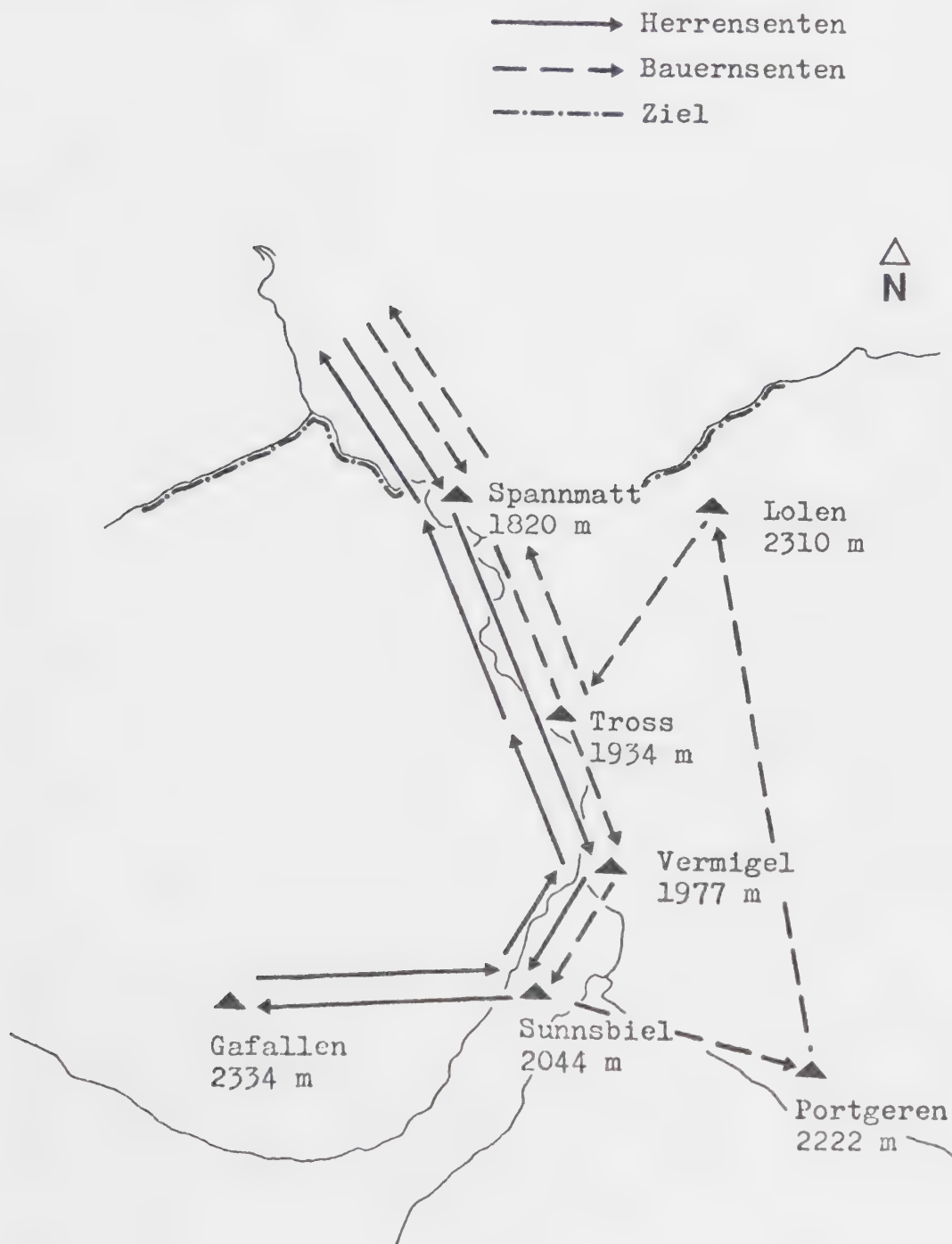
Auch in Realp existierten bis 1962 zwei Senten, das "Herrensenten" (auch Simmigsenten genannt, weil viele Bauern namens Simmen beteiligt waren) und das "Bettlersenten" (Nagersenten). Beide Senten lösten sich in der Bestossung der Garschenalp und der Witenwasserentalp Jahr für Jahr ab. Dieses System der Wechselalpung wirkte sich auf Pflege und Unterhalt von Alpen und Alpgebäuden nicht vorteilhaft aus (131).

Eine weitere, leider nicht datierte Möglichkeit deutet K. Gutzwiller (1923) an:

"carricatori (132) als Kuh- und Alppächter sömmeren auch auf den Alpen von Urseren. Im Herbst brachten sie die Kühe dem Urserenbauer zurück und verzogen sich mit der ihnen eigenen Viehhabe, meist Schafen, wieder südwärts."

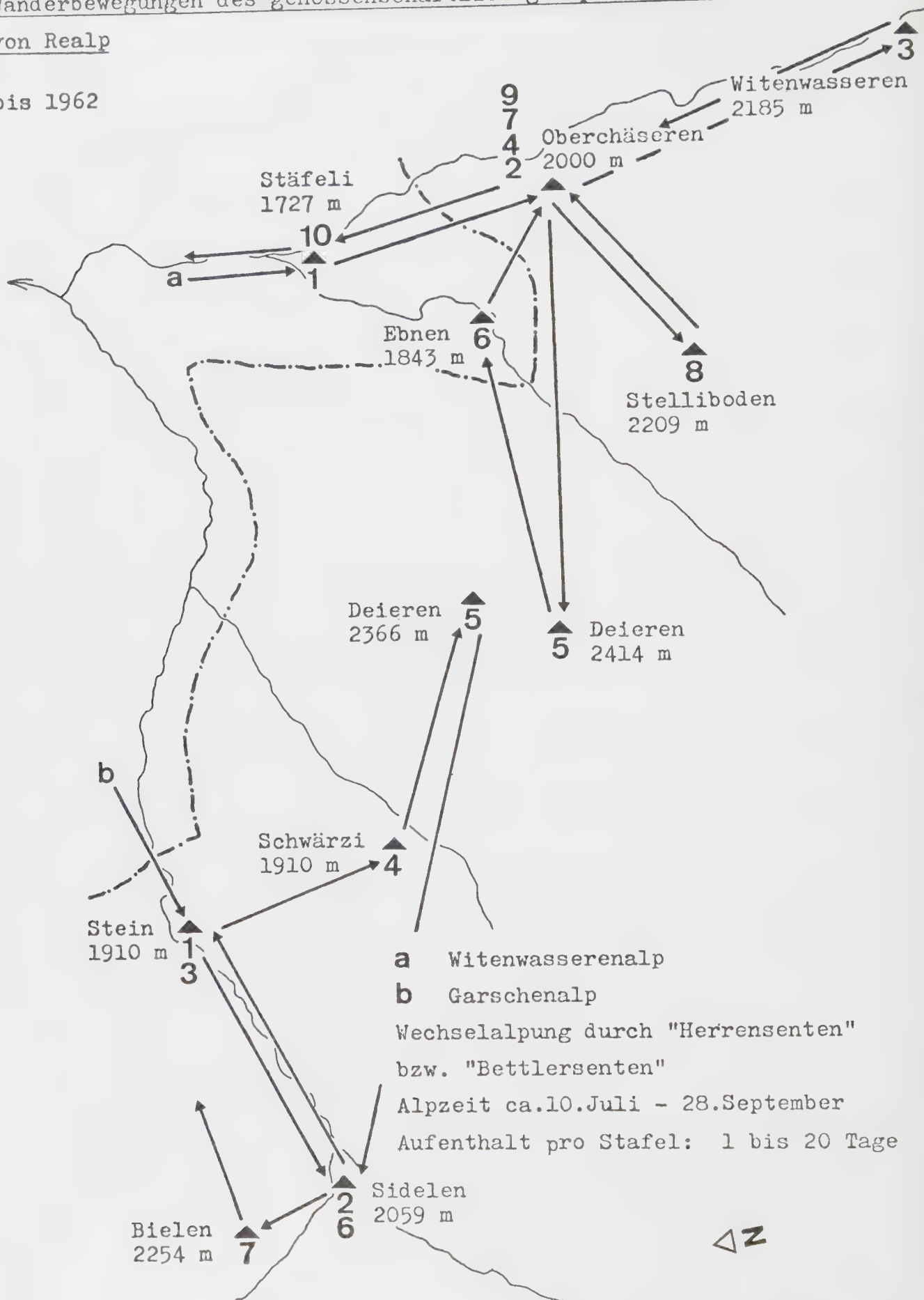
Wanderbewegungen des genossenschaftlich gealpten Viehs
auf der Unteralp

nach M.Oechslin (1935)



Wanderbewegungen des genossenschaftlich gealpten Viehs
von Realp

bis 1962



Viel Vieh von Hospental (das nicht auf den Heukuhweiden gehalten werden durfte) ging entweder auf die Alpen auf der Gotthardpasshöhe an Zins oder wurde in die Realper Senten gegeben.

Die Bewirtschaftung der Alpen Urserens ist nicht einheitlich, es scheint jedoch der Grundgedanke der individuellen Alpfung vorzuherrschen. Dieser Befund ist bei der Auswertung der Siedlungsanalyse durch wüstgelegte Alpsiedlungen zu erhärten (vgl. Kap. VII).

Ein grosses Problem das sich auf allen Alpen Urserens stellt, ist der Mangel an Holz, ohne das ein rationeller Alpbetrieb nicht möglich ist (vgl. M. Oechslin, 1924).

C. Nager (1898) berichtet, die bis 2000 m steigenden Alpenrosen (*Rhododendron ferrugineum*) würden in Urseren nicht zu den Unkräutern gerechnet, denn sie ermöglichten überhaupt den Betrieb der Milchwirtschaft auf diesen Höhen, da sie ausschliesslich als Brennmaterial verwendet würden. Ueber 2000 m müsste sich der Senn mit "Brugg" (Heidekraut) und Moosflechten behelfen.

Zieht man den bedeutenden Bedarf an Bau- und Brennholz in Betracht, welchen M. Oechslin (1924) für Uri errechnet hat, kann die verbreitete Einzelsennerei als an der Waldarmut Urserens mitverantwortlich bezeichnet werden, der Mangel an Holz wiederum, mag teilweise schuld sein am weitgehenden Fehlen von Gebäuden auf den Alpen Urserens (vgl. Kap. VII/1.3).

Es erstaunt angesichts der Primitivität der Einrichtungen immer wieder, dass in Urseren einst ein Käse produziert wurde, welcher internationalen Ruf genoss.

Zusammenfassung: Die traditionelle Nutzung der Alpen Urserens erfolgt nicht nach deren Ertragsfähigkeit, sondern nach freiem Ermessen der Genössigen. Eventuelle Nachteile aus Uebernutzung bzw. Unternutzung werden in Kauf genommen. Leistungen für die Benützung oder zur Verbesserung der Alpweiden waren lange Zeit kaum bekannt. Einzelalpung wie Genossenschaftsalpung sind gebräuchliche Betriebsformen, der Grundgedanke der individuellen Alpnutzung scheint jedoch vorzuherrschen. Die Einzelalpung kann damit an der Waldarmut Urserens mitverantwortlich sein.

3.5. Schaf- und Ziegenweiden

Die Schaf- und Ziegenhaltung ermöglicht eine vollständige Ausnützung des Wirtschaftsareals, wobei auch die entlegensten und die für Grossvieh unzugänglichen Gebiete in die Weidenutzung einbezogen werden können (vgl. Kap. VI/4). Schmalvieh ist in einem harten Winter leichter durchzuhungern als Grossvieh. Die Definition und Abgrenzung der Schmalviehweiden erfolgte im Rahmen der Bestimmungen betreffend die Wildheugewinnung (vgl. Kap. VI/3.6.).

In bezug auf die Schafhaltung schreiben die korporativen Verordnungen noch heute die Bestellung von Hirten vor und weisen den Schafen spezielle Weidegebiete zu (vgl. Karte 2), auf welche auch die Gälteziegen zu treiben sind. Mehr als drei Schafe dürfen nach Verordnung bei den Kühen nicht gehalten werden.

Ziegenhirten existierten in allen drei Gemeinden. Dort wo Senten bestanden, waren die melken Ziegen auf der Alp der Obhut des Tinders anvertraut, der sie morgens auf die Weide und abends zum Melken zur Hütte zurücktrieb.

Tabelle 4, nach C. Nager (1898) zusammengestellt, soll die bisher beschriebenen Nutzungszonen illustrieren, zu einem Zeitpunkt da diese noch durchwegs beachtet wurden.

3.6. Das Wildheusammeln

Die relativ geringe Ausdehnung des privat genutzten Wieslandes und der Mangel an Strohstreue (da Getreidebau höchstens in sehr geringem Masse betrieben wurde) machten auch in Urseren das Wildheu- und Riedstreuesammeln zu wichtigen zusätzlichen Nutzungen. Besonders das Wildheusammeln wurde in sehr grossem Umfang betrieben und erforderte deshalb eine strenge Reglementierung, welche das Heurecht einschränkt, um die Weide zu schonen (vgl. A. Waldmeier-Brockmann, 1941).

Dies war umso notwendiger, als der Heuverkauf für das Passland Urseren während Jahrhunderten ein sehr einträgliches Geschäft war.

Tabelle 4 U r s e r e n : W e i d e g e b i e t e 1897

Höhe ü.M.	Gesamt- fläche	Produktive Weidefläche		Weide- zeit	Stosszahl*)		Anzahl Stafel	Gebäude		
		ha	%		Gross- vieh	Klein- vieh				
<u>Andermatt</u>										
Unteralp	1500-2500	3000	900	30	120	278	258	9	24	8
Oberalp	1700-2400	1600	800	50	120	281	105	6	28	18
Kirchberg(Freiberg)	1415-2000	300	150	50	120	40	40	-	-	-
<u>Hospental</u>										
St. Annaberg (Heukuhweide)	1440-2300	225	75	33	90	40	-	-	-	-
Gams(Heukuhweide)	1500-2200	850	340	40	90	96	142	-	1	1
Guspis(Schafalp)	1818-2500	450	120	27	120	-	160	-	-	-
Betzberg(Freiberg)	1500-1850	850	510	60	90	257	200	-	-	-
Rossmettlen	1850-2300	400	100	25	84	27	6	1	1	1
Rinbord	1850-2300	225	90	40	84	22	-	1	1	1
Lipferstein (Schafalp)	1850-2300	300	100	33	90	-	100	-	-	-
Isenmannsalp	1750-2300	700	233	33	68	61	22	4	3	-
Zumdorf(Heukuhw.)	1500-1800	500	375	75	87	60	20	-	-	-
<u>Realp</u>										
Ochsenalp	1650-2500	2200	733	33	120	85	162	1	2	2
Garschenalp	1700-2400	2000	900	45	110	206	36	5	8	-
Witenwasserenalp	1700-2500	2500	500	20	100	115	46	7	7	-
Korporation Urseren		16100	5926	37	105	1568	1297		75	31

*) 1 Stoss = 1 Kuhesset = 1 Milchkuh = 2 Maisrinder = 1 Stier
= 2 Schweine = 4 Kälber = 5 Schafe = 5 Ziegen

W. Baumann (1954) und K. Gutzwiller (1923) bestätigen übereinstimmend, dass es für die meisten Ursener bedeutend rentabler gewesen sein soll, wenn sie im Winter ihr Vieh an die Fütterung (ins Luzerner oder Schwyzer Gebiet) stellten, da sie dann das Heu mit grösserem Gewinn an Fuhrleute und Säumer verkaufen konnten, als wenn sie es selbst fütterten (133).

Die Korporationsverordnung "betreffend das Wildheusammeln" bestimmt u.a. folgendes:

"Das Wildheusammeln auf der hiesigen Allmend ist nur Korporationsbürgern gestattet und darf aus jeder Haushaltung nur einer mähen".

"Das Mähen auf der Kuhweid dauert 3 Tage, auf der Geissweid 6 Tage, die Streue- oder Faxensammlung 1 Tag und das sogenannte Vorzeitmähen vom 1. August bis Ende September innert den nachbenannten Grenzen".

Die Verordnung unterscheidet also grundsätzlich vier verschiedene Möglichkeiten der Wildheugewinnung:

Mähen auf der Grossviehweide ("Kuhweid"), Mähen auf Kleinviehweide ("Geissweid"), Mähen "vor der Zeit" und das Sammeln von Riedstreue und trockenem Kurzgras (=Faxen oder Nätsch). Eine jeweilen an der Kirchweihe zu Hospental (3. Sonntag im August) beim Schützenhaus St. Anna abgehaltene, vom Talammann geleitete, sog. Allmendgemeinde setzte die Zeit des Mähens auf "Kuhweid" und "Geissweid" fest (134).

Die Grenzen zwischen Kuh- und Geissweidgebieten sind in den Verordnungen genau umschrieben. Im Prinzip sind die tieferen, besten Lagen "Kuhweid" (3 Tage), die höheren, steileren Lagen "Geissweid" (6 Tage) und nur auf den höchsten und den abgelegenen Planggen ist das Mähen "vor der Zeit" gestattet, d.h. schon ab Anfang August, bevor auf Kuh- und Geissweid gemäht werden darf (vgl. Karte 2). Der jährliche Wildheuertrag kann nach den Angaben von C. Nager (1898) um die Jahrhundertwende auf einige hundert Tonnen beziffert werden.

Begehrt waren vor allem die Freiberge am Sonnenhang, die infolge ihrer Steilheit zum grossen Teil nur mit Kleinvieh beweidet werden konnten. Hier suchten Dutzende von Wildheuern gewohnheitsmässig immer wieder dieselben Plätze auf, welche sie auch sorgfältig schönten.

Das Wildheu wurde wohl nur in den seltensten Fällen in Scheunen eingebracht, (der Heuraum war ohnehin knapp in Urseren) sondern unweit der Sammelstellen unter freiem Himmel "getristet" (d.h. zu kegel- oder birnenförmigen Haufen aufgeschichtet), und erst im Winter bei einigermaßen lawinensicheren Verhältnissen heimgeschafft.

Der Flurname "Tristel" (zusammengesetzt aus Trist = Heuhaufen und Stall = Stelle, vgl. M. Szadowski, 1941) ist sehr zahlreich vertreten im Urserental.

Zusammenfassung: Wildheu- und Riedstreuesammeln sind in Urseren wichtige zusätzliche Nutzungsarten auf Korpurationsboden, die nur den Bürgern gestattet sind. Neben der geringen Ausdehnung des privat genutzten Kulturlandes (Notwendigkeit zusätzlicher Futterbeschaffung) und fehlendem Ackerbau (Mangel an Strohstreue) ist vor allem die Passlage (Heuverkauf) für den ehemals grossen Umfang der Wildheugewinnung verantwortlich. Zur Schonung der Weide musste das Heurecht stark eingeschränkt werden.

3.7. Das Torfstechen

Das Graben von Torf zu Heizzwecken in den zahlreichen Mooren Urserens scheint erst im 19. Jh. als Zusatznutzung üblich geworden zu sein. K. Kasthofer (1822) hat ausdrücklich auf diese noch nicht genützte Möglichkeit hingewiesen, um dem drastischen Holzangel zu begegnen und die Bedenken der Talbewohner dagegen genannt:

"Es würde das Torfgraben durch die entstandenen Löcher dem weidenden Vieh nachteilig werden, bemerkte ein ehrenwerter Führer, und die armen Leute dann nichts mit Holztragen zu verdienen finden (135).

Es liegt in diesem Einwurf die im Gebirg überall vorherrschende Sorge für jedes Gräschen, liegt schönes Mitleid, Kraft der Gewohnheit und Irrtum nahe beisammen".

Es ist kaum anzunehmen, dass dem Berichterstatter bei seiner Wanderung über die Oberalp die dortigen Torfentnahmestellen entgangen wären, wenn sie damals existiert hätten (136).

Der Beschluss über das Turben (Torf)-Graben von 1860 wurde von der Talgemeinde gefasst,

"in Erwägung, dass die Holzpreise sich von Jahr zu Jahr erhöhen und dieser Artikel für die hiesigen Einwohner einen seine grössten Auslageposten bildet; in Betracht, dass sich auf unserer Allmend bedeutendes Turbenland vorfindet und durch die Ausbeutung desselben dahier eine grosse Holzersparnis erzweckt wird".

Jede Bürgerfamilie ist danach befugt an einem Tag Torf zu graben. Der engere Rat setzt dazu vier Daten fest. Es ist untersagt Turben zu verkaufen, Fremde oder Niedergelassene zum Turbengraben anzustellen oder das Recht Torf zu stechen an andere Personen abzutreten. Damit nicht einzelne Haushaltungen mehr Turben als andere graben konnten, durfte früher mit dem Graben nicht vor morgens fünf Uhr begonnen werden, ebenso war es verboten, statt einen Tag lang, zwei Halbtage lang zu graben.

Die Bestimmung, wonach die aufgeworfenen Löcher bestmöglichst verebnet und mit Rasen bedeckt werden müssten, scheint nie ernsthaft befolgt worden zu sein (137).

Es zeichnet sich damit bei der Analyse der traditionellen Kulturlandschaft immer deutlicher ein Grundprinzip der landwirtschaftsgestaltenden Aktivität des Menschen ab, wie es im Grenzbereich der Oekumene wohl besonders häufig auftritt:

Das Hauptaugenmerk ist darauf ausgerichtet, aus dem Lebensraum einen möglichst grossen, direkten, individuellen Nutzen zu ziehen und für eine gerechte Verteilung dieses Nutzens besorgt zu sein. Die Sorge um die Erhaltung des Lebensraums oder gar die Einsatzbereitschaft zur Steigerung des Ertrages sind, vielleicht auch im Bewusstsein des unsicheren Erfolges, unterentwickelt.

Die in Karte 2 aufgenommenen Entnahmestellen sind alle als viereckige, häufig wassergefüllte Gruben im Gelände ohne weiteres festzustellen.

Zusammenfassung: Das Graben von Torf zu Heizzwecken, eine erst im 19. Jh. gebräuchlich gewordene Zusatznutzung, stellt ebenfalls ein Privileg der Korporationsbürger dar. Lange Zeit hat die Sorge um die Weide (Hirtenmentalität), trotz des drückenden Holzmangels, das Torfstechen nicht zugelassen. Auch hier sorgen korporative Bestimmungen in erster Linie für eine möglichst gerechte Verteilung des Nutzens auf die einzelnen Nutzungsberechtigten.

4. Relief und Landnutzung

Auch in unserem Arbeitsgebiet ist die Frage überaus schwierig zu beantworten, in welchem Grade die einzelnen Faktoren, seien sie physiogeographischer, wirtschaftlicher, ethnischer oder sozialer Natur, die Nutzung des Wirtschaftsraumes beeinflussen. Es ist jedoch anzunehmen, dass unter diesen Momenten der Oberflächengestalt eine eminente Bedeutung zukommt.

H. Rebsamen (1919) hat festgestellt, dass bei einem Neigungswinkel von über 30° (ca. 58 %) der Weidgang für Grossvieh ausgeschlossen sei, da die Gefährdung des Viehs bei allzu steiler Böschung zu gross werde (138). Man wird dabei die Gelände- und Bodenbeschaffenheit berücksichtigen müssen, und den Wert von 30° deshalb nur grössenordnungsmässig als bestimmend betrachten dürfen. Unter diesem Vorbehalt wurden in Karte 3 "Hangneigung", alle Gebiete die stärker als 60 % geneigt sind hervorgehoben. Als Kartengrundlage diente dabei die LK 1 : 25 000. Damit eine Relation zur klimatischen Begrenzung des Weidgangs entstand, wurden auch die Gletscher- und Firnfelder eingezeichnet (mit 40 m Isohypsen). Aus LK (1 : 25 000) und Festungskarte (1 : 10 000) wurden 6 Flurnamen ausgewählt, die zu Geländeform bzw. Landnutzung in Beziehung stehen: "Alp", ein vorgermanisch- vorromanisches Etymon, bezeichnet in unserem Fall entweder als oberbegrifflicher Flurname eine ganze Nutzungseinheit, die als Weideareal zur Sömmerung von Vieh dient (z.B. "Unteralp", "Oberalp") oder einen einzelnen Weideplatz für welchen auch der Ausdruck "Stafel", aus lat. stabulum = Standort des Viehs, Gehege, Stall, erscheint. Die Verkleinerungsformen "Aelpetli" und "Stäfeli" werden für kleinere meist hochgelegene Weideplätze verwendet, die oft nur dem Kleinvieh zugänglich sind. "Plangg" von lat. planica = Brett, Halde, ist ein ausgesprochener Hangname der oft einen Wildheuplatz bezeichnet. "Stafel" und "Plangg" sind romanische Ausdrücke, welche die Germanen aus dem Romanischen übernommen haben zur Bezeichnung von Geländeformen. Sie belegen zwar nicht direkt eine zu lokalisierende Existenz von sesshaften romanischen Bevölkerungsteilen, deuten aber auf die Beeinflussung der germanischen Namengebung durch das Romanentum hin (vgl. W. Röllin, 1969).

Nach B. Boesch (zit. nach W. Röllin, 1969) ist "Matte" "ein altalemannischer Ausdruck für der Heugewinnung vorbehaltenes Wiesland, das meist erhöht lag".

Ueber dessen Neigung ist damit nichts ausgesagt, doch kann aus dem Vorkommen neben dem Ausdruck Plangge auf schwache Neigung geschlossen werden.

Zwischen diesen ausgewählten Flurnamen und der Hangneigung lässt sich folgende quantitative Beziehung ermitteln:

	Anzahl Flurnamen bei Hangneigung	
	kleiner als 60 %	grösser als 60 %
Alp	16	-
Aelpetli	13	3
Stafel	44	1
Stäfel	10	6
Plangg	4	43
Matt	8	-

Die Flurnamen und ein Vergleich der Landnutzungskarte (Karte 2) und der Böschungskarte (Karte 3) bestätigen unsere Annahme des starken Einflusses des Reliefs auf die Nutzung des Wirtschaftsraums.

Die Bewirtschaftung der Alpen mit Grossvieh (Alpen, Stafel) hat sich an die schwächer geneigten Gebiete zu halten, an die Talböden, unteren Hangpartien, Terrassen. Stärker geneigte Hänge sind nur dem Kleinvieh und dem Wildheuer (Planggen) zugänglich. Schafe und Ziegen sind deshalb für eine vollständige und wirtschaftliche Nutzung des Wirtschaftsareals unentbehrlich (139). Die Grenzen zwischen "Kuhweid" und "Geissweid" haben sich durch auf Erfahrung beruhende Anpassung an vom Gelände her vorgezeichnete Grenzwerte ergeben. Auch jene Grenzen, die zwecks geordneter Nutzung des öffentlichen Grundes in Verordnungen genau definiert werden mussten (Ziele, Grenze Kuhweid/Geissweid beim Wildheuen) halten sich an diese Naturgegebenheiten. Bei der Ausscheidung der sog. Freiberge ist neben der Hangneigung vor allem die Exposition wesentlich mitbestimmend.

Zur Nutzung als privates Kulturland kommt nur schwach geneigtes Gelände in Frage (Talboden, untere Hänge) das dem Grossvieh zugänglich ist und einen sicheren Heuertrag abwirft (Lokalklima, Vergandungsgefahr, Vernässung als Begrenzungs-

momente). Der allgemeine Weidgang darauf kann als rein anthropogen bedingte Ausgestaltungsmöglichkeit gewertet werden.

Auf den Zusammenhang zwischen Relief und Betriebsform, wie er bei A. Bühler (1931) und bei M. Oechslin (1941) angedeutet wird, soll hier nicht näher eingetreten werden.

Der Gedanke, dass der menschlichen Willkür im alpinen Bereich in der Nutzung des Lebensraums nur ein schmaler Spielraum zur Verfügung steht, ist nicht neu (vgl. z.B. H. Rebsamen, 1919). In Urseren findet er aber eine eindrückliche Bestätigung.

5. Die traditionelle Nutzung im Umbruch

Es ist nicht Aufgabe dieser Arbeit eine Analyse des Strukturwandels in der Landwirtschaft Urserens vorzunehmen. Die Beschreibung der gegenwärtigen Situation vermag jedoch zu zeigen, wie weit Tradition und Aktualität bereits auseinanderliegen. Diese Veränderungen sind vor allem auf den sehr starken Rückgang der Grossviehhaltung zurückzuführen. Der damit verbundene Schwund in der Alpbestossung ist im übrigen Kanton Uri in diesem Ausmass noch kaum eingetreten (140).

Für den "Restviehbestand" Urserens ist genügend Weide und Winterfutterareal vorhanden. Zahlreiche Parzellen des privat genutzten Kulturlandes werden bereits nicht mehr regelmässig gemäht, die darauf stehenden Stallscheunen zerfallen. Der allgemeine Weidgang ist zwar in den Verordnungen noch nicht aufgegeben, jedoch bedeutungslos geworden. Die Freiberge sind (1971 noch probeweise) aufgehoben. Die Ziele sind weitgehend ausser Kraft gesetzt. Regelmässig mit Grossvieh bestossen werden noch Unter- und Oberalp (Andermatt) und Garschenalp (Realp). Die Milch gelangt auf der Strasse und per Bahn ausser Tales.

Traditionelle Grossviehalpen, vor allem die Terrassenalpen, werden zum Teil noch mit Kleinvieh, hauptsächlich Schafen (auch auswärtigen) belegt. Andere werden mehr und mehr zur Heide (141). Die Talgemeinde hat 1972 den grundsätzlichen Beschluss gefasst, alle nicht mehr genutzten Weideflächen, soweit möglich, nach und nach aufzuforsten.

Niemand denkt heute mehr daran, Wildheu zu sammeln, auch das Torfstechen ist praktisch völlig zum Erliegen gekommen. Doch hat in den letzten Jahren der Mechanisierungsgrad der Landwirtschaft stark zugenommen. Er gestattet vorläufig, die Landwirtschaft in reduziertem Umfang noch im Nebenerwerb zu betreiben.

Diese Entwicklung zum Arbeiterbauerntum d.h. Hauptbeschäftigung z.B. als Festungswächter, beim Strassenunterhalt, bei der FOB oder im Baugewerbe etc., daneben Weiterführung des ererbten Bauernbetriebs, wobei die Hauptlast durch die Frau zu tragen ist, hat vor allem Realp sehr stark erfasst (142).

Im persönlichen Gespräch mit den Bewohnern zeigt sich aber das Bewusstsein, dass es sich dabei nur um eine Uebergangsform handeln kann. Früher oder später wird aller Voraussicht nach in solchen Betrieben mit der völligen Aufgabe der Landwirtschaft zu rechnen sein (vgl. dazu W. Büchi, 1972).

In Hospental und Andermatt sind einige grössere, arrondierte Betriebe mit modernen Einrichtungen entstanden, die, vielleicht auch nur noch vorläufig, den Willen zur Weiterführung einer intensiven Landwirtschaft dokumentieren. Es gibt jedenfalls bereits Stimmen, die auch das privat genutzte Kulturland in einigen Jahrzehnten umgewandelt sehen in ein grosses Sömmerungsgebiet für Vieh aus dem Unterland. Mit diesem letzten Extensivierungsrutsch würde Urseren in bezug auf seine landwirtschaftliche Nutzung sozusagen wieder an den Ausgangspunkt seiner kulturlandschaftlichen Entwicklung zurückkehren.

6. Zusammenfassung

Die land- und alpwirtschaftliche Nutzung des Wirtschaftsraums beruht in Urseren auf einer relativ kleinen Fläche privat genutzten Kulturlandes und auf einem ausgedehnten korporativen Areal.

Das privat genutzte Kulturland ist zum überwiegenden Teil Wiesland, in dessen traditioneller Bewirtschaftung sich kaum verschiedene Intensitätsstufen unterscheiden lassen. Die Futterproduktion basiert auf Naturwiesen, auf denen ein einmaliger Schnitt (Heuernte) und nur in guten Jahren ein kurzer zweiter Schnitt erzielt wird. Im Herbst unterliegt das Privatland seit Jahrhunderten den Gesetzen des allgemeinen Weidgangs (Gemeinatzung). Der geringe Parzellierungsgrad des privat genutzten Kulturlandes darf als Beleg dafür gewertet werden, dass die heutige Dominanz der Graswirtschaft wohl seit jeher bestanden hat. Ackerbau dürfte in Urseren nicht nur aus klimatischen, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen immer eine geringe Rolle gespielt haben. Mit Bezug auf das Bodennutzungssystem hat das Urserental kaum je ein Bindeglied dargestellt zwischen Oberwallis, Vorderrheintal und Leventina.

Ein im Mittelalter möglicherweise noch grösser gewesener Zwang zur Selbstversorgung (und damit verbundener Ackerbau, betrieben nach dem System der Egartenwirtschaft) fiel mit dem Aufschwung des Verkehrs in zunehmendem Masse dahin. Gleichzeitig besserten sich im Spätmittelalter die Absatzverhältnisse für Produkte der Milch- und Viehwirtschaft. Ein Anbauzwang für Getreide von Seiten des Klosters Disentis scheint nie existiert zu haben. In neuerer Zeit stehen nur spärlichen Belegen für einen wenig erfolgreichen Anbau von Sommergerste, Sommerroggen und Flachs Zeugnisse für einen ausgedehnteren Kartoffelanbau gegenüber. Dieser erfuhr im 19. Jh. eine besondere Förderung von Seiten der Korporation und erlebte während der beiden Weltkriege nochmals einen Aufschwung, heute ist er nur noch unbedeutend.

Das Allmend- und Alpareal Urserens ist Eigentum der Korporation, privater oder genossenschaftlicher Alpbesitz existiert nicht. In der traditionellen Bewirtschaftung dieser, im Vergleich zur schmalen Winterfutterbasis des privat genutzten Kulturlandes sehr ausgedehnten Sommerweidegebiete hat sich nicht eine einzige traditionelle Form entwickelt, der Initiative des Einzelnen steht ein breiter Spielraum zur Verfügung. Nur dort, wo sich daraus eine Benachteiligung anderer ergeben könnte, wie beim Wildheusammeln oder beim Torfstechen (beides nur den Bürgern vorbehalten, wichtige Zusatznutzungen) besteht eine strenge Reglementierung. Die Bestossung der Alpen geschieht nicht nach deren Ertragsfähigkeit, sondern nach alter Gewohnheit, teils auf genossenschaftlicher Basis (Senten), teils auf privater Basis (Einzelalpfung), ohne dass spezielle Alprechte existieren. Die Einzelalpfung ist früher wohl das verbreitetere Prinzip gewesen und kommt damit als mitverantwortlicher Faktor bei der Entwaldung des Tales in Frage (vgl. Kap. VII). Eine gewisse Regelung der Beweidung wird durch Aufteilung des Korporationsbodens in einzelne Nutzungszonen erreicht, die sich im wesentlichen durch die Natur des Wirtschaftsraums (Hangneigung und Exposition) ergeben hat. Zu erwähnen sind die Freiberge, die Heukuhweiden (Weidegebiete "vor dem Ziel") und die Alpgelände "hinter dem Ziel" sowie die Kleinviehweiden (Geissweiden). Leistungen der Nutzniesser zum Unterhalt und zur Verbesserung der Weiden sind lange Zeit kaum bekannt gewesen.

Im Bereich der traditionellen Nutzung des Wirtschaftsraumes lassen sich somit Klima und Relief als bedeutendste naturgeographische Faktoren bestätigen. Unter den anthropogenen Einflüssen muss das Fehlen eines Selbstversorgungszwangs, das sich aus der Passlandsituation ergibt, als für die Ausgestaltung der Kulturlandschaft bedeutsam hervorgehoben werden. Es ermöglichte eine Bevorzugung der aussichtsreichen Viehwirtschaft. Ein Grundprinzip, das sich in der land-

schaftsgestaltenden Aktivität des Menschen im Grenzbereich der Oekumene wohl häufig äussert, ist auch in Urseren sehr wirksam gewesen: Das Hauptaugenmerk ist darauf ausgerichtet, aus dem Lebensraum einen möglichst grossen, direkten, individuellen Nutzen zu ziehen und für eine gerechte Verteilung dieses Nutzens unter die Nutzungsberechtigten besorgt zu sein.

Dabei wird eine differenzierte Abstufung beachtet: Bevorzugt wird der Arme gegenüber dem Reichen, der Bürger gegenüber dem Beisassen, der länger Niedergelassene gegenüber dem Neuzugezogenen, der Landwirt, der sein Vieh im Winter durchfüttert gegenüber dem Viehhändler. Die Sorge um die Erhaltung des Lebensraumes oder die Einsatzbereitschaft zur Steigerung des Ertrages sind, vielleicht auch im Bewusstsein des unsicheren Erfolges, unterentwickelt.

Die sich daraus ergebende extensive Nutzung des Wirtschaftsraums, die generelle Dominanz der Weidewirtschaft, ist z.T. wohl auch daraus erklärbar, dass sich praktisch die gesamte kulturlandschaftliche Entwicklung des Tales im Zeichen zusätzlicher nichtlandwirtschaftlicher Erwerbsmöglichkeiten vollzogen hat. Diese haben schliesslich in den letzten Jahren dazu geführt, dass die Bedeutung der landwirtschaftlichen Produktion sehr stark geschwunden ist. Die Landwirtschaft wird in vielen Fällen nur noch im Nebenerwerb betrieben und die traditionell gültigen Prinzipien der Landnutzung sind in Auflösung begriffen.

VII Die Siedlungsstruktur

Bei der Erfassung der Kulturlandschaft des Urserentales stellt die Siedlungsstruktur eine sehr wichtige Grundstruktur dar. Im Rahmen dieser Arbeit scheint es angezeigt, der "funktionalistischen Betrachtungsweise" von R. Weiss (1959) zu folgen:

"Diese sieht nicht nur die Sachgüter in ihrer gegenseitigen Beeinflussung und in ihrem Verhältnis zur Natur, sondern sie betrachtet vor allem auch ihre Bedeutung für den Menschen; sie fragt also in unserem Fall, wie das Haus mit seinen Elementen durch die Sachumwelt bedingt sei und was es für den Menschen bedeute. Dieser Mensch ist zumal als Bauer hineingestellt in die Beziehungsfülle der für ihn bedeutsamen Sachen. Er steht der Natur und der kulturellen Umwelt nicht nur in schöpferischer Freiheit gegenüber. Die Natur bedingt eine Wirtschaftsweise, die Wirtschaftsweise aber prägt den Menschen".

Siedlungs- und Gebäudeformen bilden einen integralen Bestandteil im Gefüge der traditionellen Kulturlandschaft. Sie stehen in enger Beziehung zur Tätigkeit des wirtschaftenden Menschen. Dies gilt besonders für die Landwirtschaft, welche in der traditionellen Kulturlandschaft im Vordergrund steht.

Eine Beschränkung auf bäuerliche Wirtschaftsgebäude verspricht daher bei der an den Anfang dieses Kapitels gestellten Beschreibung einzelner Gebäudetypen wesentliche Zusammenhänge zwischen natürlichen Voraussetzungen und traditioneller Landschaftsgestaltung deutlicher hervortreten zu lassen.

Die anschliessende Analyse der dörflichen Siedlungen wird nach funktionalen Aspekten vorgenommen, wobei einige auffällige formale Aspekte nicht unbeachtet bleiben sollen.

Schliesslich soll den Hinweisen nachgegangen werden, welche die Vermutung nahe legen, dass den heutigen geschlossenen Dorfsiedlungen eine Streubesiedlung vorangegangen sei.

1. Bäuerliche Wirtschaftsgebäude

Die traditionelle Gliederung des Wirtschaftsareals in einzelne Nutzungseinheiten ist, wie im vorangehenden Abschnitt gezeigt wurde, das Ergebnis einer historischen Entwicklung, die durch physio- und anthropogeographische, speziell wirtschaftliche Faktoren in bestimmte Bahnen gelenkt wurde, wobei die Naturgegebenheiten wohl den stärksten Einfluss ausüben. Bei den Gebäulichkeiten, welche innerhalb des Wirtschaftssystems bestimmte Funktionen erfüllen müssen, ist diese Naturabhängigkeit nach F. Bachmann (1970) mehr mittelbar. Im Baumaterial kann sich die geologische Beschaffenheit der Umgebung oder das Ausmass und die Art der Bewaldung spiegeln.

Topographie und Klima verlangen vielfach konstruktive Anpassungen. Die Erstellung, Konstruktion und Verteilung der Gebäude hängt jedoch weitgehend von anthropogenen Gestaltungsprinzipien ab.

Die Gebädefunktionen ergeben sich aus der traditionellen Betriebsform (143), welche in Urseren zu weitgehend gleichartig strukturierten Betrieben geführt hat.

Das Betriebszentrum jeder Betriebseinheit, das Wohnhaus liegt in einer der drei Dauersiedlungen. Charakteristisches Wirtschaftsgebäude der reinen Graswirtschaftsbetriebe ist die Stallscheune, welche unter einem Dach Aufbewahrungsraum für Winterfutter und Stallraum zum Einstellen des Viehs vereinigt. Während im ganzen Tal nur zwei Einzelscheunen (Heugaden) festgestellt werden konnten, ist der Einzelstall (ohne Heuraum) auf den Alpen etwas häufiger.

Der Milchverarbeitung auf dem privat genutzten Kulturland diente ein spezieller Anbau an die Stallscheune, die Käshütte (oder Wellhütte). Die entsprechende Funktion auf der Alp übernahmen die freistehenden Sennhütten, die auch (zum Teil noch heute) als Unterkunft für das Alppersonal dienten. Der Schweinestall (Ställti) ist sowohl mit dem Wohnhaus als

auch mit der Alphütte verknüpft. Fast völlig verschwunden ist der Kässpeicher, welcher in der dörflichen Siedlung stand und genossenschaftlicher oder Privatbesitz war.

Diese, nach funktionalen Gesichtspunkten vorgenommene Typisierung der Bauten war die Voraussetzung für die kartographische Darstellung (Karte 4) des in den Jahren 1969/70 festgestellten Sachverhaltes. Ausgedehnte Feldbegehungen mit Aufnahme jedes einzelnen Gebäudes zeigten eine weitgehende Uebereinstimmung in bezug auf Baumaterial und Konstruktionsweise der entsprechenden Typen. Sie gestatteten auch, einzelne besonders charakteristische Objekte auszuwählen und zur Veranschaulichung zu photographieren oder massstäblich genau zu zeichnen. Die zeichnerische Wiedergabe hat den Vorteil, dass die innere Einteilung der Gebäude (Schnitt, Grundriss) besser gezeigt oder konstruktive Einzelheiten verdeutlicht werden können.

1.1. Stallscheunen

Unter den landwirtschaftlichen Bauten stellt in unserem Untersuchungsgebiet die an das privat genutzte Kulturland gebundene Stallscheune den zahlenmässig am häufigsten vorkommenden Gebäudetyp dar. Von den in Karte 4 erfassten 321 landwirtschaftlichen Bauten ausserhalb der Dorfsiedlungen (ohne Ruinen) sind 237 Stallscheunen.

Die Stallscheune vereinigt zwei Funktionen: Scheunen- und Stallfunktion, welche zusammen eine arbeitsökonomische Einheit bilden und daher, baulich übereinander liegend, vereinigt werden. Der Oberbau, der Scheunenteil, dient zur Einlagerung des Winterfutters (Heu und evt. Emd), der darunterliegende Viehstall zu ebener Erde nimmt für die Zeit der Futtermittelverwertung das Vieh auf. Nach F. Bachmann (1970) ist bei der Definition der Stallscheune zu beachten, dass nicht der gesamte Futtermittelvorrat eines Betriebes in einer einzigen Stallscheune lagert: "Mit dem Begriff ist eine besondere Betriebsweise verknüpft, nämlich die wiederholte Dislokation des Viehs während der Stallfütterungsperiode".

Auch in Urseren wird das Vieh prinzipiell zum Futter geführt, nicht das Futter zum Vieh. Dies bedeutet, dass im Winter,

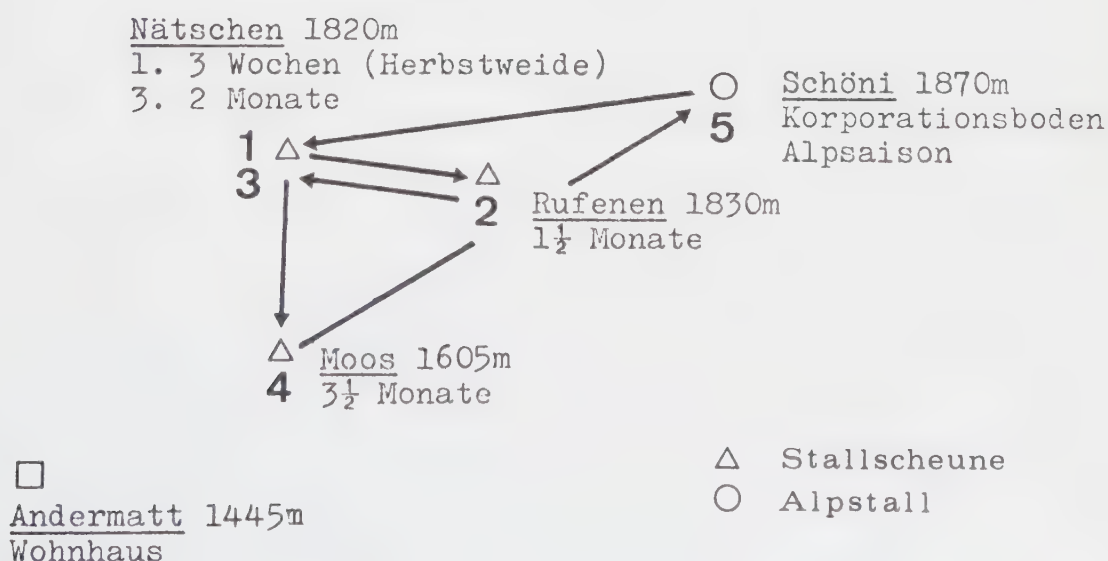
wenn der Futtevvorrat in einer Stallscheune aufgehirtet ist, ein oft sehr mühsamer Stallwechsel vorgenommen werden muss, welcher jeweils kaum ohne gegenseitige Hilfe der Landwirte (z.B. Schneeräumung) bewältigt werden kann.

Das gebirgige Gelände erschwert oder verunmöglicht noch heute den Einsatz mechanischer Hilfsmittel. Ursprünglich, d.h. zur Zeit der Saumpfade, hatte der Mensch sämtliche Transporte (z.B. Heu zum Heustall, Mist vom Stall zur Fettwiese) selbst zu leisten. Die Entfernung der Scheune vom Wiesland hatte sich damit in angemessenen Grenzen zu halten. In der Regel gehört deshalb zu jeder Wiesparzelle auch ein naheliegender Stallscheunenanteil. Da der Parzellierungsgrad des Privatlandes gering ist, müssen in Urseren allerdings im Durchschnitt nur wenige Stallscheunen pro Betrieb unterhalten werden. Die Wandertätigkeit des Viehs im Winter ist entsprechend relativ bescheiden (144).

Als Beispiel sei hier ein Betrieb in Andermatt angeführt.

Wanderbewegungen des Viehs

Betrieb A.R.



Da somit der Futterertrag relativ grosser Parzellen in die Stallscheunen "eingeheut" wird, müssen letztere ein relativ grosses Fassungsvermögen aufweisen. Selbstverständlich sind die geernteten Futterquantitäten nicht nur von der Fläche der Wiesparzelle abhängig, sondern auch von deren Qualität in bezug auf Boden, Lokalklima etc., und wesentlich von der Intensität der Bewirtschaftung.

Die mit den Stallscheunen verbundene Dezentralisierung des Betriebes erlaubt zwar die Ausdehnung der intensiv bearbeiteten Fläche durch Verkürzung der Transportdistanz für den Mist auch auf entfernter gelegenen Parzellen. In Siedlungsnähe und in besonders günstigen Lagen ausserhalb des Siedlungsraums, wo dank kurzem Anmarschweg oder leichter Erreichbarkeit der Anreiz zu intensiver Nutzung in verstärktem Mass gegeben ist, wären aber doch eher grössere oder zahlreichere Stallscheunen zu erwarten. Anzahl und Verteilung der Stallscheunen richten sich jedoch nicht nur nach Fläche, Produktivität und räumlicher Verbreitung des privaten Graslandes, sondern zwei Naturfaktoren sind dabei massgebend mitbeteiligt: Das Vorhandensein von Wasser zu Tränkezzwecken und die Gefährdung durch Lawinen. Während Wasser fast überall relativ leicht zugeführt werden kann, ist die Lawinengefahr meist ausschlaggebend für die Wahl des Standortes. So sind die Stallscheunen weit gestreut an den relativ schwach geneigten Hängen des Nättschen oder im Raume Tendlen-Bielen bei Hospental, wo für die Gebäude und das besorgende Personal auf dem Anmarschweg nur geringe Lawinengefährdung besteht. Andererseits rücken sie etwa in Steinbergen oder Diepeilingen zu Gruppen mit kollektivem Lawinenschutz zusammen (vgl. Karte 4). In Hospental und Andermatt gibt es viele Betriebe, deren Vieh ganzjährig ausserhalb der Dorfsiedlung bleibt, wenn es auch im Hochwinter (Weihnachts- und Fastnachtszeit) möglichst in dorfnahen Ställen gehalten wird. Stallscheunen sind in diesen beiden Dörfern relativ selten. In Realp hingegen, wo oft tagelang ein Verlassen

des Dorfes durch die Lawinengefahr verunmöglicht wird, gelangt dank der Mechanisierung der Heuernte je länger je mehr Trockenfutter in die z.T. in jüngster Zeit neu errichteten grossen dörflichen Stallscheunen. Damit kann der oft lebensgefährliche Gang zum "Hirten" (Melken, Füttern, Tränken, Viehpflege, Stallreinigung) in den Aussenstall vermieden werden.

Die in den nachfolgenden Skizzen wiedergegebene, auf dem Biel bei Realp aufgenommene, alte, nicht datierbare Stallscheune, entspricht dem im hinteren Teil des Urserentales (hauptsächlich Gemeinde Realp) weit verbreiteten Typ mit unterteiltem Stall aber gemeinsamem Eingang (vgl. Karte 4).

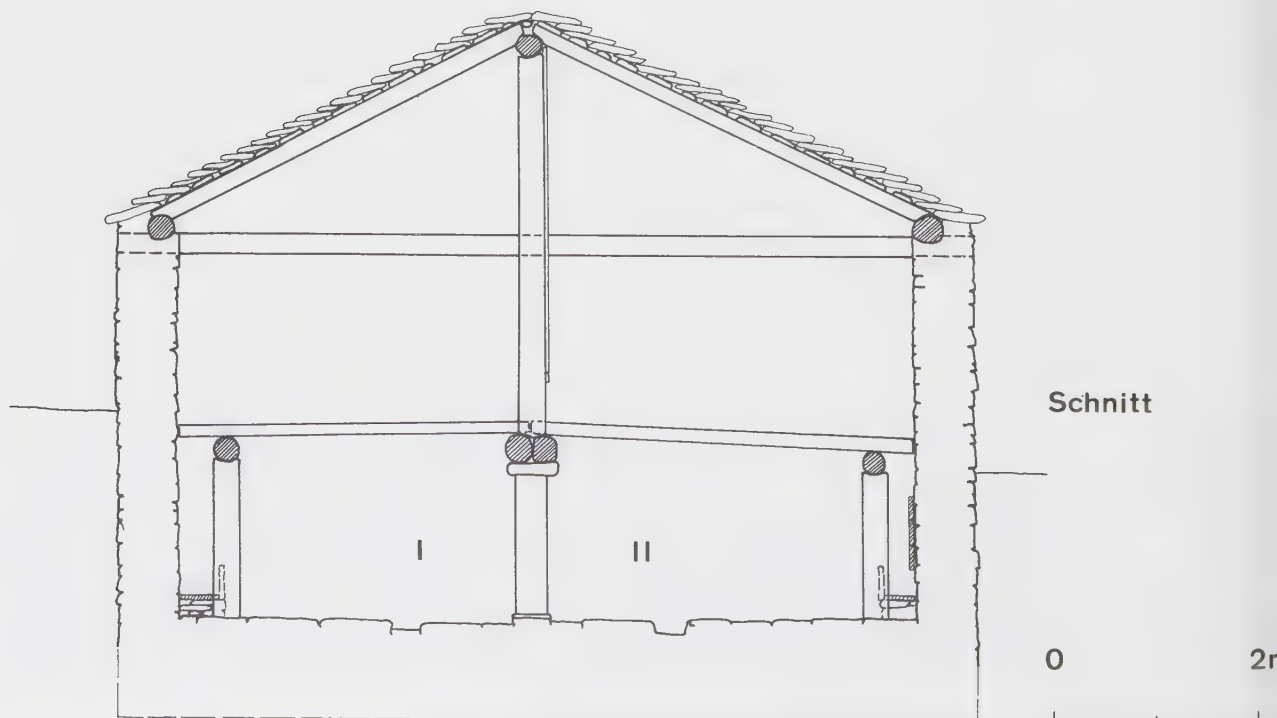
Das Gebäude steht auf leicht geneigtem Grund, so dass der Stall in eine am Abhang ausgehobene Grube eingebaut liegt. Die Wände bestehen aus 60 cm starkem Mauerwerk, das aus sorgfältig aufeinandergeschichteten Steinplatten unter Verwendung von nur wenig Mörtel aufgeführt wurde.

Die vollständig über den Boden ragende, talwärts gerichtete Vorderwand zeigt rechts und links des gemeinsamen Stalleingangs die kleinen Fensterchen, welche die einzigen Lichtöffnungen der Ställe darstellen. Rechts unterhalb des Eingangs erkennt man eine nachträglich (vermutlich anlässlich der 1940 erfolgten Renovation des rechten Teils) eingebaute Durchlassöffnung für Mist und Jauche. Zur Belüftung des Heuraums sind in der Vorderwand neun ungefähr in zwei Reihen angeordnete Oeffnungen ausgespart. Auf der Höhe der Stallfenster sind die Enden der äusseren Tragbalken der Stalldecke zu sehen, während jene der inneren Tragbalken (bei anderen Stallscheunen ebenfalls sichtbar) über dem Stalleingang eingemauert sind. Ebenfalls sichtbar sind die Enden der drei das Dach tragenden Pfetten. Beidseits der mit einem einfachen Knüppelverschluss verriegelten Aussentüre liegen die mit grossen Steinplatten ausgelegten Misthöfe.

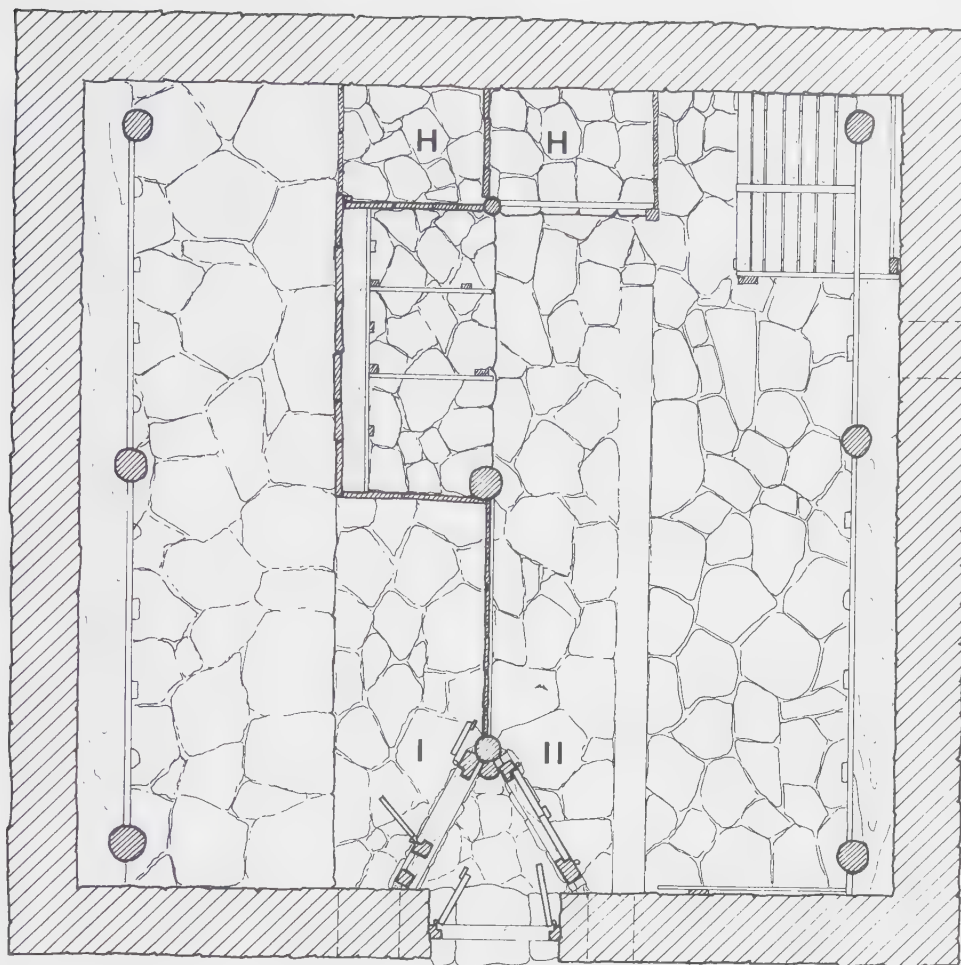
Im vertikal, parallel zur Talseite gelegten Schnitt werden einige konstruktive Einzelheiten sichtbar. Die Stalldecke ruht auf vier schweren, in die Giebelwand eingelassenen Tragbalken, welche zusätzlich von je drei Pfosten gestützt werden. Die Stalldecke, zugleich Scheunenboden, besteht aus roh behauenen, ca. 12 cm dicken Bohlen, welche in diesem Fall leicht gegen die Mitte ansteigen (die hier feststellbare leichte Wölbung der Stalldecke ist wohl eher zufällig entstanden und dürfte mit der im benachbarten Wallis feststellbaren "Welbi" nichts zu tun haben). Die Fugen zwischen den Deckenbohlen sind sorgfältig mit Torf ausgestrichen, damit das darüberliegende Heu nicht durch aufsteigende feuchte Stallluft verdorben wird. Das Dach wird durch drei schwere, in Firstrichtung verlaufende Tragbalken (Pfetten)



Stallscheune Biel, Realp

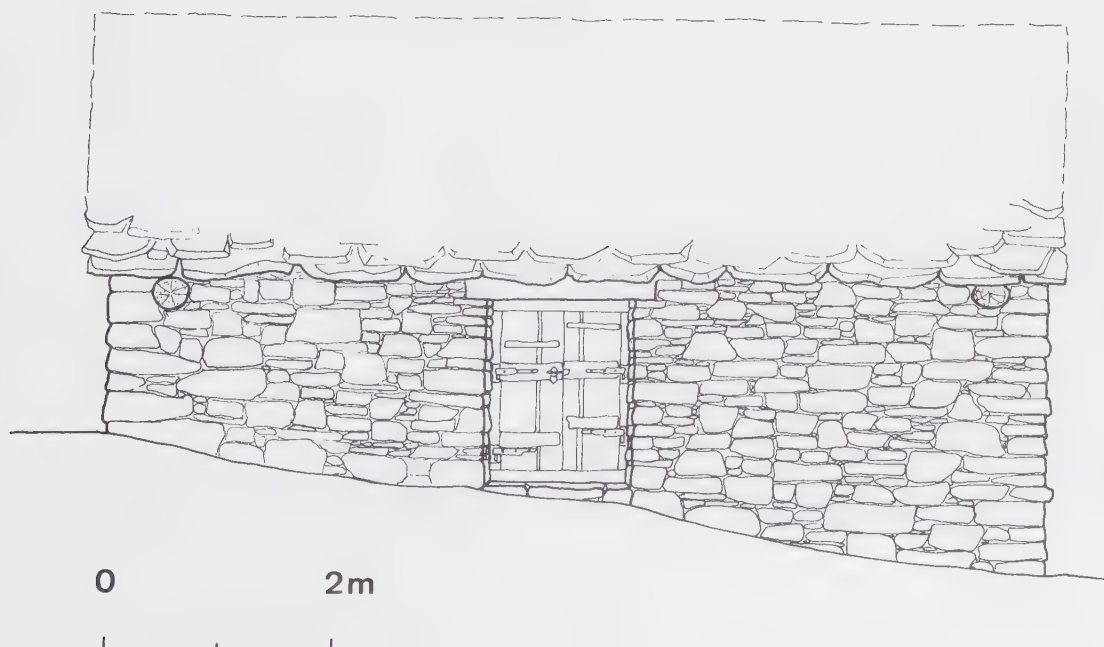


0 2m



Grundriss

Stallscheune Biel, Realp



Westseite

abgestützt. Der Firstbalken ruht auf den Giebelwänden und zusätzlich auf einem baumdicken Mittelpfosten (verkürzte Hochstud), welcher auf den beiden mittleren Tragbalken der Stalldecke steht. Die seitlichen Dachtragbalken liegen den Seitenmauern innen bündig auf. Sie bilden zusammen mit den beiden in die Giebelwände eingebetteten Verbindungsbalken (Binder) ein fest gefügtes Geviert. Massive Dachbalken (Rafen) liegen den Dachtragbalken auf und sind durch Einkerbungen mit letzteren verbunden. Sie tragen die Dachlatten (Bretter oder halbierte Rundhölzer), auf welche die leicht nach aussen geneigten Gneis- und Schieferplatten gelegt sind. Die altertümliche Bedachung mit Steinplatten ist in Urseren relativ selten geworden (vgl. Tab. 5). Die Dachkonstruktion erlaubt ohne weiteres den Ersatz der Steinplatten durch aufgenagelte Schindeln, Blech oder anderes Bedachungsmaterial. Der Heuraum weist eine durch senkrechte Bretter angedeutete Unterteilung in Firstrichtung auf.

Die innere Einteilung des Stallraumes geht aus der Grundriss-Skizze hervor. Von aussen kommend betritt man hinter der äusseren Stalltüre zunächst einen kleinen, dreieckigen Korridor, von dem aus sich die Türen zu den beiden Ställen öffnen. Beim Eintritt in den westlichen, schon längere Zeit unbenutzten Stallteil (I), übersteigt man eine ausgetretene, 35 cm hohe Schwelle. Die Türöffnung ist nur 125 cm hoch. Beide Ställe werden in der Mitte durch eine Trennwand aus dicken Brettern voneinander geschieden. Diese wurde im hinteren Teil nachträglich nach Westen versetzt, wodurch der östliche Stallteil (II) auf Kosten des westlichen durch drei Kleinviehboxen erweitert wurde. Der Stallboden ist durchgehend mit Steinplatten belegt. Die seitlichen Lagerstätten für das Vieh sind gegenüber dem Mittelgang leicht erhöht. In Stall II wurde nachträglich ein ca. 25 cm breiter, ausgemauerter Sammelgraben für Mist und Jauche eingebaut. Den Seitenwänden entlang ziehen sich die Futterkrippen. Sie werden durch ein im Abstand von etwa 40 cm parallel zur Wand laufendes aufgestelltes Brett abgetrennt, das an den Stützpfeuern der äusseren Deckentragbalken und an kurzen Zwischenpfosten befestigt ist. Das Krippenbrett weist zum Befestigen der Kuhketten ca. 8 cm unter dem oberen Rand ca. 3 cm grosse Löcher auf. Der Boden der Krippe besteht aus einem auf lose aufgeschichteten Steinen liegenden Brett. Jeder der beiden Ställe besitzt im hinteren Teil einen sogenannten Heufall (H), eine durch einen Deckel verschliessbare Oeffnung, durch welche das Futter von der Scheune in den Viehstall hinuntergestossen werden kann, wo es sich in einem Kasten sammelt. (R. Weiss (1959) nennt diese Einrichtung "Rüschle" rätoromanisch fainera, franz. trou). Dieser Futterweg hat besonders im Winter den wichtigen Vorzug, dass der Fütternde mit dem Heu das Gebäude nicht zu verlassen braucht.

Durch Einbau von Klein- und Jungviehboxen in der hinteren Ecke ist in Stall II der Raum für Grossvieh auf etwa 5 Stück eingeschränkt worden. Die ganze Längsseite böte für etwa

7 Stück Grossvieh Platz, also für einen Viehbestand der auch von reicheren Bauern nur selten durchgewintert wurde.

Die Seitenansicht von Westen zeigt eines der Heutore, durch welche das mit Hilfe von Stricken zu "Burdenen" geschnürte Heu in die Scheune eingebracht wird. Zwei weitere Heutore befinden sich in der bergseitigen Giebelwand. Das Vorhandensein von drei Heutoren lässt auf eine besitzmässige Dreiteilung der Stallscheune schliessen. Im Mauerwerk der Seitenwand sind unterhalb des Dachrandes die Enden der beiden zur Dachkonstruktion gehörenden Bindebalken sichtbar.

Die hier wiedergegebene Stallscheune weist für Urscherner Verhältnisse eher durchschnittliche bis kleine Abmessungen auf. Die Grundfläche des Stallraumes misst zirka 50 m², das Fassungsvermögen der Scheune beträgt ca. 140 m³. Vergleicht man diese Masse mit jenen der bei F. Bachmann (1970) publizierten Stallscheunen aus dem Lötschental, stellt man fest, dass die Lötschentaler Bauten zwei- bis dreimal kleiner sind. Offensichtlich wird die Grösse der Stallscheune in Urseren in erster Linie durch Konstruktionsweise, Baumaterial und durch die Menge des einzulagernden Trockenfutters bestimmt. Die Länge der Stallfütterungsperiode bedingt die Bereitstellung eines grossen Dörrfutternorrats. Während der kurzen sommerlichen Heuernteperiode musste jeweils alle entbehrliche Arbeitskraft beim Heuen eingesetzt werden (145), vor allem da, wo die Produktion von Heuüberschüssen zu Verkaufszwecken angestrebt wurde. Im etwas abseits gelegenen Realp dürfte jedoch mehrheitlich die Absicht bestanden haben, möglichst viel Vieh selbst durchzuwintern. Dazu war ein entsprechendes Fassungsvermögen der Scheunen notwendig. Die auf den relativ grossen Parzellen geernteten Heumengen hätten durchaus die Errichtung kleiner Stallscheunen gerechtfertigt. Es ist aber rechnerisch einfach zu zeigen, dass sich der Rauminhalt eines Gebäudes nur durch geringfügige Aenderung der Grundfläche, d.h. mit bescheidenem Mehraufwand an Material, verdoppeln lässt, sofern dies von der Konstruktion her möglich ist (146).

Der Faktor Materialersparnis durfte in Urseren bei der wohl schon sehr früh eingetretenen Knappheit an Bauholz nicht un-

berücksichtigt bleiben. Der Holzmangel dürfte nicht nur der Grund dafür sein, dass für die Wirtschaftsgebäude soweit als möglich Stein als Baumaterial verwendet wurde (vgl. Tab. 5), sondern auch dafür, dass oft zwei Betriebsleiter, deren Parzellen benachbart lagen, gemeinsam eine grössere Stallscheune erstellten, statt zwei kleine Bauten zu errichten. Sie erzielten damit auch eine erhebliche Ersparnis an Kosten und Arbeitseinsatz. Der dabei entstehende Stall mit breitem Mittelgang war so gross, dass für einen Betrieb die Hälfte ohne weiteres zur Aufnahme des Viehs genügte. Die besitzmässige Aufteilung des Stallraums (durch eine Trennwand) hat zwei Vorteile: die Verantwortlichkeit für den Unterhalt ist eindeutig, jeder Betrieb hat den in seinem Besitz befindlichen "Stall-Halbgiebel" (Hälfte einer Stallscheune) zu unterhalten; auch kann das Vieh nur eines Betriebes allein bei tiefen Aussentemperaturen auf kleinerem Raum wärmer gehalten werden, wenn nicht beide Betriebe gleichzeitig ihr Vieh in der Stallscheune einstellen.

In Hospental und Andermatt, wo durchschnittlich grössere Viehbestände gehalten werden und die Betriebsflächen weniger stark parzelliert sind, ist die Stallscheune mit unterteiltem Stall bei gemeinsamem Eingang nur selten vertreten. Häufiger sind Stallscheunen mit ungeteiltem Stall, die jedoch ebenfalls (evt. infolge Erbteilung) zwei oder mehr Besitzer und entsprechend unterteilte Scheunen aufweisen können. Durch bauliche Vereinigung zweier Stallscheunen entsteht der in Karte 4 als "Doppelstallscheune" bezeichnete Typ (vgl. Abb. 2). Er vereinigt zwei Heuställe mit eigenen Eingängen unter einem Dach. Jeder der Ställe besitzt einen Mittelgang und beidseitig Lagerstellen für das Vieh. Die Decke jedes Stalles ruht (wie bei der Einzelstallscheune) auf zwei nebeneinanderliegenden mittleren und je einem äusseren Tragbalken.

Die Konstruktionsart der Stallscheune gestattet auch eine hervorragende Anpassung ans Gelände in lawinengefährdeten Gebieten. Die Stallscheune wird hier als sog. "Herdgaden"

(Herd=Erde) erstellt. Der Stall wird auf drei Seiten vollständig in den Hang gebaut. Die darüberliegende Scheune erhält ein hangparalleles Pultdach. Ihre dreieckigen Seitenwände ragen nur soweit aus dem Boden, dass genügend grosse Heutore eingebaut werden können. Der Herdgaden kann zum vornherein nur dann mit Vieh belegt werden, wenn keine Lawinengefahr besteht, also etwa im Vorwinter oder im Frühjahr (vgl. Abb. 3).

Zusammenfassung: Die an das privat genutzte Kulturland gebundenen Stallscheunen sind augenfälliger Ausdruck der einheitlichen Betriebsform (reine Graswirtschaft) mit weitgehend gleichartiger dezentralisierter Betriebsweise, zu welcher die wiederholte Dislokation des Viehs während der Stallfütterungsperiode gehört. Anzahl, Verteilung und Grösse der Stallscheunen richten sich hauptsächlich nach der Fläche (Parzellierungsgrad), Produktivität und räumlichen Verteilung des privaten Graslandes. Naturgegebenheiten, wie das Vorhandensein von Wasser zu Tränkezwecken und vor allem die Lawinengefahr sind ausschlaggebend für die Wahl des Standortes. Die holzsparende Steinbauweise berücksichtigt die wohl schon früh eingetretene Knappheit an Bauholz bei grossem Angebot an Bausteinen. Im gemeinschaftlichen Bau und Unterhalt von Stallscheunen durch zwei oder drei Betriebsleiter (Stall-Halbgiebel, Doppelstallscheune) welche eine beträchtliche Ersparnis an Baumaterial, Arbeitseinsatz und Kosten ermöglicht, äussert sich ein beachtliches ökonomisches Denken.

1.2. Käshütten

Als weiteres integrierendes Element der traditionellen Kulturlandschaft Urserens gehört im Bereich der privaten Landnutzung neben die Stallscheune die sog. "Käshütte" oder "Wellhütte" (147).

Die Betonung der Individualität des einzelnen Betriebes, welche bereits anhand der sehr freiheitlichen Regelung der Nutzung des korporativen Bodens festgestellt werden konnte, äussert sich auch darin, dass bis in die 30er Jahre dieses Jhs. in Urseren ausserhalb der Alpsaison keine genossenschaftliche Milchverwertung bestand.



Abb. 2 Doppelstallscheune, Untersteg, Hospental. Zwei Stallscheunen sind in einem Gebäude vereinigt. Ueber dem Eingang des linken (westlichen) Stalles sind deutlich die beiden Enden der nebeneinanderliegenden mittleren Decken-tragbalken sichtbar. An den östlichen Stall ist eine Käshütte angebaut. Rechts neben deren Eingangstüre ist in der Mauer das Rauchloch zu erkennen.



Abb. 3 "Herdgaden" auf dem Eigen, Realp. Die Stallscheune ist mit einem Pultdach versehen und so weit in den Lawinengang eingesenkt, dass nur gerade der talseitige Stalleingang und die seitlichen Heutore zugänglich bleiben.

Zwar war in den Wintermonaten der Milchertrag kaum bedeutend. Man achtete auch darauf, dass die Kühe möglichst im Frühjahr kalbten, damit ihre Milchleistung während der Alpzeit am grössten war.

Trotzdem wurden an vielen Stallscheunen Anbauten errichtet, welche die individuelle Milchverarbeitung auch während jener Monate ermöglichte, da das Vieh auf dem privaten Kulturland gehalten wurde oder in den nahen Freibergen weidete: die Käshütten. Die Feldbegehung ergab 1970 im ganzen Untersuchungsgebiet 103 Käshütten und 15 Käshütten-Ruinen.

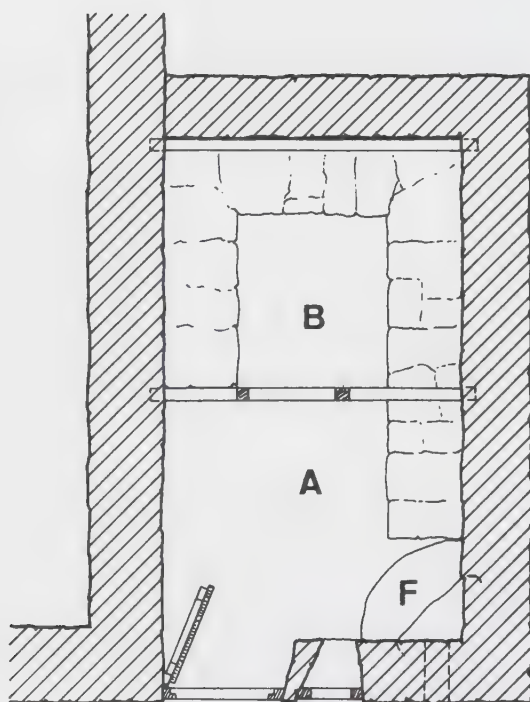
Ein Käshüttenanbau unterstreicht die Bedeutung einer Stallscheune als temporäres sekundäres Betriebszentrum.

Aussehen und Einrichtung einer Käshütte seien anhand nachfolgender Skizzen erläutert.

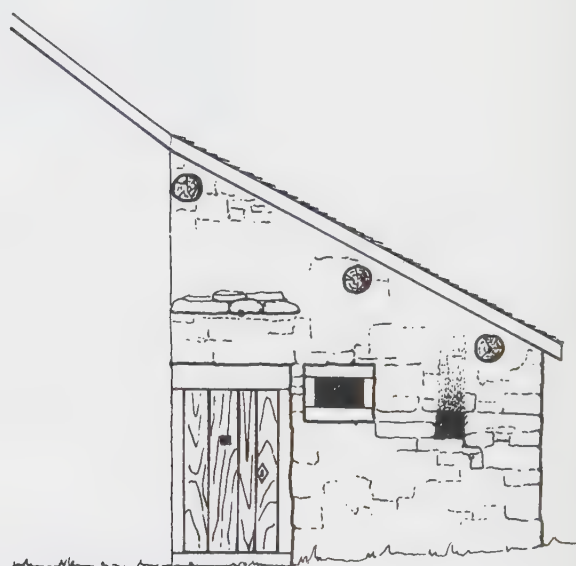
Die unbenützte Käshütte in Egerten, unterhalb des Rossbodens, am Eingang ins Unteralptal (Gemeinde Andermatt), stellt einen gemauerten, schindelgedeckten Anbau an die dortige Stallscheune dar. Die talwärts gerichtete Giebelseite der Stallscheune und die Eingangsseite der Käshütte liegen in einer Front.

Der Innenraum, 2,4 m breit und 4 m tief, ist zweigeteilt durch eine Holzwand mit Türe. Im hinteren Teil (B) läuft eine 60 cm breite und ebenso hohe Steinbank rundum, auf welcher die Milch zum Aufrahmen in "Mutten" aufgestellt ("ausgerichtet") werden konnte. Dieser Kellerteil besitzt auf 1,8 m Höhe eine Holzdecke. Im Dachraum darüber konnte Brennmaterial gelagert werden.

Der vordere Teil (A) diente als Arbeitsraum zum Käsen und Ziegern. In der vorderen äusseren Ecke liegt die Feuerstelle (F). Das Feuer wird auf einer in die Ecke eingepassten Herdplatte entfacht. Eine 140 cm über dem Boden leicht schräg in die Ecke eingemauerte Steinplatte lenkt den Rauch durch das darunter liegende, 20 cm grosse Rauchloch nach aussen (148). Der Turner, mit welchem das daran hängende Käskessi über das Feuer oder von diesem weg gedreht werden konnte, ist nicht mehr vorhanden. In andern Käshütten konnte noch die aus der Mauer vorspringende durchbohrte Steinplatte festgestellt werden, in welcher sich der Turner drehte. In der Vorderansicht der Käshütte sind die Enden der drei Pfetten, auf denen das Dach ruht, im Mauerwerk sichtbar. Das neben der Eingangstüre angebrachte Fensterchen ist nicht bei allen Käshütten vorhanden. Oft ist das rechts neben dem Fensterchen, etwas tiefer liegende Rauchloch bei geschlossener Türe die einzige Eintrittsstelle für Licht.



0 2m



Käshütte
Egerten, Unteralptal

Der aus abgerahmter Milch in der Käshütte produzierte Weichkäse war nicht lange lagerfähig. Er hiess im lokalen Sprachgebrauch "Lutsch" (149) und soll zu Polenta vorzüglich geschmeckt haben. Seine Herstellung war in der Käshütte nur solange möglich, als es die Temperaturen zulieszen, d.h. die Milch nicht gefror. Der geringe winterliche Milchertrag wurde kaum zu Käse verarbeitet, eher wurde der im Haushalt nicht benötigte Ueberschuss abgerahmt und mit der "blauen Milch" etwa ein Kalb gemästet.

Die Käshütte scheint eine auf Urseren beschränkte Einrichtung zu sein, die nach meinen Beobachtungen in den Nachbargebieten nicht existiert.

Keine der Käshütten ist heute mehr in Betrieb. Sie haben mit der Errichtung von Milchsammelstellen schon vor Jahrzehnten ihre Funktion verloren. Etliche dienen noch als Abstellraum für allerlei Geräte. Andere sind zu Garagen oder Aufenthaltsräumen umgebaut worden. Die meisten Käshütten sind dem Zerfall überlassen. Man kann auch hier, wie beim Walliser Stadel, der mit dem Rückgang des Getreidebaus funktionslos wird, von der "Fossilisierung eines ehemals wesentlichen Landschaftselements" sprechen (vgl. F. Bachmann, 1970).

Zusammenfassung: Die Käshütten sind Anbauten, die an den Stallscheunen im privat genutzten Wiesland sehr häufig auftreten. Sie dienten bis vor wenigen Jahrzehnten der privaten Milchverarbeitung ausserhalb der Alpsaison und scheinen eine Sonderentwicklung des Urserentales darzustellen. Ihr Vorkommen unterstreicht die Bedeutung einer Stallscheune als temporäres sekundäres Betriebszentrum und ist zugleich bezeichnend für die betonte Individualität des einzelnen Betriebes in der traditionellen Landwirtschaft.

1.3. Wirtschaftsgebäude auf Korporationsboden

Die Alpwirtschaft Urserens scheint seit jeher unter dem Druck des Holzmangels mit einem Minimum an Gebäulichkeiten betrieben worden zu sein. C. Nager stellte 1898 nur auf der durch eine bequeme Strasse erschlossenen Oberalp die nötigen Stallungen

für das Vieh fest. Auf allen übrigen Alpen fehlten solche gänzlich und die Weidetiere waren den Unbilden der Witterung schutzlos preisgegeben, die Sennhütten vielfach in trostlosem Zustand. Der Autor meint, wie es bei solch primitiven Verhältnissen mit der Käsefabrikation bestellt sei, könne sich jeder selbst vorstellen.

Anlässlich der Feldbegehungen von 1969/70 haben in der Tat hinter den Ziellinien unter den bestehenden Bauten und Ruinen kaum Ställe festgestellt werden können. In jüngerer Zeit erstellte Sennhüttenbauten weisen gelegentlich ein Krankenvieh-
abteil auf (vgl. Abb. 4). Sonst verbringt das Vieh auch heute noch, falls es nicht über Nacht vor dem Ziel eingestallt wird, die Alpzeit im Freien.

Unbestritten ist, dass der in Urseren produzierte Käse einst einen ausgezeichneten Ruf genoss (150).

Zweifellos ist dabei die Feststellung von K. Gutzwiller (1923) auf das am Gotthardpass gelegene Urseren anwendbar:

"Vielfach mag die Nähe eines Alpenpasses oder eines Marktes und damit im Zusammenhang die Absatzmöglichkeit auf die Qualität der Alpprodukte von günstigem Einfluss gewesen sein."

Käse sind in Urseren als Zinsabgabe oder als Geschenk schon im 14. Jh. belegt (vgl. W. Röllin, 1969).

Ueber die Art der Käsezubereitung liegen nur wenige Hinweise vor. Sie ergeben keine einheitliche Charakteristik des Ursch-
ner Käses und lassen den Schluss zu, dass sich die Urschner in der Käseherstellung den wirtschaftlichen Gegebenheiten und den Absatzverhältnissen anzupassen verstanden (151).
Nebst der Qualität des Futters dürften im übrigen wohl immer auch die Fähigkeiten des einzelnen Käfers eine massgebliche Rolle gespielt haben (152).

Festzustehen scheint, dass auf den Alpen Urserens ursprünglich vollfetter Käse hergestellt wurde. Nach den Beschreibungen von J.G. Sulzer (1776) und K. Kasthofer (1822) scheint der Urschner Käse ein halbweicher Käse gewesen zu sein.

Mit dem Aufkommen der Hotellerie dürfte die vermehrte Produktion von Butter und Halbfettkäse (vgl. C. Nager, 1898) aufgekommen sein (153).

Leo Furrer, Hospental (gest. 1973), erinnert sich, dass vor dem 1. Weltkrieg ein vollfetter, in der Härte dem Emmentaler vergleichbarer Käse bei über 40°C gebrüht wurde. Nach dem 1. Weltkrieg habe man infolge Absatzschwierigkeiten auf vollfetten Weichkäse (ca. 36°C) umgestellt. Weitere Absatzschwierigkeiten, die mit dem Aufkommen der Schachtelkäse auftraten und die Errichtung von Talsennereien (heute Milchsammelstellen) hätten in den 30er Jahren in seinem und andern Hospentaler Betrieben zur Aufgabe der Käserei geführt (mdl.Mitt).

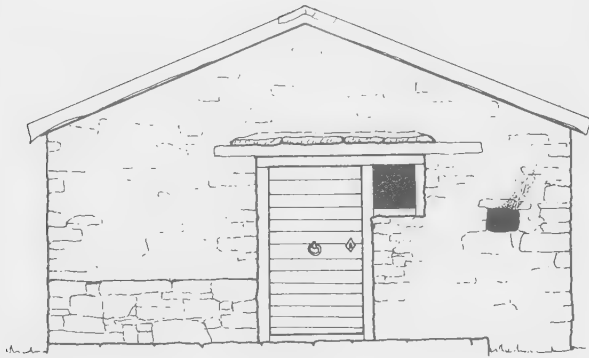
Bedingt durch den Mangel an Bauholz (und dem daraus erklärbaren Trachten nach möglichst wenig Gebäudeunterhalt), sowie die relativ kurze Alpzeit und die auf den meisten Alpen Urserens notwendigen Stafelwechsel, wurde auf die Anlage von Käsespeichern auf den Alpen verzichtet.

Die Lagerung und Pflege des Käses erfolgte im Dorf. Der Senn stieg täglich mit dem Alppferd (Käsross), welches die im "Jerb" und zwischen zwei Brettern eingebundenen Käse des Vortages trug, ins Dorf, um die im Talspeicher (Genossenschafts- oder Einzelbesitz) gelagerten Käse zu behandeln. Sofern Butter produziert wurde, gelangte diese meist direkt zu den Abnehmern (Hotels, Militär).

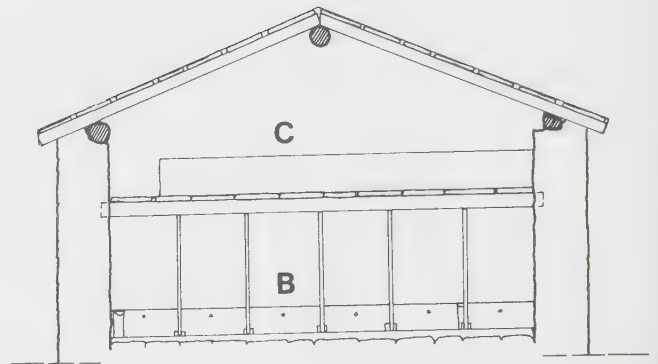
Die tägliche oder mindestens häufige Verbindung mit dem Tal mag erklären, dass auf den Alpen nur einfache Sennhütten, mit primitiver Unterkunftsmöglichkeit für das Alppersonal und etwa ein angebautes oder freistehendes Ställti für die Schweine erstellt wurden.

Die kleine Sennhütte, welche nachfolgend skizziert ist, befindet sich auf Lochstafel (2190 m)(unmittelbar neben dem Nätschen-Skilift). Sie ist relativ neu.

Ihr Innenraum misst 4 mal 5 Meter und zeigt in seiner Einrichtung gegenüber der an eine Stallscheune angebauten Käs-hütte kaum wesentliche Unterschiede. Im vorderen Teil (A) läuft links eine Steinbank der Wand entlang, woraus geschlossen werden kann, dass in dieser Hütte mit entrahmter Milch gekäst wurde. Ueber der Feuerstelle (F) in der vorderen rechten Ecke befindet sich auch hier das in Urseren gebräuchliche Rauchloch.

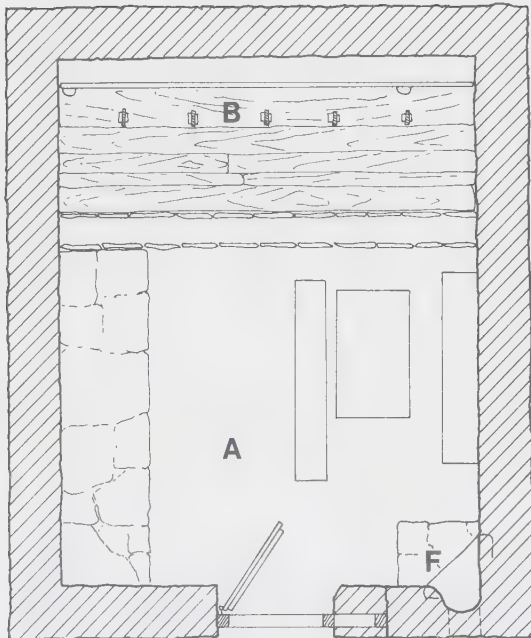


Talseite

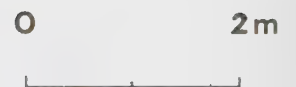


Schnitt

Alphütte Lochstafel, Oberalp



Grundriss



Kamine kommen bei Sennhütten wie bei Käshütten in Urseren nur selten und dann ausschliesslich bei neueren Bauten vor. Zur Ausstattung gehören ferner Tisch, Bank und ein Holzgestell an der Wand. Der hintere Teil der Hütte wird durch den Liegeboden zweigeteilt. Unter dem Schlafraum (C) ist (in Teil B) durch Einbau von Krippe und Bretterboden die Möglichkeit zum Einstellen von Kleinvieh geschaffen worden. Die dadurch entstehende Vereinigung von Mensch und Tier unter einem Dach, im selben Raum, konnte im Untersuchungsgebiet nur noch bei einer Sennhütte festgestellt werden.

Der hier beschriebene Sennhüttentyp (meist ohne Steinbank und ohne Stalleinbaute) dürfte der früher in Urseren allgemein verbreitete Alphüttentyp sein. Von den wenigen noch existierenden Alphütten dieses Typs ist keine mehr in Gebrauch. Auf den noch bestossenen Alpen sind durch die Alpengenossenschaften modernere Bauten erstellt worden (vgl. Abb. 4). Die meisten der zahlreichen Mauerreste von Alpgebäuden, welche bei der Feldbegehung registriert werden konnten, entsprechen in ihren Ausmassen dem oben beschriebenen Alphüttentyp. Oft kommen auf derselben Alpstafel mehrere solcher Ruinen in relativ weiten Abständen voneinander (offensichtlich bewusst nicht zu Gruppen vereinigt) vor. Als Beispiele seien genannt: Grossboden (Oberalp), Rossboden, Lolen (Unteralp), Portgeren (Unteralp), Bortstafel-Winterboden (Unteralp), Gurschenalp, Unter-Deieren (Witenwasseren). Sie bestätigen die bereits im letzten Abschnitt geäusserte Feststellung, dass Einzelalpung in Urseren früher stärker verbreitet war (154). Erwähnt sei hier auch der Flurname "Bi den Hüttlenen" am Eingang ins Guspistal (LK 1231, 686900/160800), der in derselben Richtung weist.

Angesichts der Tatsache, dass beim Lawinenunglück von 1730 in Realp u.a. 3 Speicher zerstört wurden (32), darf ebenfalls angenommen werden, dass damals in Realp nicht nur zwei Senten bestanden haben (155).

In ihren Ausmassen (vier bis fünf Meter im Geviert) stimmen die Mauerreste auf den Alpen Urserens gut überein mit jenen der von J. Hösli (1970) publizierten wüstgelegten 12 Hüttchen des Heidenstäfeli im Fuggtäli (Glarner Sernftal). Diese zeugen nach J. Hösli wie z.B. diejenigen der Alp Bräch auf Braunwald:



Abb. 4 Genossenschafts-Sennhütte auf Vordersunnsbiel, 2044 m/M im Unteralptal, Baujahr 1929. Unter einem Dach sind links der Arbeitsraum mit Feuerstelle, in der Mitte ein Milchkeller und rechts ein Krankenviehstall vereinigt. Ueber Milchkeller und Viehstall befindet sich unter dem Dach der zum Arbeitsraum hin offene Schlafrum für das Alppersonal. Im Anbau rechts wird Feuerungsmaterial gelagert. Sennhütten des hier abgebildeten Typs sind in den 30er und 40er Jahren mit Unterstützung von Korporation, Kanton und Bund in Urseren mehrere erstellt worden.



Abb. 5 Einräumige Sennhütte auf Gilt nasen (Isenmannsalp), 2175 m/M. Sie entspricht dem früher in Urseren allgemein verbreiteten Typ. Die Feuerstelle liegt in der linken vorderen Ecke. Der Rauch entweicht durch eine Oeffnung (Rauchloch) in der Giebelwand. Isenmannsalp wird nicht mehr mit Grossvieh bestossen.

"sowohl für den ursprünglich einräumigen Hüttentyp, als auch für den urkundlich belegbaren früheren Einzelsennereibetrieb auf den Glarner Alpen".

Besonders interessant ist die Vermutung J. Höslis, dass die Lokalität möglicherweise mit einer starken hochmittelalterlichen Kolonisation durch eingewanderte Walser in Verbindung gebracht werden kann.

Das Fehlen einer typischen Lägerflora etwa von blauem Eisenhut (*Aconitum napellus*), Brennesseln (*Urtica dioeca*) oder Alpenampfer (*Rumex alpinus*) in der Umgebung der Gemäuer deutet auch in Urseren darauf hin, dass viele dieser Einzelsennhütten schon vor längerer Zeit aufgegeben worden sind.

Ergebnis: Die traditionelle Alpwirtschaft ist unter dem Druck des Holzmangels, der häufige Stafelwechsel erfordernden Topographie und der relativ kurzen Alpzeit mit einem Minimum an Gebäulichkeiten betrieben worden. Bis ins 20. Jahrhundert ist auf den Alpen Urserens lediglich die Existenz einfacher Sennhütten und kleiner Schweineställti nachweisbar. Unbestritten ist jedoch, dass der bis vor einigen Jahrzehnten mit primitivsten Einrichtungen produzierte Urserenkäse einen vorzüglichen internationalen Ruf genoss. Zweifellos hat die durch den Passverkehr bedingte Verbesserung der Absatzmöglichkeiten für Alpprodukte deren Herstellung angeregt. Der mit der Käserei verbundene erhebliche Bedarf an Feuerungsmaterial muss besonders bei der dominierenden Einzelsennerei, wie sie durch die Analyse der Alpsiedlungen bestätigt wird, an der Holzarmut des Tales mitverantwortlich gemacht werden. Es zeigt sich auch hier deutlich, dass der Passverkehr an der Ausgestaltung der Kulturlandschaft durch Beeinflussung der Zielsetzung in der Aktivität des Menschen massgeblich mitbeteiligt ist.

1.4. Gesamtschau der bäuerlichen Wirtschaftsgebäude ausserhalb der Dorfsiedlungen

Zur Beschaffung der Information, welche in den Karten 4 und 5 zur Darstellung gelangt, wurden die einzelnen land- und alpwirtschaftlichen Bauten ausserhalb der Dorfsiedlungen nach sechs verschiedenen Kriterien analysiert:

- Gebädefunktion
- Art und Intensität der Benützung
- Verwendetes Baumaterial für Wände und Bedachung
- Lawinenschutz
- Funktionen eventueller Anbauten
- Besonderheiten

Die Feldbegehung ergab folgende Bestände an freistehenden Gebäuden:

152 Stallscheunen, 32 Stallscheunen mit unterteiltem Stall, 53 Doppelstallscheunen, 2 Heugaden, 3 Remisen/Garagen, 24 Ställe, 4 Ställti, 12 Alpställe und 11 Alpställti.

Aus dieser Uebersicht und noch deutlicher aus der kartographischen Darstellung (Karte 4) kann ersehen werden, dass das weite Areal des Korporationsbodens mit Gebäuden nur spärlich besetzt ist. Die traditionelle Alpwirtschaft Urserens basiert, wie bereits erwähnt, auf einem Minimum an Bauten und Betriebseinrichtungen. Es kann dafür nicht nur der Mangel an Bauholz verantwortlich gemacht werden. Die Alpwirtschaft Urserens hatte sich mit ähnlichen Problemen auseinanderzusetzen, wie sie sich nach H. Rebsamen (1926) z.B. auch in den oberen Reusstälern stellen:

Die Höhenlage der Alpen (bis 2500 m/M.) gestattet zum vornherein auf einzelnen Stafeln nur eine kurze Aufenthaltsdauer, da die höchsten Weidegebiete nur noch einen spärlichen Graswuchs produzieren. C. Nager (1898) stellte fest, einzelne Weideplätze in den unwirtlichen Höhen könnten während kalten Sommern gar nicht bestossen werden. Die topographischen Verhältnisse zwingen teilweise zu relativ häufigen Stafelwechseln (vgl. z.B. Wytenwasseren) bei welchen oft respektable Distanzen und Höhenunterschiede zurückgelegt werden müssen, besitzen doch viele Weideplätze nur eine relativ geringe Ausdehnung. Diese ausgedehnte Wandertätigkeit hat nicht nur eine Reduktion der Milchleistung zur Folge (Wanderverluste), sie schliesst auch eine rationelle Milchverarbeitung aus, da die Fahrhabe auf ein Minimum beschränkt werden muss und der Unterhalt

zahlreicher kostspieliger Alpgebäude mindestens für den Einzelnen nicht lohnend erscheint (156). Stallbauten bilden deshalb auf den Alpen Urserens die Ausnahme. Die Primitivität und der schlechte Zustand der Unterkünfte für das Alppersonal ist bei verschiedenen Autoren belegt (157).

Dass zwischen Bewirtschaftungsart und Komfort bzw. Zustand der Alpgebäude ein nicht unbedingt erwarteter Zusammenhang besteht, hat A. Bühler (1931) anhand der Alpsiedlungen in Uri (ohne Urseren) gezeigt:

"Das Bewusstsein für sich selber zu bauen und die Notwendigkeit, selbst in den Gemächern wohnen und arbeiten zu müssen, haben häufig zu komfortableren Bauten geführt".

Diese Feststellung darf für Urseren übernommen und dabei die Sorge für das Vieh eingeschlossen werden: Alpställe sind auf der nur wenige Stafelwechsel erfordernden Oberalp, im vorderen Teil der Unteralp, auf Gurschenalp und beim Hotel Galenstock am Furkapass (durchwegs vor dem Ziel) zu finden. Sie sind in Privatbesitz und stehen in Zusammenhang mit Einzelalpung.

Interessant ist der Hinweis A. Böhlers (1931), dass nicht überall nur die Lage der Alpen zum Wald die Wahl des Baumaterials beeinflusst, sondern dass auch die Art der Bewirtschaftung mitspielen kann, indem im Gebiet der Einzelalpung (Urner Unterland) Holzbauten vorherrschen, im Gebiet der Genossenschaftsalpung (Urner Oberland) aber auch unterhalb der Waldgrenze Steinbauten häufig sind.

Das für Wände und Bedachung der Wirtschaftsgebäude in Urseren (ohne Dorfsiedlungen) verwendete Baumaterial wird aus nachfolgender Tabelle ersichtlich:

Tabelle 5 Land- und alpwirtschaftliche Gebäude
ausserhalb der Dorfsiedlungen:
Baumaterial

<u>Wände</u>		<u>Dach</u>	
gemauert	301 (94%)	Steinplatten	6
Mauerwerk/Holz	11	Schindeln	115 (36%)
Holz	4	Blech	145 (45%)
Beton/Eternit etc.	5	Ziegel	4
	321	andere Materialien	10
		Steinplatten/ Schindeln	5
		Steinplatten/Blech	9
		Schindeln/Blech	25 (8%)
		Schindeln/Ziegel	2
			321

Aufnahme 1969/70

Diese Zusammenstellung belegt eindeutig, dass die Wirtschaftsgebäude noch heute fast ausschliesslich Steinbauten sind. Das aus Uri importierte, teure Holz bleibt im traditionellen Urseren als kostbarer Baustoff den Wohnbauten vorbehalten. Die durch das verwendete naturnahe Baumaterial hervorgerufene Einheitlichkeit wird noch unterstrichen durch den Umstand, dass bis in die neuste Zeit hinein von den vorstehend beschriebenen Konstruktionsprinzipien kaum abgewichen wurde.

Grösser als die Vielfalt in bezug auf das Bedachungsmaterial. Blech und Schindeln (158) herrschen heute vor. Es ist aber wahrscheinlich, dass Steinplattendächer früher weiter verbreitet waren. So beobachtete A.W. Schlegel (vgl. A.O. Lusser, 1953) im Jahre 1808 zwischen den drei Dörfern Urserens

"viele zerstreute Häuser, des Holzmangels wegen aus Steinen erbaut, das heisst aus roh zusammengelegten Granitstücken, die Dächer sogar mit eben solchen gedeckt."

Ob gemauerte Wände und Steinplattendach sich erst mit dem zunehmenden Holzmangel eingebürgert haben, lässt sich für Urseren heute kaum mehr beantworten. Dies würde bedeuten, dass am Anfang der kulturlandschaftlichen Entwicklung Blockbau und Schindeldach standen. R. Weiss (1959) schreibt jedenfalls:

"Auch anderswo ging man früher oder später von Holzschindeln zu Stein und anderen Dachstoffen über, so in den obersten und stark entwaldeten Talstufen der von den alten Waldfeinden, den Walsern, besiedelten Rheintäler: Avers, Rheinwald, hinteres Safiental und Vals."

Die wenigen noch vorhandenen flachen Steinplattendächer finden sich fast ausnahmslos im hinteren Teil des Tales, wo die Stallbauten durchschnittlich kleiner sind. Das grosse Gewicht der Steindächer muss im schneereichen Urseren als besonderer Nachteil gewertet werden. Aus diesem Grund dürfte man sich bei der Errichtung grösserer Stallbauten in neuerer Zeit relativ leicht dazu entschlossen haben, leichtere Dachstoffe (Schindeln, Blech) zu verwenden (159). Schindeln liessen sich im Vergleich zum Bauholz auch relativ leicht heranzuführen. Die Dachneigung der Wirtschaftsgebäude Urserens ist heute uneinheitlich.

Die Sicherung der land- und alpwirtschaftlichen Bauten gegen Lawinen ist angesichts des grossen Umfangs der Gefährdung erstaunlich bescheiden. Von den 321 erfassten Gebäuden weisen 173, also mehr als die Hälfte, keinerlei Lawinenschutz auf, abgesehen davon, dass die Giebelwände allgemein berg- bzw. talwärts gerichtet sind. Bei 80 Gebäuden wird der Möglichkeit von Lawinnenniedergängen Rechnung getragen, indem sie deutlich in den Hang eingebaut sind.

In der Art des Herdgaden sind 24 Bauten abgewandelt. 18 Gebäude sind hangwärts "ebenhöch" angeschlossen und 26 sind durch Keil oder Ablenkmauer gesichert. Diese Zusammenstellung zeigt den weitgehenden Verzicht auf kostspielige Lawinenschutzmassnahmen für Einzelobjekte. In der traditionellen Kulturlandschaft Urserens wurde nicht aktiver Lawinenschutz betrieben.

Hingegen zeigten die Talbewohner eine erstaunliche Sicherheit in der Wahl des Standortes für ihre Wirtschaftsgebäude. Da hierbei die seit Generationen überlieferte Erfahrung ausschlaggebend war, kam in den meisten Fällen eine optimale Ausnutzung der relativ wenigen einigermaßen lawinensicheren Plätze zustande.

Unter den 186 festgestellten Anbauten stehen die an Stallscheunen oder Alpställe gebundenen Käshütten weitaus an der Spitze (vgl. Tab.6).

Tabelle 6 Anbauten an land- und alpwirtschaftliche Gebäude ausserhalb der Dorfsiedlungen

Käshütten	103
Käshüttenruinen	15
Garagen/Remisen	26
Ställti	15
Jungviehställe	8
Wohnraum	13
Gedeckte Tränke	6

Seltener, meist neueren Datums sind Garagen/Remisen. Sie dürften zum schönen Teil durch Umbau aus ehemaligen Käshütten hervorgegangen sein. Dasselbe gilt wohl auch für die Anbauten die als einfache Unterkünfte ausgebaut sind. Wohnräume konnten daneben da und dort auch als Einbauten in den Heuraum entlegener Stallscheunen festgestellt werden.

Zur Unterbringung von Schweinen sind Extraanbauten (Ställti) relativ selten. Dies erklärt sich daraus, dass wohl nur selten Schweine die winterlichen Wanderbewegungen von Stallscheune zu Stallscheune mitgemacht haben, die Schweinehaltung ist im allgemeinen an die dörflichen Siedlungen gebunden (siehe später). Ein kleines, meist freistehendes Schweineställti gehört in der Regel zu den älteren Genossenschafts-Sennhütten auf den Alpen (vgl. Karte 4).

So können unter den Anbauten nur die Käshütten als integrierender Bestandteil der traditionellen Siedlungslandschaft Urserens gewertet werden.

Zwei Besonderheiten, welche anlässlich der Feldbegehung festgestellt werden konnten sind erwähnenswert: Nur wenige Wirtschaftsgebäude sind datiert. Erst in den letzten Jahrzehnten sind da und dort an Stallscheunen Jahreszahlen angebracht worden, dies wohl meist im Zusammenhang mit Renovationsarbeiten. Die älteste derart datierte Stallscheune trägt die Jahrzahl 1883. Zweifellos sind viele landwirtschaftlichen Bauten in Urseren noch wesentlich älter.

Weitverbreitet ist hingegen bis in die neueste Zeit hinein die Sitte geblieben, in der talwärts gekehrten Giebelwand der Stallscheune eine kleine Nische anzubringen und darin eine Heiligenfigur (meist St. Antonius oder Muttergottes) aufzustellen. Gelegentlich ist im Mauerwerk ein Kreuz ausgespart, oder es hängt über dem Stalleingang ein kleines Kruzifix. Von den 237 untersuchten Stallscheunen sind deren 164 auf eine dieser Arten unter den Schutz des Allmächtigen gestellt worden.

Wie weit die Wirtschaftsgebäude noch benützt werden, geht aus Tabelle 7 und Karte 5 hervor. Während die tabellarische Zusammenstellung alle erfassten Bauten wiedergibt, wurden in der Karte nur Stallscheunen, Ställe und Sennhütten berücksichtigt, wobei keine Differenzierung der Signaturen nach Gebäudetypen erfolgte.

Die Beurteilung des Benützungsgrades war nicht bei allen Bauten eindeutig möglich, vor allem dann nicht, wenn sie verschlossen waren. Als Kriterien dienten der bauliche Zustand der Gebäude und die Verhältnisse in ihrer unmittelbaren Umgebung. Stallscheunen erhielten das Prädikat "benützt" nur dann, wenn der Stall auf Grund eines Augenscheins im Innern und nach dem Alter des vor dem Stall gelagerten Düngers zu schliessen, offensichtlich im vorangegangenen Winter noch von Grossvieh benützt worden war und wenn

gleichzeitig im Heuraum frisches Dörrfutter lagerte.

"Teilweise benützt" kann z.B. bedeuten: Es wird nur noch der eine Teil der Doppelstallscheune benützt, oder es werden nur noch Schafe gewintert in der betreffenden Stallscheune, oder es wird nur noch der Heuteil benützt zur Einlagerung von Trockenfutter, das im Winter ins Dorf geführt wird. Bei den Sennhütten wurde der persönliche Augenschein meist ergänzt durch Nachfragen. Sennhütten gelten hier noch als "benützt", wenn sie lediglich als Unterkunft für das Alppersonal dienen, d.h. auch wenn in ihnen nicht mehr gekäst wird. Bei reinen Stallbauten reduzierte sich die Einstufung meist auf "benützt" oder "unbenützt".

Die Aufteilung der Wirtschaftsgebäude in "benützte", "teilweise benützte" und "unbenützte" lässt sich in Urseren insofern relativ einfach durchführen, als ein Funktionswandel, d.h. der Ersatz der ursprünglichen durch eine neue Funktion kaum vorkommt. Die Art der Beurteilung schliesst jedoch eine Fehlerquote von schätzungsweise gegen 10 % ein, da nicht für sämtliche unsicheren Fälle Rückfragen möglich waren.

Tabelle 7

Benützung der Wirtschaftsgebäude
ausserhalb der Dorfsiedlungen
1969/70

Gebäudetyp	total	benützt	teilw.b.	unbenützt
Stallscheune	152	83	22	47
Stallscheune mit unterteiltem Stall	32	-	17	15
Doppelstallscheune	53	21	21	11
Heugaden	2	-	-	2
Remise, Garage, Keller	3	3	-	-
Stall	24	14	-	10
freistehendes Ställti	4	1	-	3
Sennhütte	28	10	-	18
Alpstall	12	7	-	5
Alpställti	11	-	-	11
total	321	129 40%	70 22%	122 38%

Die tabellarische Uebersicht illustriert den Substanzverlust den auch die Landwirtschaft Urserens zu verzeichnen hat. Die in Karte 5 berücksichtigten über 100 Ruinen land- und alpwirtschaftlicher Bauten unterstreichen diese Feststellung.

Nur 44 % der Stallscheunen (104 von 237) können noch als benützt gelten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass nach unserer Einstufung eine Stallscheune auch dann als "benützt" gilt, wenn nur noch einer der verschiedenen Teilhaber Heu einlagert und Vieh einstellt. Die Landwirtschaft Urserens machte in den letzten Jahrzehnten weniger einen Strukturwandel als einen Extensivierungsprozess durch, der nicht nur die höheren und ungünstigeren Lagen erfasste und sich im Bereich der Siedlungslandschaft als Verfünnungsprozess zeigt (vgl. Karte 5).

Die Alpung von Grossvieh beschränkt sich im wesentlichen auf die relativ leicht erreichbaren Talgründe. Terrassenalpen und hochgelegene Alpstafel dienen noch als Weidegebiete für Schafe, daselbst vorhandene Alpgebäude zerfallen. Mit der Extensivierung der Bewirtschaftung in höheren Lagen sinkt die Obergrenze des temporär besiedelten Gebietes ab.

Im Bereich des privat genutzten Kulturlandes sind es aber nicht nur die weit entfernten, die schwierig zu erreichenden, die mühsamer zu nutzenden, die besonders lawinengefährdeten Plätze und die ertragsärmeren Gebiete, die bereits aufgegeben wurden. Dies zeigt sich auf Karte 5 deutlich etwa östlich der Dorfsiedlung Andermatt an den Hängen des Nätschen. Auch Stallscheunen in unmittelbarer Nähe der drei Dorfsiedlungen sind heute unbenützt. Es kann nicht Aufgabe dieser Arbeit sein, die Hintergründe der darin sich zeigenden bergbauerlichen Krise zu analysieren (vgl. dazu z.B. R. Weiss, 1957), doch wird am Beispiel Urseren deutlich, dass dabei nicht die Natur hauptverantwortlich ist, sondern dass der Wandel der Kulturlandschaft weitgehend anthropogen bedingt ist.

Das Gebiet von Realp zeigt, dass der Verdünnungsprozess, welcher die Siedlungslandschaft erfasst hat, auch mit einem Kontraktionsprozess verbunden sein kann: Das wenige, fast ausschliesslich im Nebenverdienst gehaltene Grossvieh, steht höchstens noch im Frühjahr oder Herbst in den Aussenställen. Soweit als möglich wird das Heu mit mechanischen Hilfsmitteln ins Dorf eingebracht und daselbst verfüttert. Zu diesem Zweck sind im Dorf mehrere neue Stallscheunen errichtet worden. Der Umstand, dass im Arbeiterbauernbetrieb die Besorgung des Viehs weitgehend der Frau obliegt, schliesst in vielen Fällen den täglichen Gang zum entfernten Aussenstall aus. Dies führt zwangsläufig zur oben beschriebenen Tendenz, die winterliche Mobilität möglichst einzuschränken, sobald es die Verkehrsentwicklung und die moderne Subventionspraxis gestatten. Dass bei diesem Kontraktionsprozess die Erfahrungen schwerer Lawinenwinter (1942, 1951) und die sinkende Bereitschaft

sich "unnötig" der Gefahr auszusetzen, mitbeteiligt sind, bleibt unbestritten. Es drängt sich aber die Frage auf, ob nicht auch bei der in den meisten Fällen weit zurückliegenden Aufgabe der zerstreuten Wohnsiedlungen, bei der Beschränkung der Dauersiedlung auf die drei Dörfer des Tales, wirtschaftlich bedingte Kontraktionstendenzen mitgewirkt haben.

Zusammenfassung: Die Wirtschaftsgebäude sind noch heute fast ausschliesslich Steinbauten. Das aus Uri eingeführte Holz bleibt im traditionellen Urseren als kostbarer Baustoff den Wohnbauten vorbehalten. Die durch das verwendete naturnahe Baumaterial hervorgerufene Einheitlichkeit wird dadurch unterstrichen, dass bis in die neueste Zeit hinein von den überlieferten Konstruktionsprinzipien kaum abgewichen wurde. Die Frage, ob am Beginn der kulturlandschaftlichen Entwicklung Urserens auch bei den Wirtschaftsgebäuden Blockbau und Schindeldach üblich waren, kann nicht geklärt werden. Der Gefährdung durch Lawinen wird im allgemeinen nur durch die auf Erfahrung beruhende Wahl des Standortes Rechnung getragen. Die Siedlungslandschaft hat durch Verdünnungs- und Kontraktionsprozesse einen bedeutenden Substanzverlust zu verzeichnen, der sich selbst in Dorfnähe in zahlreichen unbenützten oder zerfallenden Wirtschaftsgebäuden ausdrückt. Dieser ist in erster Linie einer verbreiteten Extensivierung oder Aufgabe der Bewirtschaftung des Kulturlandes zuzuschreiben, daneben auch einer Aenderung der Betriebsweise (Mechanisierung, Arbeiterbauerntum). Wirtschaftsgebäude, die eine andere Funktion erhalten haben, sind daher selten.

2. Die Dorfsiedlungen

Die Dörfer Realp, Hospental und Andermatt sind heute die einzigen Dauersiedlungen des Urserentales. Ihre Gliederung nach Gebäudefunktionen ist aus den nachfolgenden Plänen (Aufnahmen 1970) ersichtlich. Bestimmende Siedlungselemente sind die Wohnhäuser, unter denen die speziell dem Gastgewerbe dienenden Bauten oft besonders hervorstechen. Auf eine detaillierte Beschreibung einzelner "typischer" Wohnbauten wird im Rahmen dieser Arbeit verzichtet, denn alle drei Dörfer sind im Verlaufe der letzten 300 Jahre von Brandkatastrophen verwüstet (Hospental 1669, Andermatt 1766, Realp 1848) und

dadurch in ihrem baulichen Charakter verändert worden (160). Die wenigen sehr alten Bauten, welche noch existieren (wie etwa das "Nosenhaus" in Andermatt, mit seinem Türsturz von 1620), sind durch unbekümmerte Um- und Anbauten oft weitgehend entstellt worden. Die wenigen Merkmale traditionellen Wohnens, die als einigermaßen typisch erwähnt werden sollen, sind deshalb zusammengetragen aus Beobachtungen an verschiedenen Objekten.

Je nach dem Dezentralisierungsgrad der Landwirtschaft und deren Bedeutung im Erwerbsleben der heutigen Dorfbewohner, nehmen auch die mit der Viehzucht zusammenhängenden, traditionellen Gebäulichkeiten (Stallscheunen, Nebengebäude) in den Dauersiedlungen einen grösseren oder kleineren Raum ein. Der heutigen Erwerbsstruktur der Bevölkerung entsprechend spielen aber auch Bauten nichtlandwirtschaftlicher Wirtschaftszweige (Schuppen, Garagen, Werkstätten etc.) eine nicht unbedeutende Rolle. Vervollständigt wird das Bild durch die im Gemeinschaftsleben eine wichtige Rolle spielenden gemeinnützigen Gebäude (Gebäude mit speziellen Funktionen). Ihre Funktion ist aus den Nummern der Legende ersichtlich. Zusätzliche Funktionen (Nebenfunktionen der Wohngebäude) sind durch Signaturen oder Buchstaben wiedergegeben.

Die drei Dorfsiedlungen leisten somit den Lebensbedürfnissen und einem wesentlichen Teil der Wirtschaftsbedürfnisse der Talbewohner Genüge. Durch Zusammenfassung aller für das Wirtschafts- und Gemeinschaftsleben der Talbewohner relevanten Gebäudefunktionen werden sie zu den funktionalen Hauptzentren der Kulturlandschaft. Von den Dauersiedlungen aus erfolgt primär die Bewirtschaftung des privat genutzten Kulturlandes, die Nutzung der Allmenden und die Organisation des Alpbetriebs. Damit reicht ihre Ausstrahlung bis zu den äussersten Grenzen des Wirtschaftsraums.

2.1. Realp

Das Passfussdörfchen an der Furka, (ca. 1540 m/M.), zeigt in seinem Standort Merkmale, wie sie auch für andere Siedlungen Urserens (Stalldörfchen) typisch sind. Eng geschart lehnen sich die Gebäude bei der Mündung des Lochtales an den Hangfuss des Gspenders, eine nur wenig ausgeprägte Geländerrippe bildet einen allerdings unzureichenden Lawinenschutz.

Das Dorf ist ringsum von Lawinenzügen eingeschlossen, und immer wieder waren es Lawinenkatastrophen, welche traurige Akzente in die Geschichte von Realp setzten (30/32).

Die Sicherungsarbeiten, die 1876 mit ersten Aufforstungen eingeleitet wurden, sind noch nicht zum Abschluss gelangt. Nach und nach entstanden umfangreiche Stützverbaue im Anrissgebiet der Gspender-Lawinen (161). Der Ablenkdam Hutmatt (westlich des Dorfes, erstellt 1933) soll das Ausbrechen der Stocken-Lauwi gegen das Dorf verhindern. Am nordöstlichen Dorfausgang wurden 1951/52 drei bis 6,5 m hohe Dämme erstellt, um die Gefährdung der dortigen Gebäude durch die Lochtallauwi zu verringern. Eingespannt zwischen Ablenkdamme und Bannwald bleiben dem Dorf nur bescheidene Expansionsmöglichkeiten, nach SE etwa bis zur Bahnlinie der Furka-Oberalp-Bahn, allerhöchstens bis zur Furkareuss hin, denn jenseits der Reuss geht ca. alle zwei Jahre die unverbaute Wittallauwi nieder.

Der Dorfplan von Realp lässt die Folgen der Brandkatastrophe von 1848 deutlich erkennen, welche bei L. Durgiai (1929) wie folgt geschildert wird:

"Der September ist in den Bergen die Zeit des Wildheues. Darum war das kleine Dorf an der Furka um diese Zeit fast wie ausgestorben. Nur alte Frauen und Kinder waren gewöhnlich dann daheim. Da brach am 5. September in Realp Feuer aus, niemand konnte den Flammen Einhalt tun. Der hoch aufwirbelnde Rauch und die Feuerwogen machten endlich die äussern Bewohner des Tales von Andermatt und Hospental aufmerksam. Alles, was konnte, eilte zur Brandstätte, allein es war schon zu spät. Doch konnten bei günstigem Wind gegen

den Berg hin die Kapelle mit Hospiz (162), die zwei Häuschen in der Nähe und die untere Reihe der Wohnungen, 4 Häuser, noch gerettet werden, während 10 andere Häuser und 11 mit Heu gefüllte Ställe in den Flammen aufgingen, sowie 29 Familien mit 148 Personen obdachlos gemacht wurden, laut dem obrigkeitlichen Bericht".

Nur am südlichen Dorfrand - südlich einer Linie zwischen Kirche und Käserei (Nr.7) - sind noch einige wenige alte Wohnhäuser, gestrickte Holzbauten, erhalten geblieben. Der ganze nördliche Dorfteil ist das Resultat eines planmässigen Wiederaufbaus. Unmittelbar an der Kantonsstrasse steht eine Reihe kasernenartiger, steinerner Mehrfamilienhäuser. Da für den Wiederaufbau nur ganz bescheidene Mittel zur Verfügung standen, mussten sich zahlreiche Familien unter einfachsten Bedingungen in diese Neubauten teilen (163). An der sich daraus ergebenden komplizierten Besitzstruktur dieser Bauten (Besitzanteile bis zu Sechzehnteln, bis drei Besitzer pro Küche) hat sich bis in jüngster Zeit wenig geändert.

Hinter dieser Häuserzeile folgen zwei Reihen von Stallscheunen, bei deren Bau die überlieferten Konstruktionsprinzipien (vgl. Kap. VII. 1.1.) zur Anwendung gelangten. Die Gasse zwischen der vorderen Stallreihe und den Wohnhäusern ist überspannt von über Rollen laufenden Wäscheleinen, eine Einrichtung, welche merkwürdig südländisch anmutet.

Am Dorfausgang gegen die Furka hat sich im 19. Jh. ein bescheidenes Gastgewerbe (heute 3 Gasthäuser) angesiedelt. Unmittelbar östlich des neuen Pfarrhauses (Nr.2) ist als länglicher Schuppen, die ehemalige Seidenweberei zu sehen, ein baulicher Zeuge für einen der wenigen Industrialisierungsversuche im Tal.

Als Ausdruck des wirtschaftlichen und sozialen Wandels der letzten Jahre können die Ein- und Mehrfamilienhaus-Neubauten gewertet werden, die in einer lockerer bebauten Zone rund um den alten Dorfkern herum entstanden sind.

Funktionen der Gebäude

Realp



- Wohnhaus
- Restaurant, Café
- Hotel, Gasthaus
- Stallscheune mit Misthof
- Ställti, Schweinestall
- Schuppen, Garage
- Gebäude mit spezieller Funktion

Spezielle und zusätzliche Funktionen:

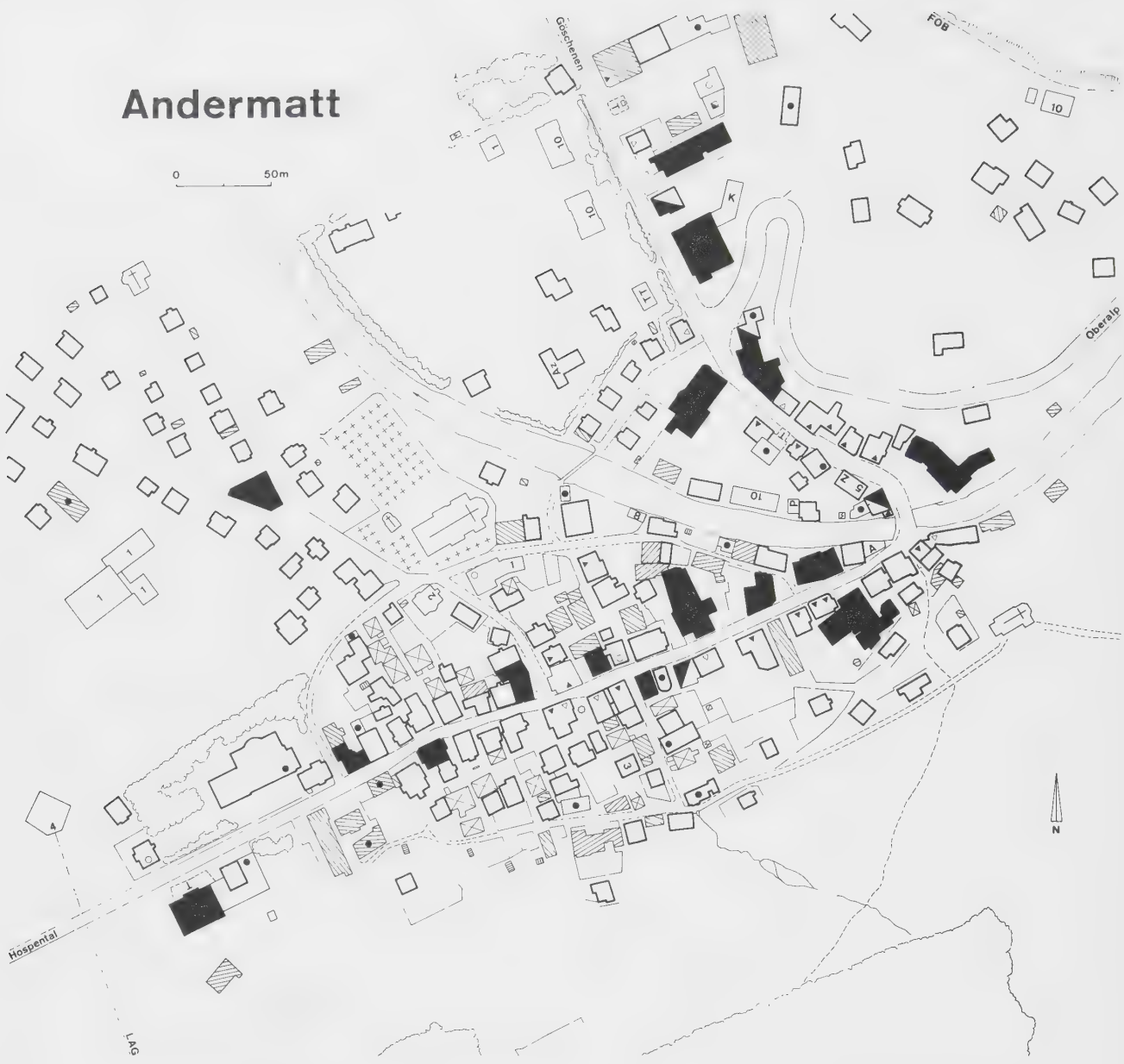
- 1 Schule
- 2 Pfarrhaus
- 3 Spittel
- 4 Bahn-, Skilift-, Luftseilbahnstation
- 5 Post
- 6 Maschinenhaus EW
- 7 Milchsammelstelle
- 8 Kühlanlage
- 9 Schießstand
- 10 Zeughaus, Gebäude des EMD
- ▲ Laden
- △ Sport, Souvenirs
- Werkstatt, Gewerbe
- Kantine
- Büro
- Az Arzt
- Z Zahnarzt
- A Apotheke
- K Kino
- P Polizei
- T Tankstelle
- TT Telephonzentrale

Hospental



Andermatt

0 50m



Im Gesamtbild hat aber Realp, wenigstens äusserlich, seinen hergebrachten bäuerlichen Charakter bewahrt (164). Dieser Eindruck rührt vor allem daher, weil die Stallscheune, als traditioneller Winterstandort für das Vieh, in Realp eine viel grössere Bedeutung besitzt als in Hospental oder Andermatt und damit das Dorfbild entscheidend mitprägt.

Unter dem Zwang der drohenden Lawinengefahr, die im Winter den regelmässigen Gang zur Besorgung des Viehs in den Aussenställen oft nur unter Lebensgefahr gestattete, wurde in Realp seit jeher darnach getrachtet, möglichst viel Heu unmittelbar in die dörflichen Stallscheunen einzulagern.

Im Zuge der in den letzten zwanzig Jahren eingetretenen Motorisierung der Landwirtschaft vergrösserten sich die möglichen Transportdistanzen wesentlich. Mit der Bereitstellung von vermehrtem Heuraum durch Errichtung neuer Stallscheunen im Dorf wurde es in zunehmendem Masse möglich, auf die winterliche Wandertätigkeit zu verzichten (Zerfall der Aussenställe). Die zur Unterbringung der Traktoren und Motormäher errichteten Garagen schliessen sich südöstlich der FOB-Linie zu einer Gebäudegruppe zusammen.

Die Schweineställe sind an den Rand des Dorfes gerückt und liegen zum grössten Teil in lawinengefährdetem Gebiet (165). Die Schweineställe ausserhalb der Ablenkdämme, auf der Hospentaler Seite, sind darum so in den Hang gebaut, dass sie kaum Lawinenschaden erleiden. P. Arnold (1970) zählte noch 51 Schweine im Dorf. Die Schweinehaltung wird in Realp auch von Familien betrieben, die seit Jahren die Landwirtschaft aufgegeben haben. P. Arnold (1970) fand, dass von den 49 erfassten Haushaltungen in Realp noch die Mehrzahl selber schlachtet, und dass die dörfliche Kühlanlage (Nr.8) 40 Teilhaber aufweist. Er folgert aus dieser Tatsache wohl zu Recht, dass ein tiefgreifender wirtschaftlicher und sozialer Wandel nicht sofort einen durchgreifenden Mentalitätswandel zur Folge hat. Als weitere Hinweise auf Reste

eines gewissen Autarkiedenken dürfen auch das Festhalten an einem wenig rentablen Anbau von Kartoffeln (der in Realp als einziger Urschner Gemeinde auch noch auf kleinen Aeckerlein ausserhalb des Dorfes betrieben wird, vgl. Kap. VI.2.3.) gewertet werden, wie auch das Pflanzen von Gemüse. Nach P. Arnold (1970) unterhalten 37 von 49 Haushaltungen einen eigenen Gemüsegarten. Die in Kap. VI.2.2. erwähnten "oberen Dorfgärten" befinden sich im Raum östlich des Friedhofs bzw. nördlich der Kirche, die "unteren Dorfgärten" liegen zwischen Dorf und Bahnstation FOB (heute teilweise überbaut).

Alle drei Arbeitsgebiete, Schweinemästerei, Anbau von Kartoffeln und Gemüsebau, in denen ein traditionelles Autarkiedenken nachzuklingen scheint, fallen in den Aufgabenbereich der Frau, die damit auch hier zur Hauptträgerin der Tradition wird, (vgl. Kap. VI.5).

2.2. Hospental

Der 1902 unter dem Titel "Uri, Land und Leute" erschienene "praktische Reiseführer für Alpenfreunde" enthält über das "malerisch sich erhebende Pfarrdorf Hospental" u.a. die Bemerkung:

"Das ist wohl die älteste Ansiedelung im Urserntal und hat seinen Namen von Hospitium, einer Herberge, welche wahrscheinlich schon zur Römerzeit für die Wanderer auf der wallisisch-rätischen Strasse dort errichtet war".

Urkunden zur Gründung der Siedlung an der Mündung der Gotthardreuss fehlen, und es ist kaum sinnvoll hier darüber zu rätseln, wer ihre Begründer waren oder wie sie zu ihrem lateinisch-italienischen Namen kam (vgl. Kap. IV.1.2.). Sicher ist, dass Hospental mit der Eröffnung der Gotthardroute dank seiner Lage im Zentrum des Passkreuzes eine grosse Bedeutung erhielt. Dies mag auch der Grund dafür sein, weshalb im 13. Jh. auf dem Schieferhügel, an den sich die Siedlung lehnt, ein fester Turm (heute Ruine) errichtet wurde (166). Von den drei Dörfern des Tales ist Hospental

am einseitigsten mit dem Schicksal des Passverkehrs verbunden gewesen (u.a. zeitweise kantonale Zollstätte mit Sust).

Die schluchtartig eingetiefte Gotthardreuss schneidet die Siedlung in zwei ungleiche Teile. Der östliche Dorfteil ist nicht völlig lawinensicher und musste deshalb durch Aufforstungen (St. Annawald) und Stützverbauungen im Gebiet von Wannelen geschützt werden. Von Andermatt kommend durchzieht die Gotthardstrasse als eigentliche Leitlinie in südwestlicher Richtung ansteigend das langgestreckte Dorf. Zwei Brücken überspannen die Gotthardreuss. Die südliche, eine steinerne Bogenbrücke, trägt die Jahrzahl 1681 und ist ein Stück des einstigen Saumweges. Am obern Dorfende, bei der Kaplanei St. Karl (barocke Gebäudegruppe von 1719) trennen sich die Routen Richtung Furka und Gotthard.

Im Jahre 1970 zählte Hospental 285 Einwohner, etwas mehr als Realp, das 205 Einwohner verzeichnete. Vergleicht man die beiden Dorfpläne miteinander, muss in Hospental das stärkere Hervortreten der Wohnbauten bzw. das Zurücktreten der Stallscheunen auffallen. Eine Auszählung ergibt folgendes Bild:

Realp	29 Wohnhäuser*),	24 Stallscheunen
Hospental	: 60 Wohnhäuser*),	15 Stallscheunen

*) inkl. Gasthäuser

In Hospental steht demnach pro Bewohner wesentlich mehr Wohnraum zur Verfügung als in Realp. Der Grund dafür liegt darin, dass Hospental vom Bevölkerungsrückgang, der als Folge der Eröffnung der Gotthardbahn nach 1882 eintrat, unter den drei Urschener Gemeinden am stärksten betroffen war (1870 zählte es 444 Einwohner) und diesen Verlust noch nicht ausgleichen konnte. Die insgesamt zehn Hotel- und Gastwirtschaftsbetriebe, die zum Teil auf eine beachtliche Tradition zurückblicken können, profitieren heute von der starken Zunahme des motorisierten Durchgangsverkehrs und

von der Nähe des Wintersportortes und Waffenplatzes Andermatt.

Die Wirtschaftsgebäude (ehemalige Pferdestallungen, Remisen etc.) und insbesondere die Stallscheunen sind deutlich von der Strasse weggerückt. Letztere spielen im Dorfbild nur eine untergeordnete Rolle, denn das Vieh wird im Winter mit wenigen Ausnahmen in den Ställen jenseits der Furkreuss, am relativ wenig lawinengefährdeten Sonnenhang zwischen Bielen und Tenndlen gehalten. Wie in Realp sind die Schweineställe deutlich an den Dorfrand gerückt.

Das Zurücktreten der landwirtschaftlichen Komponente im Dorfbild darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Hospental 1970 verglichen mit Andermatt und Realp den höchsten Prozentanteil (16 %) an Berufstätigen in der Land- und Forstwirtschaft aufwies (164).

In bezug auf das verwendete Baumaterial, den Baustil, die Grösse und das Alter der Gebäude herrscht in Hospental bunte Vielfalt. Doch fügen sich die dicht zusammengedrängten Häuser, selbst die grösseren Gasthöfe, zu einem Dorfbild von grosser Geschlossenheit, dominiert vom weithin sichtbaren Turm und der auf einer Terrasse des Burghügels errichteten barocken Pfarrkirche.

2.3. Andermatt

Der beigegefügte Funktionalplan von Andermatt erfasst nicht das gesamte überbaute Gebiet des Dorfes, sondern nur dessen Kernzone, soweit sie im Rahmen dieser Arbeit von Bedeutung ist.

Weggerückt vom zu Versumpfung neigenden Talboden ist Andermatt in einem windgeschützten Winkel am Fusse des Gurschens an jener Stelle entstanden, wo die Unteralpreuss aus einem schluchtartigen Abschnitt in die Ebene hinaustritt, relativ leicht überbrückbar ist, und wo der Oberalppass von der

Gotthardroute abzweigt. Der Gotthardpass ist auch in Andermatt (wie in Hospental) Hauptader des Dorfes.

Die Strasse, welche von Göschenen kommend an der Reussbrücke im rechten Winkel abknickt und zwischen den eng beieinanderstehenden Häusern hindurch Richtung Hospental zieht, brachte seit Jahrhunderten Verkehr und Verdienst ins Dorf. In den letzten Jahren vor der Inbetriebnahme der provisorischen Umfahrungsstrasse (Sommer 1969) vermochte sie allerdings den sommerlichen Lastwagen- und Touristenverkehr in Spitzenzeiten kaum mehr zu bewältigen.

Alt-Andermatt liegt beidseits der Brücke, der grössere Teil des Dorfes dehnt sich südlich der Reuss, im Schutze des Gurschenwaldes bis zur Pfarrkirche hin aus. Der Schutz, den der Bannwald vor Lawinen bietet, darf zwar nicht überschätzt werden, dies zeigten die Erfahrungen manches Lawinenwinters. Dieser Tatsache trägt auch der Dorfgrundriss Rechnung. Die Gebäude stehen bevorzugt mit ihrer Schmalseite zum Hang und bilden Reihen, so dass in der Fallrichtung der Lawinen Gassen und Durchgänge offenbleiben. Dort wo mit dem gelegentlichen Vorstoss der Lawine bis zur Gotthardstrasse gerechnet werden musste (Brunnenzuglauh, Hotelzuglauh) blieben unüberbaute Gartenareale, die erst in neuerer Zeit dank der Verbauungs- und Aufforstungsbemühungen zur Errichtung von Wohnbauten in Frage kamen (167).

Als grösste Siedlung des Tales (1970: 1589 Einwohner) beherbergt Andermatt gewisse zentrale Funktionen wie Arzt, Zahnarzt, Apotheke, Drogerie, Bank, Polizeiposten etc.. Auch das Rathaus, Sitz der Korporation, gibt dem Dorf den Rang als Hauptort des Tales. Als Passantenort und Wintersportplatz hat Andermatt heute in seinen Hotels, Pensionen und in Privatzimmern rund 1000 Betten anzubieten. Dem Fremdenverkehr (zu dem hier auch die häufigen militärischen Kurse gezählt werden können, die auf dem Waffenplatz Andermatt stattfinden) verdanken zahlreiche Geschäfte (Lebens-

mittelgeschäfte, Bijouterien, Souvenirläden, Sportgeschäfte etc.) ihr Auskommen.

All diese Funktionen sind in Gebäuden untergebracht, die an der Gotthardstrasse stehen (von den 27 Hotel- und Gastwirtschaftsbetrieben befindet sich ein einziger nicht an der Gotthardstrasse). Diese ist zur eigentlichen Hotel- und Geschäftsstrasse geworden.

Die wirtschaftliche Entwicklung hat die Landwirtschaft im Dorfbild in den Hintergrund gedrängt. Allerdings winternten auch in Andermatt viele Landwirte ihr Vieh traditionsgemäss ausserhalb des Dorfes, so dass die Wirtschaftsgebäude im Dorf weniger zahlreich waren. Von den noch erhaltenen Stallscheunen dienen nur noch wenige dem ursprünglichen Zweck.

Auffällig häufig sind im Dorfplan Gebäude mit der Bezeichnung "Schuppen, Garage". Bei diesen Lagergebäuden handelt es sich meist um Nebengebäude, Remisen oder ehemalige Pferdestallungen von Hotels oder Geschäften. Teilweise sind es auch Gebäude, die zu einem Baugeschäft gehören, von denen in Andermatt als Zentrum der Gotthardbefestigungen und Strassenverkehrsknotenpunkt mehrere ansässig sind.

Im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklung ergab sich auch eine Umstrukturierung bei den handwerklichen Berufen, die in Andermatt eine alte Tradition besitzen. An der Gotthardstrasse sitzen Automechaniker, Coiffeure, Bäcker, Metzger und ein Schuhmacher; daneben betreiben auch Schlosser, Schreiner, Spengler und Sattler in Andermatt ihr Gewerbe.

Die Ausdehnung des Dorfes über den eng überbauten Raum hinaus erfolgte erst im 20. Jahrhundert. Richtung Talboden entstanden Wohnbauten hauptsächlich für Angehörige des Festungswachtkorps und in neuester Zeit Wohnblöcke mit Eigentumswohnungen. Richtung Oberalp im sogenannten Wilerquartier sind eher Ferienhäuser gebaut worden.

Die mancherlei notwendigen Anpassungen an wirtschaftliche Entwicklungen in einem einheitlichen Dorfbild zu integrieren, ist Andermatt nicht gelungen. Die jahrhunderte langen Kon-

takte nach aussen, die Offenheit für fremde Einflüsse, das eingefleischte Geschäftsdenken, schlagen sich im baulichen Charakter des Dorfes deutlich nieder. Mit erstaunlicher Unbekümmertheit werden auch heute alte Bauten durch neue ersetzt oder umgebaut. Der Zweck kommt dabei meist vor der ästhetischen Wirkung oder gar Rücksichtnahme auf den Dorfcharakter.

A.W. Grube hielt seine diesbezüglichen Eindrücke 1870 wie folgt fest:

"Zu Füßen liegt Andermatt, neben einigen stattlichen Häusern viele hölzerne, dürftige Hütten enthaltend. Die Häuser sind wie verschüchtert zusammengekrochen und zeigen bereits die russige und staubige Nonchalance italienischer Dörfer. Die einzige Hauptstrasse, deren Trottoir das Fahrgeleise ist (168) - ganz so, wie auf Tessiner-Seite - ist auch ziemlich schmutzig - so dass, Alles in Allem genommen, dieser Hauptort der Gotthardroute keineswegs einen idyllischen Eindruck macht" (169).

Der Anblick der bunten Mischung von grossen und kleinsten Gebäuden, Stein- und Holzbauten, Hotel-, Wohn-, Wirtschafts-, Gewerbebauten, Sattel- und Flachdächern, Blech-, Schindel-, Ziegel-, Eternitbedachungen etc. bestätigt den Eindruck der Entfaltung eines ausgeprägten Individualismus, wie er in der Nutzung des Wirtschaftsraums festgestellt werden konnte auch im Bereich der Gestaltung des dörflichen Wohnraums.

Betrachtet man jedoch nur die älteren Wohnbauten, wird es doch möglich, einige einheitliche Merkmale festzustellen, die für die Wohnbauten in ganz Urseren gelten.

Das "traditionelle" Wohnhaus Urserens ist ein hölzerner Blockbau auf steinernem Sockel, meist mit gemauerter Küchenwand oder gemauertem Küchenteil, wie er im ganzen inneralpinen Gebiet zu finden ist. Reine Holzbauten, wie sie für die Nordseite der Alpen bezeichnend sind, trifft man kaum. Das steinerne Erdgeschoss, das meist nur Lagerräume enthält, ist häufig gegenüber der darüber aufgebauten Holzkonstruktion zurückversetzt (in der benachbarten oberen Leventina auch zu beobachten). Zu den Wohngeschossen führt vielfach eine zweiseitige steinerne Freitreppe hinauf.

Solange die grossen winterlichen Schneelasten von den Dächern hinuntergeschaufelt und in den Gassen festgetreten, nicht aber aus dem Dorf hinausgeführt wurden, war das Erdgeschoss kaum als Wohnraum geeignet. Ein flachgeneigtes Satteldach mit Schindeln (160) belegt und mit Steinen beschwert ist wohl die ursprünglich zu diesem Haustyp gehörende Dachform. Sie wurde bei Bauten, die herrschaftlich wirken sollten, wie den Häusern "Babylon", "Höfli", "Suworow", im 18. Jh. durch ein steileres Dach abgelöst. A. Reinle (1966) meint, dieser hochgieblige Typ sei durch die Steildächer der herrschaftlichen steinernen Giebelhäuser der Spätgotik und der deutschen Renaissance angeregt worden "das breitgelagerte Tätschdach empfand man als bauerlich, das stolz die Stirn erhebende Steildach als aristokratisch".

Die besitzmässige Aufteilung der Wohnhäuser geschieht nach zwei Prinzipien, entweder nach Stockwerken, oder dann wird das Gebäude in Firstrichtung halbiert, oft auch durch Teilung quer zur Firstrichtung geviertelt.

Das erste Prinzip ist im benachbarten Wallis gebräuchlich, das zweite (welches durch den oft damit verbundenen unterschiedlichen baulichen Zustand der einzelnen Teile des Gebäudes äusserlich leicht erkennbar ist) kann auch in der oberen Leventina beobachtet werden.

In manchen Fällen ergibt sich durch Kombination der beiden Möglichkeiten eine sehr komplizierte besitzmässige Aufteilung.

Reine Steinbauten kennt als angestammte Bautechnik das mittlere und untere Tessin (vgl. P. Vosseler, 1944). Auch in Urseren treten sie unter den alten Wohnbauten vereinzelt auf. Darin mag sich teilweise das Bedürfnis nach herrschaftlicher Repräsentation ausdrücken (die im 19. Jh. errichteten Hotelbauten sind ausnahmslos Steinbauten), teilweise sind sie vielleicht auch der Nähe des südländischen Vorbildes und auch dem Bedürfnis nach Sicherheit vor Brandgefahr zuzuschreiben. Kaum jedoch sind sie die Folge des in Urseren seit Jahrhunderten aktuellen Mangels an Bauholz.



Abb. 6 Realp, 1540 m/M.. Das Passfusssdörfchen am Furkapass liegt im Schutz des Bannwaldes, beidseits durch Lawinenablenkdämme gesichert. Rechts der Lochbergbach, im Vordergrund die Furkareuss. Auf dem Schuttfächer westlich des Dorfes (im Bild links) ist deutlich eine leichte Terrassierung erkennbar, welche auf früher stärker verbreiteten Ackerbau hinweist. Aufnahme Okt. 71.



Abb. 7 Das Passdorf Hospental, 1452 m/M im Abendlicht, Ende Juli 1970. Am Hang jenseits der Furkareuss hat die Heuernte begonnen. Am oberen Bildrand sind die im 19. Jh. auf Korporationsboden angelegten Terrassen zu erkennen, auf denen Kartoffelanbau betrieben wurde.



Abb. 8 Passdorf und Fremdenort Andermatt, 1436 m/M, um die Jahrhundertwende. Blick Richtung Hospental, Furka. Die Aufnahme wurde in freundlicher Weise von Adelrich Regli, Nosen, Andermatt zur Verfügung gestellt.



Abb. 9 Blick vom Gurschen auf Andermatt. Im Vordergrund der alte Dorfteil im Schutze des Gurschenwaldes, rechts die Schleife der Oberalpstrasse. Rechts oben der Kirchberg, an dessen Fuss die Häusergruppe von Altkirch mit der St. Kolumbanskirche und das Kasernenareal. Oben der Eingang zur Schöllenen mit dem Urnerloch. Aufnahme 1970.

3. Einzelhöfe und Weiler

"Wie die Tradition erzählt und Urkunden beweisen, wohnte die germanische Bevölkerung des Hochtales ursprünglich nicht in Dörfern, sondern zerstreut auf Höfen. Erst als im 13. Jh. der Gotthardpass eröffnet worden, und die Wälder, die vor Lawinen Schutz geboten hatten, immer mehr verschwanden, zogen die Leute zusammen" (Uri, Land und Leute, 1902).

Streusiedlung ist ein hervorstechendes Kennzeichen walsenrischer Siedlungsart. Diese Tatsache ist durch die Untersuchungen von B. Elsasser (1969) neuerdings bestätigt worden (1970), wobei allerdings gezeigt wurde, dass das Wohnen in Einzelhöfen und Weilern nicht eine ethnische Eigenart der Walser darstellte, sondern durch ein hohes Mass an Anpassungsfähigkeit an die Natur des Siedlungsraums (in welchem der Ackerbau nur in seltenen Fällen in grösserem Umfang betrieben werden konnte) zustande gekommen ist:

"Die Walser mit nur geringfügigem Ackerbau brauchten nicht für die Felder die geeignetste Lage auszusparen, hingegen verlangte die Graswirtschaft verhältnismässig grosse Flächen, sodass die Errichtung der Heimstätte auf dem Gute das vorteilhafteste war. Daraus ergab sich ohne weiteres die Streusiedlung als geeignetste Form".

Auch in Urseren galt, wie in den vorangehenden Abschnitten gezeigt wurde, bis heute die Hauptsorge der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Beschaffung ausreichenden Futters für die Tiere. Ackerbau war und blieb auch in der Tätigkeit der Urschener eine nur schwache Komponente. Deshalb mag eine ursprünglich stärker aufgelockerte Besiedlung des Tales, wie sie heute durch die Standorte von Stallscheunen repräsentiert wird, als wahrscheinlich erscheinen. Letztere stehen heute locker gestreut im privat genutzten Kulturland, schliessen sich da und dort auch zu kleinen Gruppen zusammen. Solche Stallgruppen sind es, die als Standorte ehemaliger Wohnsiedlungen hauptsächlich in Betracht gezogen werden und teilweise auch als solche belegt werden können. Einige davon seien im folgenden kurz beschrieben. Die Aufzählung muss jedoch unvollständig bleiben, denn urkundliche Quellen, auf die wir uns hier zu

stützen haben, sind nur spärlich vorhanden. Der eindeutige Nachweis ehemaliger Wohnplätze mit modernen wissenschaftlichen Methoden dürfte in Urseren äusserst schwierig sein. Erfahrungsgemäss werden wüstgelegte Gebäude durch elementare Einwirkungen rasch zum Verschwinden gebracht. Bei der starken Verbreitung der Käshütte (Kap. VII.1.2.) genügt es auch nicht, als Beweis für eine Wohnstätte lediglich eine Feuerstelle nachzuweisen.

Die Auseinandersetzung mit dem vorhandenen Quellenmaterial soll jedoch ermöglichen, eine differenziertere Vorstellung von der historischen Entwicklung der Siedlungslandschaft (Kap.VII.4.) zu entwickeln.

Schmiedigen

Zwei im Zerfall begriffene Stallscheunen am Fusse eines Lawinenhangs sind vom einstigen Wohnplatz Schmiedigen übriggeblieben (Abb.10). Schmiedigen liegt zwischen Hospental und Realp auf der Schattenseite des Tales (gut 2 km von Realp entfernt). Es ist nach I. Müller (1957) eine jener Niederlassungen, die von den Walsern gegründet und mit dem Ortsnamensuffix -ingen (171) versehen wurden (vgl. Kap. IV.1.3.). Der Ort scheint noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bewohnt gewesen zu sein, denn 1448 zinsen dem Abt "Renner und Leri ze Smidigen (vgl. J. Gisler, 1962). In der bereits zitierten Urkunde vom 21. Juni 1467 "von des Waldes wegen ze Schmidigen" (vgl. Kap. III.3.) steht u.a. es solle weder "claus renner noch sin erben noch yeman der ze schmidigen sesshaftig ist" nichts Grünes in dem Wald abhauen, den man schonen sollte, damit die Lawinen "dem guot und den hüsern" nicht schaden könnten. Der hier erwähnte Wald existiert heute nur noch als Flurname oberhalb der beiden Ställe. Wann Schmiedigen als Wohnsiedlung aufgegeben wurde, ist zeitlich nicht zu fassen.

Diepelingen

Als weiterer -ingen -Ort wird auch das am Schattenhang auf dem Schuttfächer am Ausgang des Fürtales (ca. 500 m östlich Realp) gelegene Diepelingen in der Literatur als ehemaliger Wohnplatz angesprochen. 1445 erscheint es unter dem Namen "Diepoldingen" (vgl. J. Gisler, 1962). Es umfasst heute 3 Stallscheunen, alle unbenützt und teilweise zerfallen. Eine Ablenkmauer und Lawinenkeile aus Lesesteinen garantieren einen bescheidenen Schutz vor der erfahrungsgemäss selten niedergehenden "Fyrtallau" (Abb. 11).

Steinbergen

Steinbergen, ca. 1 km östlich Realp, sitzt am Fusse des Sonnenhanges am Rand des Schuttfächers am Ausgang des Brunnen-
tales. Es erscheint in den spätmittelalterlichen Abtzins- und Steuerrödeln (vgl. J. Gisler, 1962) auch unter dem Namen "Steinmergen" (1448 zinst ein "Heini Regli ze Steinmergen"). Die von J. Gisler publizierten Zinsrödel von 1448 und 1457 gliedern die Zinspflichtigen bereits in solche "ze Realp", solche aus "Ospental", aus "Andermatt" und solche "ze Kilchen" (Altkirch), im Steuerrodel von 1476 erscheint auch noch die Ueberschrift "Zumdorf". Unter diesen Titeln sind die Zinspflichtigen meist ohne nähere Ortsangabe mit ihren Namen aufgeführt. Bezeichnungen wie "Heini Regli ze Steinmergen" oder "Renner und Leri ze Smidigen" welche sich auf den Wohnsitz der Zinspflichtigen beziehen, treten nur selten auf (172). Die zinspflichtigen Parzellen hingegen sind durchwegs mit Flurnamen versehen und zu lokalisieren, sie reichten von der Schweig im Witenwasserental bis Rufenen im Oberalptal, lagen also im ganzen Raum, der heute dem privat genutzten Kulturland entspricht. Die Bewohner Urserens waren also Mitte des 15. Jahrhunderts den fünf dörflichen Siedlungen Realp, Zumdorf, Hospental, Andermatt und Altkirch zugeordnet, und es dürfte damals ausser diesen Dörfchen nur noch wenige dauernd bewohnte Plätze gegeben haben. In diesem Licht betrachtet wird es wahrscheinlich, dass die im Hexenprozess

Abb. 10 Diepelingen



Abb. 11 Schmiedigen



von 1459 verurteilte "Kattryna Simon ze Steinbergen" (vgl. A. Müller, 1849) ein Sonderdasein, abseits des Dorfes geführt hat.

Heute besteht Steinbergen aus 9 Stallscheunen (teilweise mit Käshüttenanbau) von denen einige noch in Gebrauch sind. Normalerweise gehen die Lawinen westlich (Brunnental-Lau) und östlich (Stadelti-Lau) des Stalldörfchens nieder, trotzdem ist dieses bergseits durch Keile aus Lesesteinen gesichert (Abb. 12).

Zumdorf

Ca. 2,5 km südwestlich von Hospental, am Schattenhang des Haupttales, auf dem Schuttfächer am Ausgang des Chäsertales, liegt Zumdorf. K.F. Lusser (1834) schildert es wie folgt:

"Das kleinste Dörfchen im Kanton Uri aus 4-5 Häusern und einer Kapelle bestehend. Zwischen Hospenthal und Realp in ziemlich unsicherer Gegend. Ein Kaplan hält da den wenigen, im Winter oft so einsamen Bewohnern Gottesdienst und den Kindern Schule".

Nach A.O. Lusser (1946) zählte Zumdorf 1799 noch 9 Haushaltungen mit 48 Personen. Das in der Literatur immer wieder als Walsergründung angesprochene Dörfchen (vgl. A. Kocher, 1971) erlitt 1850 schweren Lawinenschaden. Doch scheint nicht die Lawinenbedrohung für die Aufgabe Zumdorfs als Dauersiedlung ausschlaggebend gewesen zu sein. Noch 1878 wurde ein neuer Kaplan gewählt. 1881 jedoch wurde Zumdorf das seit 1850 eine der vier selbständigen Dorfschaften innerhalb der politischen Gemeinde Urseren dargestellt hatte, "zufolge Auswanderung fast aller Bewohner" (vgl. C.F. Müller, 1966) mit Hospental vereinigt. Der Bevölkerungsschwund in Hospental infolge des Baus der Gotthardbahn führte dazu, dass bald einmal niemand mehr in Zumdorf überwinterte. Heute besteht das Dörfchen aus 4 teilweise noch benützten Stallscheunen (davon eine mit Käshüttenanbau), dem ehemaligen Kaplaneihäuschen (Ferienhaus), einem unbewohnten Mehrfamilienhaus (173) und der 1971 restaurierten St. Niklauskapelle (Abb.13).

Abb. 12 Steinbergen



Abb. 13 Zumdorf



Abb. 14 Tenndlen



Tenndlen

Tenndlen besteht heute aus einer lockeren Gruppe von Stall-scheunen, welche ca. 1 km nördlich von Hospental, jenseits der Reuss, kaum lawinengefährdet am Rande des Talbodens von Andermatt liegen (Abb.14). I. Meyer (1938) meint, Tenndlen, das im Spätmittelalter auch als "Tenlon" belegt ist, sei ehemals "eine der ersten und grössten Ortschaften im Urserental" gewesen. Er belegt seine Ansicht u.a. hauptsächlich mit dem Hinweis auf die Lage von Tenndlen am Ausgangspunkt des Fusswegs über den Bätzberg (heute Viehtriebweg) dem er relativ grosse Bedeutung als Verbindung nach Norden vor der Oeffnung der Schöllenen beimisst (174). Er schreibt:

"zweifelsohne hatten die Anwohner an diesem Verkehrsweg durch den Unterhalt und die Verbeiständigung bei der Ueberquerung dieses schwierigen Passes eine gute Verdienstquelle gefunden".

Urkunden, welche diese Ansicht belegen würden, fehlen. Nach der Ueberlieferung soll daselbst im 18. Jh. ein Friedhof ausgegraben worden sein, die Flur heisst im Volksmund "auf den Mauern", das dortige Bächlein "Dorfbach". Der exakte Nachweis eines grösseren Dorfes "Tenlon" am Bätzfuss ist jedoch bis jetzt nicht möglich. Immerhin scheinen nach den spätmittelalterlichen Abtzins- und Steuerrödeln im 15. Jh. zwei Steuerpflichtige in Tenndlen gewohnt zu haben: 1445 zinste ein Jenni Krieg "ab der hoffstat, da dz hus (Wohnhaus?) in staut, dz Heinis in der Schluecht was ze Tenlon", ebenso war ein "Jaenni Marstein von Tenlon" zinspflichtig (vgl. J. Gisler, 1962).

4. Historische Entwicklung der Siedlungslandschaft

Die Beispiele ehemaliger Wohnplätze ausserhalb der heutigen Dorfsiedlungen sind in Urseren nicht zahlreich. Im Ueberblick betrachtet fällt auf, dass alle diese Siedlungsplätze

(mit Ausnahme von Tenndlen) zwischen Hospental und Realp, also im hinteren, stärker lawinengefährdeten Teil des Tales liegen. Sie sitzen ausnahmslos randlich auf Schuttfächern am Ausgang der kleinen Seitentäler, wo relativ leicht Wasser zugeführt werden konnte und wo eine bescheidene Geländedeckung vor Lawinen bestand.

Auf dem heutigen Gemeindegebiet von Andermatt existieren praktisch keine Hinweise auf ehemalige Einzelhöfe oder Weiler ausserhalb der Dorfsiedlung. B. Elsasser (1969) hat in ihrer Arbeit erneut auf die Bedeutung des Passverkehrs als beschleunigender, wenn nicht auslösender Faktor für die Wüstlegung der Dauersiedlungen ausserhalb der Dörfer hingewiesen. Die Passsäumer waren, besonders im Winter bei Schnee, darauf angewiesen, möglichst nahe am gebahnten Saumweg zu wohnen. In Urseren liegen zwischen der Einwanderung der Walser und der Eröffnung der Schöllenen nur wenige Jahrzehnte (vgl. Kap. IV.). Deshalb dürften sich die von den Walsern gegründete Siedlung Andermatt und das bereits bestehende romanische Hospental rasch zu Dörfern entwickelt haben, in denen sich vom Passverkehr angezogene Einwanderer vorzugsweise niederliessen.

Eine ausgeprägte Streusiedlung, wie sie sich aus der besonderen Rechtsstellung im Mittelalter (freie Erbleihe, vgl. P. Zinsli, 1969) und der Höhenlage wegen (Graswirtschaft) ohne Passverkehr vielleicht ausgebildet hätte, konnte daher im vorderen Teil des Tales kaum zustande kommen. Die Einzelhof- und Weilersiedlungen im hinteren Teil des Tales scheinen (mit Ausnahme von Zumdorf) schon im 15. Jh. stark vom Verdichtungsprozess erfasst worden zu sein, welcher schliesslich zur Beschränkung der Wohnstätten auf die drei Dorfsiedlungen führte (175). Dass dabei nicht nur die Lawinengefahr ausschlaggebend war, zeigt das Beispiel Zumdorf, wo die Bevölkerung trotz Lawinenkatastrophen ausharrte, bis entscheidende wirtschaftliche Veränderungen (Zusammenbruch des Passverkehrs, Auswanderung, Freiwerden von Wohnhäusern in Hospental, Aufschwung der Hotellerie) eintraten.

Andererseits hat ein Ansiedlungsversuch, welcher in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts für einige Jahre zur ganzjährigen Wohnsitznahme einer Familie auf dem Rossboden ob Andermatt (1943 m/M.) führte, gezeigt, dass die Härte des Urschner Winters im isolierten Einzelhof auch heute noch kaum zu überstehen ist. Der von der Natur her gegebene Zwang zum Zusammenrücken der Siedler dürfte in Urseren von Anfang an bestanden haben. Dass er sich mit der wohl schon frühzeitig eingetretenen Entwaldung (vgl. Kap. III.3.) und der damit verbundenen Zunahme der Lawinenaktivität verstärkte, kann allerdings nicht von der Hand gewiesen werden.

Während sich somit aus verschiedenen Gründen schliesslich eine Konzentration der Wohnstätten in den drei Dorfsiedlungen ergab, blieben die Wirtschaftsgebäude (Stallscheunen) wohl hauptsächlich aus verkehrstechnischen und betriebswirtschaftlichen Gründen über das Areal gestreut.

Das Zusammenrücken zu dörflichen Gemeinschaften hatte auf die Betriebsform keine Wirkung. Die Nutzung des Wirtschaftsareals erfolgte weiterhin auf der Basis eines stark ausgeprägten Individualismus. Zeuge dafür sind die Käshüttenanbauten an den Stallscheunen (individuelle Milchverarbeitung bis ins 20. Jahrhundert) und die heute noch existierende Einzelalpfung des Viehs.

Die besondere historische Situation Urserens als "Schmelztiegel" verschiedenster durch Einwanderer hereingebrachter Gestaltungsprinzipien und seine Lage am Gotthardpass, welcher praktisch vom Anfang der kulturlandschaftlichen Entwicklung an neben der Landwirtschaft auch andere Erwerbsmöglichkeiten anbot, lassen verständlich werden, dass eine sinnvolle Nutzung des Wirtschaftsraumes nur dadurch möglich wurde, dass dem Einzelnen ein grosses Mass an Gestaltungsfreiheit eingeräumt wurde.

VIII Gesamtschau der traditionellen Kulturlandschaft

Die grundlegende Fragestellung dieser Arbeit zielt auf die Untersuchung der naturgeographischen und anthropogenen Faktoren hin, welche die gegenwärtig fassbare Kulturlandschaft Urserens geprägt haben. Dabei stehen vor allem jene kulturlandschaftlichen Strukturen im Vordergrund, welche durch auf Erfahrung beruhende Anpassung des Einzelnen und der Gemeinschaft an die natürlichen Gegebenheiten entstanden sind oder die gemäss alter Gewohnheit aus der Vergangenheit übernommen worden sind und damit als traditionell gelten können.

In den vorangegangenen Abschnitten wurden deshalb zuerst die naturgeographischen Gegebenheiten analysiert. Hierauf wurde den historischen Voraussetzungen und den organisatorischen Grundlagen nachgegangen, soweit sie für die Ausprägung der Kulturlandschaft relevant sind. Das Hauptgewicht lag jedoch auf der analytischen Betrachtung der Nutzung des Wirtschaftsraums und der Siedlungslandschaft als wichtigsten Teilaspekten der traditionellen Kulturlandschaft.

Aus dem vorliegenden Material soll in der Folge in synthetischer Betrachtung der Kulturlandschaft versucht werden, die landschaftsprägenden Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch zusammenfassend darzulegen.

Die Beschäftigung mit der traditionellen Kulturlandschaft Urserens hat einerseits gezeigt, dass bei deren Ausgestaltung den naturgeographischen Gegebenheiten eine sehr grosse Bedeutung zukommt und dass anthropogenen Gestaltungsprinzipien, welche durch die Einwanderer bei der Besiedlung des Tales hereingetragen wurden, nur ein schmaler Spielraum offen stand.

Andererseits wurde deutlich, wie wesentlich der Einfluss war, den die Lage des Untersuchungsgebietes an der internationalen Handelsroute des Gotthardpasses im Bereich der Anthroposphäre ausübte, dies umso mehr, als er sich praktisch vom Beginn der kulturlandschaftlichen Entwicklung an auswirken konnte. Die Oeffnung des Tales nach aussen durch die Verkehrserschliessung machte Urseren zu einem "Schmelztiegel" verschiedenster anthropogener Elemente und hatte namentlich für die wirtschaftliche Entwicklung des Tales entscheidende Konsequenzen. Sie brachte nicht nur zusätzliche nichtagrarische Verdienstmöglichkeiten, sie führte durch das Wegfallen des Selbstversorgungszwangs auch zur Exportorientierung der Landwirtschaft.

Der Klimacharakter begünstigt im Urserental die Graswirtschaft. Dem Mehrzweckbauerntum mit Viehwirtschaft und Ackerbau ist kein Erfolg garantiert. Das Streben nach Autarkie war denn auch kaum je Leitmotiv für die Ausgestaltung der Landschaft. Viel mehr zeigte sich im Verhalten der Urschener gegenüber ihrem Wirtschaftsraum bis in die jüngste Zeit hinein eine tief eingewurzelte Hirtenmentalität. Diese mag für die frühzeitig erfolgte Entwaldung des Tales massgebend mitverantwortlich sein. Sie zeigte sich Ende des 19. Jhs. im Widerstreben der Talbewohner gegen die Aufforstung von Weidegebiet oder bis in die heutigen Tage in der Bewahrung der herbstlichen Gemeinatzung. Die Sorge um die Weide wird auch als Begründung dafür angeführt, dass trotz drückender Holzarmut die verbreiteten Torflager bis ins letzte Jahrhundert hinein unangetastet blieben. Viehhaltung und Milchwirtschaft bildeten trotz der Beschäftigung im Handel und Verkehr im Gastgewerbe oder in neuerer Zeit im Festungswachtkorps stets die Grundlage des Einkommens.

Die Landnutzung basiert auf der besitzmässigen Zweiteilung des Wirtschaftsraums in ein relativ kleines Areal von privat genutztem Kulturland und ausgedehnte Allmend- und Alpareale, die im Besitz der Korporation (Gemeinschaft aller Bürger des Tales) stehen. Das Privatland erstreckt sich im wesentlichen über die Talsohle und die unteren Hänge des Haupttales. Es dient hauptsächlich zur Beschaffung des notwendigen Dörrfutters für die

lange winterliche Stallfütterungsperiode. Ueber die Nutzung des korporativen Weidelandes stellt die Korporation verbindliche Richtlinien auf und wacht über deren Beachtung. Auffällig ist, dass diese dem Einzelnen ein Maximum an gestalterischer Freiheit gewähren; sie gestatten individuelle Nutzung (Einzelalpung) oder den Zusammenschluss der Nutzungsberechtigten zu Genossenschaften (genossenschaftliche Alpung). Eine Stuhlung der Alpgebiete ihrer Ertragsfähigkeit gemäss war nie bekannt, die Bestossung geschieht nach alter Gewohnheit, entsprechend dem freien Ermessen der Genossen.

Diese Grosszügigkeit der Verordnungen erklärt sich wohl einerseits aus der Tatsache, dass im Vergleich zum relativ kleinen Gebiet, das sich zur Nutzung als privates Kulturland eignet, ein grosses Areal von Korporationsboden als Weideareal zur Verfügung steht. Sie stellte aber vielleicht auch die einzig mögliche Garantie dar für ein friedliches Nebeneinander der unterschiedlichen ethnischen Elemente, aus denen die Urschner Eigenart hervorgegangen ist und der verschiedenen Zielvorstellungen in der Wirtschaftsweise der Bewohner, die sich, wie erwähnt, nie allein auf Land- und Alpwirtschaft beschränkte.

Eine gewisse Regelung der Beweidung wird durch die Aufteilung des Korporationsbodens in einzelne Nutzungszonen erreicht, deren Abgrenzung und Zweckbestimmung, wie gezeigt werden konnte, im wesentlichen durch die natürlichen Gegebenheiten, hauptsächlich Hangneigung und Exposition, bedingt ist. Durch die genaue Definition der sog. "Ziele" wurde erreicht, dass auch ungünstiger gelegene Weidegebiete genutzt wurden.

Eine grosse Bedeutung hatte in der traditionellen Nutzung des Wirtschaftsraumes die Wildheugewinnung, denn im privat genutzten Kulturland stand nur eine schmale Dörrfutterbasis zur Ueberbrückung der langen Stallfütterungsperiode zur Verfügung. Zudem machten die hohen Heupreise, welche am Gotthardpass bis zum Ende der Kutschenzeit bezahlt wurden, den Verkauf von Heu zum lohnenden Geschäft. Durch strenge Vorschriften musste deshalb das Heurecht zu Gunsten der Weide eingeschränkt werden.

Im ganzen gesehen hat sich bei der Ausgestaltung der Kulturlandschaft des Urserentales eine menschliche Grundhaltung, die aus der Lage des Tales im Grenzbereich der Oekumene und aus der besonderen historischen Entwicklung verständlich wird, als ausserordentlich wirksam erwiesen: Das Hauptaugenmerk ist darauf ausgerichtet, aus dem Wirtschaftsareal einen möglichst grossen, direkten individuellen Nutzen zu ziehen, und für dessen gerechte Verteilung unter die Nutzungsberechtigten besorgt zu sein, wobei eine differenzierte Abstufung beachtet wird. Bevorzugt wird der Arme gegenüber dem Reichen, der Bürger gegenüber dem Beisassen, der länger Niedergelassene gegenüber dem Neuzugezogenen, der Landwirt, der sein Vieh selbst durchwintert gegenüber dem Viehhändler. Das Interesse an Massnahmen, die der Erhaltung des Lebensraums oder langfristig gesehen der Steigerung des Ertrages dienen, sind, vielleicht auch im Bewusstsein des unsicheren Erfolges, kaum vorhanden.

Auch die Analyse der in enger Beziehung zur Tätigkeit des wirtschaftenden Menschen stehenden Gebäude- und Siedlungsformen vermag im Bereich der traditionellen Kulturlandschaft einige wesentliche Beziehungen im Wirkungsgefüge naturgeographischer und anthropogener Faktoren aufzuzeigen.

Die an das privat genutzte Kulturland gebundenen Stallscheunen sind einerseits Ausdruck einer einheitlichen, durch Anpassung an die Naturgegebenheiten entstandenen Betriebsform (reine Graswirtschaft) anderseits auch einer weitgehend gleichartigen, dezentralisierten Betriebsweise, zu welcher die wiederholte Dislokation des Viehs während der Stallfütterungsperiode gehört. Anzahl, Verteilung und Grösse der Stallscheunen richten sich hauptsächlich nach der Fläche (Parzellierungsgrad), der Produktivität und der räumlichen Verteilung des privaten Graslandes. Bei der Wahl des Standortes spielen jedoch Erfahrung, Ueberlieferung, die entscheidende Rolle, denn neben dem Vorhandensein von Wasser zu Tränkezwecken ist dabei vor allem die Gefährdung durch Lawinen ausschlaggebend.

Auch im Urserental konnte aber ein aktiver Kampf gegen die Naturgewalten erst mit der Verbesserung der technischen und vor allem der finanziellen Möglichkeiten (Bundessubventionen)

einsetzen. Deshalb ist das Tradieren von Erfahrung als erhaltendes Moment in der kulturlandschaftlichen Entwicklung durchaus positiv zu werten. Die Bedeutung der Stallscheunen als temporäre sekundäre Betriebszentren wird in vielen Fällen unterstrichen durch einen Käshüttenanbau. Die seit Jahrzehnten funktionslos gewordenen Käshütten dienten der privaten Milchverarbeitung ausserhalb der Alpsaison und scheinen eine Sonderentwicklung des Urserentales darzustellen. Sie belegen die betonte Individualität des einzelnen Betriebes in der traditionellen Landwirtschaft. Der Nachweis einer früher stärker verbreiteten Einzelalpung, wie er durch die Analyse der Alpsiedlungen erbracht wird, unterstreicht diese individualistische Gesinnung der Talbewohner, welche, wie bereits angetönt, mit der wirtschaftsgeschichtlich bedingten Vielfalt der Interessen zusammenhängen mag.

Die traditionelle Alpwirtschaft ist seit jeher mit einem Minimum an Gebäulichkeiten betrieben worden. Schuld daran sind nicht nur die häufige Stafelwechsel erfordernde Topographie und die relativ kurze Alpzeit, sondern zweifellos auch die drückende Holzarmut des Tales, für welche die dominierende Einzelsennerei mitverantwortlich sein dürfte.

Noch heute sind die Wirtschaftsgebäude im ganzen Tal fast ausschliesslich Steinbauten. Das aus Uri eingeführte Holz ist im traditionellen Urseren als teurer Baustoff den Wohnbauten vorbehalten geblieben. Die durch die Verwendung des naturnahen Baumaterials hervorgerufene Einheitlichkeit wird noch erhöht durch die Tatsache, dass bis in die neueste Zeit hinein von den überlieferten Konstruktionsprinzipien, wie sie in der vorliegenden Arbeit an Beispielen gezeigt wurden, kaum abgewichen worden ist.

Ueberblickt man die historische Entwicklung der Siedlungslandschaft, können zwei zeitlich getrennte Verdünnungs- und Konzentrationsprozesse festgestellt werden.

Der erste dieser Prozesse erfasste die Wohnsiedlungen und führte von der Streubesiedlung, wie sie auf Grund der Höhenlage des

Tales (grosse Areale von Grünflächen erfordernde Graswirtschaft), auf Grund der besonderen Rechtsstellung des Tales im Mittelalter (freie Erbleihe) und auf Grund urkundlicher Belege anzunehmen ist, zur Beschränkung auf Dorfsiedlungen. Dass bei diesem Prozess, der schon im 15. Jh. sehr weit gediehen war, die mit der frühzeitig eingetretenen Entwaldung verbundene Lawinenaktivität mitbeteiligt war, und dass sich angesichts des ausserordentlich strengen Winters ein Zusammenrücken der Menschen relativ leicht ergab, kann nicht von der Hand gewiesen werden. Ohne Zweifel muss aber auch im Urserental die Zunahme des Passverkehrs als beschleunigender, wenn nicht auslösender Faktor bei der Wüstlegung der Dauersiedlungen ausserhalb der Dörfer betrachtet werden. Bedeutsam mag dabei der Umstand sein, dass zwischen der Germanisierung des Tales durch einwandernde Walser (Ende des 12. Jhs.), d.h. zwischen dem Beginn der eigentlichen Urbarisierung und Kultivierung des Tales, und der Erschliessung des Gotthardweges nur wenige Jahrzehnte liegen, so dass die Streusiedlung mindestens im vorderen Teil des Tales kaum je sehr ausgeprägt gewesen sein dürfte.

Während sich somit aus verschiedenen Gründen schliesslich eine Konzentration der Wohnstätten in den drei Dorfsiedlungen Réalp, Hospental und Andermatt ergab, blieben die Wirtschaftsgebäude (Stallscheunen) aus verkehrstechnischen und betriebswirtschaftlichen Gründen über das Areal gestreut.

Unbenützte und zerfallende Wirtschaftsgebäude, selbst in Dorfnähe, zeugen vom modernen Strukturwandel, dem die Kulturlandschaft unterliegt, den zu untersuchen aber nicht Aufgabe dieser Arbeit gewesen ist. Dieser wiederum mit der Aenderung der wirtschaftlichen Situation verbundene Wandel hat schon vor Jahrzehnten auf den entlegensten Alpen eingesetzt und inzwischen auch das privat genutzte Kulturland erfasst. Er ist nicht nur durch Extensivierung oder Aufgabe der Bewirtschaftung gekennzeichnet, sondern auch durch die Aufgabe der traditionellen Betriebsweise (Entwicklung zum Nebenerwerbsbauerntum mit weitgehender Mechanisierung). Für die Siedlungslandschaft bedeutet dies einen weiteren Substanzverlust.

Die Beschäftigung mit der traditionellen Kulturlandschaft des Urserentales zeigt, dass in diesem wohl eindeutig begrenzten, jedoch allseitig der Zuwanderung offenstehenden Raum ein Menschen-schlag aktiv ist, welcher einheitlich hervortretende Charakter-merkmale trägt. Die Bewohner Urserens sind Individualisten, Ge-nossenschaften (z.B. Alpgenossenschaften) sind mehr Interessen-organisationen als Gebilde innerer Gemeinsamkeit. Die Urschener haben frühzeitig die Selbstversorgung aufgegeben und sich dem überlokalen Handel und der Geldwirtschaft aufgeschlossen. Ihr entscheidender Beitrag zur Verkehrserschliessung des Tales und ihr Einsatz zur Aufrechterhaltung des Verkehrs müssen besonders hervorgehoben werden. Lange Zeit unbestritten geblieben ist ihre hirtenbäuerliche Tüchtigkeit, ihr guter Ruf als Käseproduzenten. Bekannt sind auch die rechnerische Nüchternheit, die geistige Wendigkeit und Redegewandtheit, die Anpassungsfähigkeit und Aufgeschlossenheit gegenüber fremder Art, oder der leidenschaftliche Zug zur persönlichen oder gemeinschaftlichen Freiheit. Wenn auch nicht eine ausgesprochen tiefe Religiosität als typisch angeführt werden kann, so ist doch die Ehrfurcht vor allem Geweihten und Gesegneten bemerkenswert.

All diese Merkmale könnten nach P. Zinsli (1969) als "typisch walserisch" gelten.

Wohl haben die Walser den entscheidenden Anstoss zur kultur-landschaftlichen Entwicklung Urserens gegeben. Symptomatisch für ihren grossen Einfluss mag vielleicht sein, dass noch 1643 die beiden Hauptpatrone der Diözese Chur, St. Luzius und St. Florian in Urseren ohne Kult waren, während der Patron der Nachbardiözese Sitten, St. Theodul, verehrt wurde und auch die Verehrung des hl. Mauritius geblieben war. Der bei den Walsern ebenfalls sehr beliebte hl. Nikolaus ist noch heute Patron der Kapelle Zundorf.

Die heutige Bevölkerung des Urserentales muss aber blutmässig als eine Mischung romanischer Rätier, welscher Livinentaler und neben deutschen Einwanderern aus dem oberen Rhonetal auch solchen aus dem unteren Reusstal betrachtet werden. Deshalb dürfte es kaum sinnvoll sein, in der heutigen Kulturlandschaft,

die ja das Resultat einer jahrhundertelangen Entwicklung darstellt, die Wirksamkeit einer dieser Volksgruppen besonders ausgeprägt finden zu wollen. Man darf nicht unbeachtet lassen, dass die neuere Forschung immer deutlicher zeigt, dass im alpinen Raum weder Brauchtum noch Sachgüter einer Volksgruppe allein zuzuschreiben sind. Mit Bezug auf das eigentliche Walsererbgut, die Walsermundart, lautet das Urteil des Sprachforschers: "Die heutige Mundart von Urseren zeigt allerdings nur noch geringe Anklänge an die einstige Sprache der Walliser, da sie seit Eröffnung des Gotthardweges und nach dem darauffolgenden Einbezug der Landschaft in den Urner Passstaat, dem Einfluss der von Norden eindringenden und durch den Fernverkehr ihrerseits im Laut- und Formcharakter umgestalteten Sprache des ernerischen Haupttales erlag" (P. Zinsli, 1969, S. 28; vgl. auch W. Clauss, 1969).

Uebereinstimmungen in der alpinen Kulturlandschaft sind sehr oft in der Gleichartigkeit des alpinen Daseins begründet und beruhen in hohem Mass auf der Anpassungsfähigkeit der Bewohner an ihre Umwelt. Dass dabei das Tradieren von Erfahrungen eine wesentliche Rolle spielt, darf nicht unbeachtet bleiben und sollte ergänzend Bestandteil des Inhaltes des von F. Bachmann (1970) definierten Begriffs "traditionelle Kulturlandschaft" werden.

IX Anmerkungen

1) Das Angebot an Bausteinen und anderen brauchbaren Materialien ist vielfältig. Für Bedachungszwecke z.B. stehen Schiefer- und Gneisplatten zur Verfügung. Die in die Biotitparagneise im nördlichen Teil des Gotthardmassivs eingestreuten Serpentinlinsen werden seit längerer Zeit ausgebeutet, z.B. westlich des St. Annabaches auf ca. 1830 m im Gigenstafel oder im Steinbruch "Chämleten" ca. 200 m ob Hospental. In den Stuben älterer Urschner Häuser steht noch da und dort ein Giltsteinofen. Von einiger wirtschaftlicher Bedeutung ist ferner seit alters her die Suche nach Mineralien. Der Flurname Leimgruben sonnhalb hinter Hospental deutet auf mögliche Ausbeutung von Lehm hin (tonige Phyllite der Ursenerzone). In verstärkter Masse werden in jüngster Zeit Kiesvorkommen in Schuttfächern (Zumdorf) und Alluvialböden (Gamsboden) abgebaut.

2) Bohrungen anlässlich der Projektierung der Urserenkraftwerke im Jahre 1943 haben eine erstaunliche glaziale Uebertiefung der Felsmulde zwischen Hospental, Andermatt und dem Schölleneneneingang aufgedeckt. Die durchgehende Felssohle wurde am Schluchteingang auf Kote 1415, also nur 10 m unter der Oberfläche der Alluvionen festgestellt, bei Andermatt hingegen auf Kote 1163, d.h. in nur 41 m Vertikaldistanz über dem Gotthardtunnel. Die Füllung der Felsmulde besteht in der Hauptsache aus Schlammsand, der auf wenig mächtiger Grundmoräne liegt, seitwärts von Gehängeschutt abgelöst wird und überdeckt ist von Bachschutt (vgl. P. Meyer, 1945).

3) Die Urschner Poetin Marie Meyer-Bollschweiler (1872-1957) erwähnt in ihrem Gedicht "Der Heibet" vier Winde, welche zur Zeit der Heuernte Regen und Kälte bringen können, nämlich "der Fehn" (Föhn), "der Twärr" (Westwind), "der Chloserli" (Ostwind) und "d Bisä" (Bise).

4) Hinweise auf die Rauheit des Hochtales von Urseren sind in der Literatur recht zahlreich. Schon im ersten Dokument, welches den Namen "Ursaria" erwähnt, in der "Passio S. Placidi", ca. 1200, kommt dies zum Ausdruck (I. Müller, 1952). Der unbekannte Verfasser, ein Benediktiner aus Disentis, lobt den "locus amoenus Desertinae", nennt Disentis eine "monastische Gegend" und stellt ihr die "asperitas Ursariae" in bewusstem Gegensatz gegenüber. - Als am 8. Juni 1484 die kirchlichen Angelegenheiten des Tales neu geregelt wurden, bedauerte man, dass im kalten, isolierten

Urseren selten ein Pfarrer dauernd bleibe, da er "nit gern an sölch wild Stette" komme und längere Jahre aushalte (I. Müller, 1965/66).

5) H. R. Schinz schreibt z.B. in seinem Reisebericht (1806):
" .. ein schneeähnlicher Reif lag auf den Matten, während wir das Tal durchzogen, aber schon in Hospital verlor sich die Kälte". Man vergleiche besonders die Januartemperaturen von Andermatt und St. Gotthard (Tab.1), ferner M. Schüepp, 1961.

6) Die graphische Darstellung der mittleren Temperaturen und der mittleren Niederschläge bevorzugt auf Anraten von Dr. G. Gensler (SMZA) bewusst die Periode von 1901-40 gegenüber jener von 1931-60, da sie den Verhältnissen seit etwa 1960 besser entspricht, brachten doch die warmen Kriegs- und Nachkriegssommer für die Vegetation eindeutig "zu gute" Sommer.

7) Die Grenze, wo Süd- und Nordeinflüsse sich die Waage halten, d.h. wo das mittelländische absolute Sommermaximum der Niederschläge gleichgross ist, wie das norditalienische Herbstmaximum, ist nach E. Ambühl (1935) etwa auf der Linie Handegg-Wassen anzusetzen, also eindeutig auf der Alpennordseite.

8) F. Mohnheim (1954) weist darauf hin, dass die Vegetationsperiode der Kulturpflanzen, d.h. die Zeit zwischen Aussaat und Ernte, infolge der Verlangsamung der Lebensprozesse bei sinkenden Temperaturen mit zunehmender Höhe eine Verlängerung erfährt (z.B. bei Gerste um 3 Tage pro 100 m Höhenzunahme).
- K. Huber (1944) stellt im übrigen fest, dass im Bereiche der Voralpen und Alpen bei mehr als 120 bis 130 cm Niederschlag der Getreidebau selten ist. Die Höhe der Niederschläge (Andermatt 148 cm/J.), hauptsächlich der Sommerniederschläge, ist wohl mehr insofern entscheidend, als sie die Graswirtschaft begünstigt.

9) M. Oechslin (1952) schreibt: "Auch haben die Beobachtungen ergeben, seit 1923, dass wir eine merkliche Schneefallverschiebung in den Spätwinter besitzen. Fröhschneefälle sind immer geringer, wogegen die Februar-, April-, ja selbst die Mai-Schneefälle eine auffallende Zunahme erlitten haben. Diese werden für die Aufforstungen in einem Hochtal geradezu zum Verhängnis, denn die Fröhjahrsschneefälle bringen nassen, schweren Schnee, der die noch nicht gestärkten Pflanzen zu Boden drückt, durch das starke Schneekriechen sogar aus dem Boden reisst und zerstört."

10) Diese Ansicht hat namentlich Alt-Forstmeister M. Oechslin mir gegenüber im Gespräch vertreten (vgl. auch dessen Abhandlung 1927). Interessant sind in diesem Zusammenhang die Resultate der Forschungsarbeit von R. Kuoch/R. Amiet (1970) auf Stillberg (Dischmatal, Kt. Graubünden), welche erneut gezeigt hat, dass der flugfähige Samen von Lärche und Fichte sozusagen nicht nach oben verfrachtet wird, so dass die Samenarmut ein massgeblicher Grund dafür sein dürfte, weshalb der Wald zur Rückeroberung verlassenen Terrains hunderte von Jahren benötigt.

11) M. Oechslin (1927) stellt fest, dass die Alpenerle in Urseren bedeutend höher steigt als 1920 m/M. (kantonaler Durchschnitt), "wohl nicht zuletzt aus dem Grunde, dass sie während Jahrhunderten besondere Beachtung und Pflege erhielt, da sie dem Walde des Unterlandes gleichzustellen ist".

12) Auf die Definitionsschwierigkeiten beim Begriff "klimatisch mögliche Waldgrenze" soll hier nicht näher eingetreten werden. Unter natürlichen Bedingungen ist der Wald jedenfalls nach oben nicht scharf begrenzt, sondern lichtet sich allmählich. R. Kuoch (1970) schreibt im übrigen, es sei heute wohl allgemein bekannt, "dass nicht einzelne Standortskriterien, besonders Klimafaktoren, den natürlichen Verlauf der Waldgrenze bestimmen, sondern das gesamte Standortsklima; somit dürfte es heute angezeigt sein, das Waldgrenzenproblem im Zusammenhang mit der Biochore oder mit den einzelnen Lebensgemeinschaften und ihrem Milieu zu sehen".

13) Während H. Brockmann-Jerosch (1919) für den Begriff Baum eine Mindesthöhe von 5 m verlangt, genügen bei M. Oechslin 4 m. Für niedrigere Exemplare bevorzugt Brockmann den Begriff Zwerg gegenüber dem Begriff Krüppel. Nach R. Kuoch (1970) wird die Frage nach der Baumdefinition immer noch diskutiert, wobei nicht entschieden ist, ob der Begriff Baum nicht eher mit waldbaulichen Kriterien zu definieren sei, statt mit der Mindesthöhe von 6,4,2 oder 1 m bzw. mit der durchschnittlichen Schneedeckenhöhe als Mindestmass.

14) Die Waldgrenze liegt mit ca. 2000 m/M in Urseren für zentral-alpine Verhältnisse relativ tief. W. Nägeli (1969) weist darauf hin, dass die Depression der Gipfelflur im Bereich Reuss-Tessin der Bise ungehindert Einzug verschafft. Der Föhn schwäche diesen ungünstigen Einfluss der Bise nicht ab, da er in der Höhe ebenfalls kalt sei. Zur Beziehung Massenerhebung-Waldgrenze meint er: "Ob dabei ein direkter Zusammenhang zufolge stärkerer sommerlicher Erwärmung, verbunden mit grösseren Temperaturschwankungen, besteht, wie dies meist angenommen wird, möge dahingestellt bleiben; denn diese Symptome des kontinentalen Klimacharakters können statt der Massenerhebung ebenso gut dem grösseren Schutz vor den ozeanischen Winden zugeschrieben werden.

15) K. Kasthofer (1822) schreibt, dass der Wald im Bann für jeden Holzhau, nicht aber für die Ziegenweide gewesen sei, bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als man die Einfriedung durch eine Doppelreihe von Vogelbeerbäumen vornahm. Coaz (1881) bestätigt, dass die Ziegenweide erst etwa um 1820 verboten worden sei.

16) In der Bannurkunde aus der Tallade Urseren, datiert vom 21. Juni 1467 (abgedruckt bei A. Denier, 1888), geht es um eine Uebereinkunft zwischen Amman und Talleuten von Urseren einerseits und Claus Renner von Schmidigen andererseits "von des Waldes wegen ze Schmidigen" von welchem Claus Renner meint, er wäre sein Eigentum, was von den Talleuten bestritten wird. In den Bestimmungen dieses Briefes heisst es u.a. das Schlagen von Holz in diesem Wald sei nur gestattet für Reparaturarbeiten an den Brücken von Steinbergen und Zumdorf. Bei der Beschaffung der hiezu notwendigen

"tremel" (Balken), "stuodlen" (Pfeiler) oder "duellhelzer" (Beleg) solle man zuerst sehen, ob "do wery gefallen holtz daz dar zuo guot wery". Müssten Bäume gefällt werden, solle man "luogen, wo es dem guot und den hüsern aller minst schaden bringt". Ferner heisst es ausdrücklich, dass das Lawinenholz demjenigen gehöre, auf dessen Grundstück es abgelagert werde: "ob die lawi holtz uff daz guot trugg ez wer grien oder dirr daz mag der nemen dez daz guot ist".

17) Reiseberichte vermitteln bis ins 18. Jh. immer wieder die Ansicht, der St. Gotthard sei der höchste Berg Europas (vgl. z.B. R.L. Marr 1963, oder den bei A. Christen 1960 publizierten Kartenausschnitt aus Gabriel Walsers Urnerkarte von 1771). Erst Goethe korrigiert diesen Irrtum im Bericht über seine zweite Schweizerreise im Jahre 1779, wahrscheinlich in Kenntnis der Resultate H.B. de Saussures ausdrücklich (vgl. M. Mittler, 1969).

18) Andreas Ryff schreibt 1587 über die schmale, geländerlose Teufelsbrücke: "Dz Landvolk muoss doselbsten all ir Bouw- und Brenholtz die Schellenen uff und über dise Brucken schleiffen, was sy in der wilde Ursseren und Hoschpital brouchen wellen, dan sonst donienen kein Holtz vorhanden ist. Und wan sy mit einem Boum oder Holtz uff die Brucken komen, so miessen sy dz Holtz uff der Brucken strags von Mittag gegen Niedergang der Sonen, also ganz ins Kryz wenden und kören, von wegen der krumen Stross. Und ist anderst kein Mittel do, dz also man diser Ursach halben keine Länen oder Wend an der Brucken haben kan".

19) In der Urner Karte Gabriel Walsers von 1771 steht als Kommentar zum Bannwald von Andermatt: "Etlich Stund weit trifft man weder Holz noch Bäume an als dieses kleine Wäldlein". Dass selbst dieser Rest in der Franzosenzeit nicht unangetastet blieb, geht unter anderem auch aus der Reiseschilderung von James Fenimore Cooper hervor, welcher in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts vom Rheintal her den Oberalppass überquerte. Er schreibt: "Ich sah manche frisch umgestürzte Bäume, und selbst Stümpfe, als ob sie die Axt eben bearbeitet hätte. Später erfuhr ich von einem Einwohner, dass die kämpfenden Heere im Jahr 1799 viele von diesen Bäumen niederhieben, und dass durch diesen Angriff geschwächt, jedes spätere Jahr eine Abnahme in der Anzahl dieser wichtigen Beschützer eintrat" (zit. nach M. Mittler 1969, vgl. auch H.R. Schinz 1806).

20) Goethe schreibt: "Unser Weg ging nunmehr durchs Urserntal, das merkwürdig ist, weil es in so grosser Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käse gemacht, denen ich einen besonderen Vorzug gebe. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Saalweiden fassen den Bach ein, und an den Gebirgen flechten sich kleine Sträucher durcheinander." (zit. nach M. Mittler, 1969).

21) Diese Bestimmungen, welche nach M. Oechslin 1927 noch in Kraft gewesen sein müssen, finden sich in den Verordnungen der Korporation Urseren nirgends verzeichnet (vgl. hiez u A. Waldmeier, 1941). Die kantonale Vollziehungsverordnung zum Eidg. Forstgesetz von 1876, welche 1960 ihre letzte durchgreifende Revision erfahren hat, dehnt den Schutzwaldbegriff auch auf

sämtliche Schächen-, Erlen-, Alpenerlen- und Legföhrenbestände wie auch den Buschwald des Kampfzonenwaldes aus.

22) Der Mensch erscheint als Roder schon im Bannbrief von Andermatt 1397. Dort heisst es besonders: "Aber sign wir über ein komen bi dem vorgeschribnen einung, daz nieman sol witten von dem naehsten bach hie disent dem mandlin ...", d.h. es dürfte am Waldrand nicht geschwändet werden.

23) J. Coaz (1881) schreibt, wahrscheinlich auf Grund der Ueberlieferung: "Im Jahr 1700 wurden zum letzten Mal vor Oeffnung des Urnerlochs 13 Rothtannen zum Bau der in Ketten gelegenen Brücke abgegeben, welche um den Felskopf längs der Reuss hinunter führte. Diese Stämme wurden ob der alten Kirche geschlagen und sollen damals noch einige zurückgeblieben sein, die nun aber auch verschwunden sind. Hart ob Andermatt, anstossend an den jetzigen Bannwald soll ebenfalls ein Wald gestanden haben, der 1767 zum Wiederaufbau des 1766 abgebrannten Dorfes geschlagen wurde".

24) Der bis 1866 benützte Oberalppweg z.B. führt zwischen Mettlen und Rufenen direkt an die Abbruchkante der Oberalpreuss-Schlucht heran und verschwindet dort unvermittelt im Rutschhang.

25) Der Begriff "Vergandung" wird hier im ursprünglichen Sinn von unausgesetzter Beeinträchtigung oder Zerstörung des Kulturlandes durch Ueberschüttung mit Steinschlag-, Lawinenschutt etc. verwendet (kelt. Gand = Schutthalde). Vgl. P. Gresch, 1972.

26) In Realp bestand vor der Korrektur der Furkareuss unterhalb des Dorfes gegen die Reuss hin ein Damm zum Schutz vor Hochwasser.

27) Das EW Urseren nutzt den Lochbach in der Zentrale Realp, die Gotthardreuss in der Zentrale Hospental, die Oberalpreuss in der Zentrale Andermatt. Ein beträchtlicher Teil des Furkareusswassers gelangt in den Stausee Göscheneralp, während Unteralpwasser dem Lago Ritom zufliesst.

28) Alfred Schaller berichtet über diese beiden Lawinen in seiner "Chronik der Naturereignisse im Urnerland 1000 - 1806" (zit. nach M. Oechslin 1951): "Am 18. Februar 1720, an der Herrenfastnacht, am Morgen nach dem Wisiläuten, brachen zu gleicher Zeit ob Andermatt drei Lawinen los: eine vom Tristel, eine vom Bätzberg und eine neben dem Wald über die Brunnen hinunter gegen die Vorstadt. Diejenige vom Tristel und die vom Bätzberg stiessen am Boden nicht nur zusammen, sondern türmten sich hoch gegeneinander und liefen noch ein gutes Stück weit neben- und durcheinander, was seit Menschengedenken noch nie vorgekommen war. Es war ein grossartiges Naturschauspiel, das glücklicherweise ebenfalls keine Opfer forderte, da die Bauern kurz vorher vom Hirten noch in das Dorf hineingelangt waren."

29) In den Tagen nach Mitte Januar 1951 lag wegen ausgiebiger Schneefälle (Neuschnee in Andermatt vom 16. bis 20. Januar: 107 cm) das Hauptgewicht der Lawenniedergänge im Urseren- und Göscheneralptal. Lawinenkatastrophen forderten in Andermatt am 20. Januar 13 Todesopfer. In den Tagen vor Mitte Februar verschob sich das

Lawinenzentrum über Bedretto-Airolo, doch verzeichnete die Station Andermatt vom 10. bis 13. Februar nochmals 108 cm Neuschnee.

30) M. Oechslin (1951) schreibt z.B.: "Am 14. März 1942 erfolgte in Realp bei starkem Föhn der Abbruch der Gertallau, auf der Höhe des Viehweges, der von Giltnase-Stafelalp zum Gerenstafel führt, auf ca. 2100 m.ü.M.. Elf Bauern aus Realp waren damit beschäftigt, das auf Isenmannsalp gesammelte Wildheu, das beim Gerenstafel getristet war, heimzuholen. Es wird hierfür jeweils das von Lawinen ausgeplästerte Gerental benützt, weil durch dieses, das in die Seile und Garne gepackte Wildheu am raschesten und bequemsten zu Tal gezogen werden kann. ... Es scheint, dass diese Lawine "angetreten" wurde, indem vom Tristen quer durch den Hang, gerade in der gefährlichen Spannungszone der Schneeschicht, die zwischen Terrasse und Steilhang liegt, zur Abfahrtsstelle ein Weg getreten worden war. Als alle elf Mann im Hang abfuhren, ergab sich die auslösende Ueberlastung: das Schneebrett brach bis auf den Boden ab und glitt zur Tiefe. Es riss alle elf Mann mit, warf zwei aus der Bahn und trug neun bis in den Talboden, wo sich vier befreien konnten. Die übrigen fanden den Tod."

31) J. Coaz (1881) z.B. zitiert den Bericht von Schinz (1783), welcher sagt, dass Pater Lorenzo auf dem Gotthard Hospiz in 17 Jahren bloss zwei Winter erlebt habe, in welchen keine Erfrorenen eingebracht worden seien. Man könne auf jeden Winter 3 bis 4 Personen rechnen, welche entweder in den Lawinen oder im Schneegestöber umgekommen seien.

32) So hat z.B. in Realp am 23. März 1730 die Hahnenspiellaui nach der Chronik "5 Häuser, 3 Ställe samt Vieh, 3 Speicher überumpelt und darin nebst verschiedenem Vieh noch 19 Personen getötet".

33) Die Talgemeinde von 1972 hat den grundsätzlichen Beschluss gefasst, alle nicht mehr genutzten Weideflächen, soweit möglich, nach und nach aufzuforsten.

34) P. Kläui (1966) schreibt dazu:

"Gerade die Tatsache, dass der Goldschmuck fremder Herkunft und Handelsware gewesen ist, erlaubt uns aber den bedeutsamen Schluss, dass der Weg über den Gotthard - unter Umgehung der Schöllenen über den Bätzberg - schon in keltischer Zeit gewählt worden ist und als Handelsweg eine gewisse Rolle gespielt haben muss. Das würde auch die von der Sprachforschung festgestellten sprachlichen Uebereinstimmungen des Reusstales mit den drei andern Stromgebieten des Gotthardpasses erklären, die zum Schluss verleiten, dass das Land Uri, wie die andern Täler, vom keltischen Stamm der Lepontier bewohnt gewesen sei, deren Namen in der Leventina weiterlebt. Im obern Reusstal wird man aber doch nur eine sehr spärliche Besiedlung vermuten dürfen."

35) Die eine Münze, ein Doppeldenar von Trebonianus Gallus (Kaiser 252 - 254), wurde auf Rossmettlen (Alpenterrasse nördlich von Hospental) gefunden, die andere, ein römischer Denar von

Licinianus (Kaiser 307 - 323) kam im Garten des Hotels Meyerhof in Hospental zum Vorschein (vgl. I. Meyer, 1938)

36) Es gibt zur Umgehung der Schöllenen mehrere Möglichkeiten. Neben der bekannten Bätzbergroute besteht die Möglichkeit ab Gurtnellen durch das Fellital und über die Fellilücke (2478 m) zum Oberalppass und nach Andermatt zu gelangen. Die beschwerliche Route von Göschenen durch das Riental über das Grätli zwischen Gütsch und Stock (ca. 2300 m) zum Grossboden und nach Andermatt wurde 1640 nachweislich mit "ross und vech" begangen, als ein Hochwasser Mitte September in der Schöllenen zwei Brücken weggerissen hatte (vgl. R. Laur-Belart, 1924).

P. Kläui (1966) schreibt:

"Dass aber Gurtnellen (curtinella = kleiner Hof) und Göschenen (cascina = Sennhütte) römischen Ursprunges sind, unterliegt keinem Zweifel und zeigt, dass die Römer weit der Reuss nach hinaufgedrungen sind. Wenn auch die Schöllenen (scalina) einen römischen Namen trägt, der Felstreppe bedeutet, so spricht das doch dafür, dass hier ein Durchgang nicht ganz ausgeschlossen war."

Allerdings braucht man nach R. Laur-Belart (1924) dabei nicht unbedingt an von Menschenhand geschaffene Stufen zu denken, der Name kann auch die Granitstufen (durch Klüftung bedingte plattige Oberfläche des Granits) der Schlucht andeuten.

Nach dem historisch-biographischen Lexikon der Schweiz (1919) ist auch Airolo sicher römischen Ursprungs. E. Rüd (1933) erwähnt römische Funde in Biasca, Giornico, Lavorgo, Airolo, Madrano, Altanca, Bedretto und auf dem Gotthard. In den 50er Jahren wurden im unteren Dorfteil von Madrano, einer Fraktion der Gemeinde Airolo, römische Gräber gefunden, wodurch die obere Leventina als römischer Siedlungsraum an Bedeutung gewann.

37) Solche Vorstellungen sind durch Verallgemeinerung von Berichten gebildet worden, die von Bewohnern der Ebene, nicht von Alpenbewohnern, stammen. Sie fanden bei dem herrschenden Mangel an schriftlichen Zeugnissen aus dem alpinen Raum umso leichter Verbreitung, als zwischen Strabo (60 v.Chr. bis 20 n.Ch.) und H.B. de Saussure (1740-1799) die exakte Alpenforschung praktisch völlig stillstand (vgl. R.L. Marr, 1963). R. Laur-Belart (1924) glaubt deshalb beispielsweise, dass schon vor der Eröffnung der Schöllenen ein Saumverkehr über den St. Gotthard angenommen werden kann, welcher nicht bloss lokale Bedeutung hatte.

38) Der herkömmlichen Ableitung des Namens "Urseren" von Ursus = Bär stellt I. Müller die neuere Ansicht von I.U. Hubschmid (1947) gegenüber, welcher Urseren aus dem vorrömisch-gallischen Namen Bätz, (romanisch Ursa, verkleinert Ursella = dämonische Bäarin, die als Gottheit in der Reuss hauste), herzuleiten sucht. So oder so ist der Bär wohl nicht von ungefähr Wappentier der Taltschaft. In den Rechnungen des Tales Urseren vom Jahre 1491-1501 (E. Wymann, 1936) erscheinen mehrmals nicht näher umschriebene Ausgaben "von eins beren wegen". Man mag im Vorkommen von Bären in Urseren noch Ende des 15. Jhs. einen Hinweis auf stärkere

Bewaldung erblicken. K. Kasthofer (1822) sieht in diesem Zusammenhang einen weiteren Grund für die Entwaldung des Tales, der allerdings in den Bereich der Spekulation zu verweisen ist: "Alte Sagen, die unter den Landleuten fortgeerbt werden, melden, dass, um die Schlupfwinkel der reissenden Tiere zu zerstören, die Voreltern die Wälder angezündet haben."

39) Auch R. Hoppeler (1910) sieht das frühmittelalterliche Urseren als unbewohntes Alpental, das lediglich etwa von durchziehenden Säumern, Händlern oder Hirten aus dem benachbarten Rheintal betreten wurde.

40) Weite Gebiete des Bleniotales und der Leventina kamen erst durch Schenkung im 10./11. Jh. unter die geistliche Herrschaft von Mailand (I. Müller, 1957).

41) Im Rätoromanischen wäre aus "hospitale" z.B. Hübsdel (Engadin), Spadal (Misox), Stalveder (Julier-Septimer), Lustal (Lostallo) geworden. Damit kommt in die rätische Kolonisationsgeschichte des Urserentales ein wesentlicher Unsicherheitsfaktor. Ein Hospiz in Hospental setzt bereits Verkehr auf der Gotthardroute voraus. Wie der Name "Hospental" zu erklären und wie alt er ist, bleibt auch bei I. Müller unbeantwortet.

42) Wenn bei St. Kolumban wirklich die ursprüngliche Hauptsiedlung des Tales zu suchen ist, fällt es schwer zu begreifen, weshalb ausgerechnet sie keinen Namen hatte. Während die Namen "Realp" und "Hospental" bei der Germanisierung übernommen wurden, erhielt das Kolumban-Dorf den Namen "zu Kilchen". Dass es nicht allein den Anspruch erheben konnte, schlechthin das Dorf Urseren zu sein, bestätigt I. Müller (1957) selber, indem er schreibt der Ausdruck "villa que dicitur ursaria" (1234) könne sich ebenso gut auf das Kolumban-Dorf wie auf das nahe Andermatt beziehen.

43) Namen wie "Pazzola-Alp", "Gurschenstock", "Guspis", "Chastelhorn", "Garschen-Alp" oder "Gatschola-Alp" dürften wohl auch nicht so eindeutig den Rätoromanen zuzuschreiben sein. - Die Ausführungen von P. Zinsli (1969, S. 207) sind deshalb mit Vorsicht zu behandeln: "Die Walser mussten sich zum Beispiel im Montafon mit dem siedlungsfähigen Rest der Landschaft, mit Schattenseiten und höheren Berglagen begnügen. - Demgegenüber scheinen die ersten Pioniere gelegentlich in bereits bewohnten Gegenden die bessern Siedlungsgründe an sich gebracht zu haben. - Es ist bezeichnend, dass sich im früh erreichten Urserental die romanischen Flurbezeichnungen "fast ohne Ausnahme" auf der südlichen Talseite, das heisst hier schattenhalb in schlechterer Lage, befinden."

44) In einer kritischen Analyse der Arbeit I. Müllers hat sich R. Hotzenköcherle (1938) vor allem mit dessen Ausführungen auseinandergesetzt, die sich auf das Weiterfluten der Walserbewegung über die Oberalp ins Vorderrheintal bis nach Obersaxen und schliesslich eventuell nach Mutten beziehen. Er bedauert, dass auch in Müllers Arbeit Zeugnisse von der unmittelbaren Beweiskraft der von K. Meyer fürs Rheinwald entdeckten, fehlen, um die Oberalp als walserisches Einfallstor nach Graubünden zu belegen. Er meint aber: "In ihrer Gesamtheit erwecken die von

Müller nun gefundenen mittelbaren Zeugen doch einen in hohem Masse vertrauenswürdigen Eindruck". Hingegen weist R. Hotzenköcherle die Unbrauchbarkeit der heute zur Verfügung stehenden sprachgeschichtlichen bzw. sprachgeographischen Kriterien für die Stützung der Annahme besonderer Wanderungs- und Siedlungsverhältnisse der Obersaxer Walser nach.

45) Dass die Strahlungskraft des Kulturzentrums, welches die Benediktiner in Disentis schufen, bis ins Wallis reichte, geht aus dem urkundlichen Beleg hervor, den I. Müller (1958) zur Walserbewegung über Furka-Oberalp anführt: "Die genaueste Angabe und Chronologie liefert die Urkunde von Naters von 1203, die berichtet, dass der Abt von Disentis die Güter von zwei Mönchen mit Namen Reimund und Lodovic, die aus Naters und Mörel stammen, verkaufte. Also wanderte wenigstens ein Teil aus dem Briger Talbecken aus und zwar in den letzten Jahrzehnten bzw. Jahren des 12. Jhs."

46) Die Hinweise von G. Cahannes (1946) zur sprachlichen Situation, die sich aus dem Nebeneinander von Walsern und Romanen ergab, müssen als fraglich bezeichnet werden. Er schreibt:

"In sprachlicher Hinsicht scheinen die eingewanderten Alemannen anfänglich der auch in Urseren heimischen rätischen Landessprache sich mehr oder weniger anbequemt zu haben".

Cahannes erwähnt die "Untersuchungen über die erste Bevölkerung des Alpengebirgs" von J.R. Burckhardt (Archiv für Schweizer Geschichte IV, 1846), wo die Ansicht vertreten wird, dass Urseren noch um das Jahr 1400 romanisch gesprochen habe. Dem stehen aber z.B. schon 1363 Dokumente gegenüber, wie die "Säumerordnung" oder die "Satzung der Talleute über den Anteil an der Gemeinmark (Allmend), über Viehhaltung und Alprecht", deren Originale, in deutscher Sprache abgefasst, im Talarchiv Urseren aufbewahrt werden. Bei dem in der Literatur oft erwähnten sprichwörtlichen Kinderreichtum der Walser ist viel eher anzunehmen, dass das deutsche Element in Urseren relativ rasch dominierte. Auch R. Hoppeler vertrat 1907 und 1910 die Meinung, dass die Talschaft Urseren bei ihrem Eintritt in die Geschichte (d.h. vor Eröffnung der Schöllenen) "von einer deutschsprechenden, ohne Zweifel aus dem Oberwallis eingewanderten Bevölkerung bewohnt" war, die sich, neben der Viehzucht und Alpwirtschaft als vornehmlichster Beschäftigung, auch mit dem Gütertransport über die Furka und den Oberalppass befasste.

47) Güterbock glaubt, dass die Erstellung des Schöllenenweges wahrscheinlich im Zusammenhang mit einer allgemeinen Reorganisation der Reichsstrassen, also nach einem bewussten Plan der Reichsregierung erfolgte, eine internationale Verkehrsstrasse zu schaffen. Gleichzeitig weist er darauf hin, dass der Gotthardweg im Mittelalter niemals einem deutschen Kaiser als Passübergang diente und damit anfänglich weniger politische als wirtschaftliche Bedeutung erlangte.

48) Der 1203 genannte Olricus de Prato (An der Matte Urseren), gilt(nach P. Kläui, 1966) als Stammvater der Ritter von Silenen,

welche das Meieramt der Fraumünsterabtei in Silenen verwalteten. Er ist der Grossvater von Arnold von Silenen, der zur Zeit der Bundesgründung von 1291 Landammann von Uri war.

49) I. Müller (1958) zeigt an der Hand der Pfarrei-Gründung das fast gleichzeitige Drängen auf den Gotthard zu aus allen Tälern, wobei die Milanesen mit der Besetzung der Gotthardpasshöhe den Walsern nur um wenige Jahre zuvorkamen.

50) Nach I. Müller (1957) wurde das dem hl. Godehard geweihte Kirchlein durch den Mailänder Erzbischof Galdinus (1166-76) gegründet. Güterbock (1939) zweifelt diese erste Weihe an, als "unglaubliche Nachricht", die einer Ueberlieferung des 16. Jhs. entnommen sei, bestätigt aber die zweite Weihe von 1230 durch Erzbischof Enrico die Settala von Mailand als wahrscheinlich. I. Müller unterstreicht, dass der Gotthard erst sieben Jahrzehnte nach dem Lukmanier ein Pass-Oratorium erhielt, weil noch im 12. Jh. "Blenio und der Lukmanier bedeutender waren, als die Leventina und der Gotthard, was auch die politischen Ereignisse aufzeigen".

51) Güterbock (1939) schreibt:
"Ich halte es nun für gut möglich, dass die Erschliessung der Schöllenen den Warenverkehr über den Gotthard in verhältnismässig kurzer Zeit, in einem oder zwei Jahrzehnten, mächtig aufleben liess."

52) Von den fünfzehn Geschlechtern Urserens die heute korporationsgenössig sind, sollen nach I. Meyer (1939) deren sieben von Westen her zugewandert sein, nämlich die Christen, Kathry, Müller, Nager, Schmid, Simmen und Furrer. Fünf Geschlechter sind südlicher Herkunft: die Benet, Danioth, Russi, Zopp und Melotti. Drei Geschlechter kamen schliesslich aus Norden bzw. Osten: die Renner (aus Vorarlberg-Oesterreich), die Meyer aus Langenargen am Bodensee und die Regli (Herkunft unbekannt), kein einziges jedoch nachweisbar aus Uri. Geschlechter rätoromanischer Abstammung sind heute in Urseren nicht heimatberechtigt. Einzelne ihrer Vertreter werden aber noch spät als Talammänner genannt, so etwa Hans Willi (1498) oder Johannes Meissen (1718 und später), vgl. A. Kocher (1971).

53) Jeder Talansässige konnte sich zum "Teil" melden und erhielt die Fracht (Teilsame) nach einer Kehrordnung von einem durch die Genossenschaft bestellten "Teiler" zugewiesen. Die Säumer- und Teilgenossenschaft Urseren transportierte im Prinzip von Göschenen bis Gotthardhospiz. Doch erfolgte nicht der gesamte Warentransport im "Teil". Die Urschner hatten wie die andern Transportverbände von jeher das Recht, "von Bellentz untz an den se" zu transportieren. Um einen rascheren und zuverlässigeren Transport zu gewährleisten, schaffte Uri Ende des 17. Jhs. die Führen "in dem Theil" ab. Nach der "Faktoren- und Säumerordnung für den St. Gotthardpass" von 1701 hatte im Prinzip ein direkter Transport der Transit- und Kaufmannsgüter von Altdorf nach Bellenz und umgekehrt durch denselben Fuhrmann oder Säumer zu erfolgen. Nur der "Reisetheil" und der "Wintertheil", d.h. die Organisation des Warentransportes im Winter von Urseren bis Airolo, blieben bis ins 19. Jh. erhalten

(vgl. W. Baumann, 1954). Die freie Konkurrenz im Fuhrwesen des Gotthardpasses setzte sich erst ab 1843 endgültig durch.

54) Der mittelalterliche Weg war nach W. Baumann (1954) stellenweise mit Granitplatten belegt, meist aber einfach mit Kies bestreut, der von Zeit zu Zeit erneuert werden musste. Im 17. Jh. erfolgte eine Bepflasterung mit Rollsteinen und stellenweise eine Verbreiterung auf 3-4 m. 1707/08 liessen Uri und Urseren auf gemeinsame Kosten das Urnerloch (am Eingang in die Schöllenen) sprengen, als Ersatz für die Twärrenbrücke, die alljährlich grosse Mengen von Holz aus den Wäldern von Urseren (?) verbraucht hatte, "damit fürderhin die grossen inkösten gedachter Holzinzen brug Erspahrt werde".

55) Solche Naturalgaben, welche für die Rekonstruktion der damaligen Wirtschaft sehr interessant wären, lassen sich leider nirgends fassen. J. Gisler (1962) schreibt: "Für den Lehensnehmer war es auf lange Sicht gesehen viel vorteilhafter, den Zins in Geld zu bezahlen, denn die Kaufkraft des unveränderlichen Geldbetrages nahm im Laufe der Jahre, besonders in Kriegzeiten ab und der Preis für Naturalien stieg dementsprechend an". Das Kloster Disentis war zudem nicht besonders auf Naturalien aus Urseren angewiesen, da es solche aus der unmittelbaren Umgebung beziehen konnte.

56) Der Abt behielt lediglich noch das Kollaturrecht. Die Talleute bezahlten 1500 Urnergulden als Ablössungssumme, wobei als politisch bedeutsam hervorzuheben ist, dass Uri hieran 1000 Gulden bedingungslos beisteuerte.

57) Dem Vogt oblag im wesentlichen die Blutsgerichtsbarkeit. Im Tal selbst war ein Stellvertreter (Untervogt) für die niedere Gerichtsbarkeit, den Einzug von Gerichtsbussen, Vogtsteuer etc. besorgt. 1309 ist Heinrich von Hospental Untervogt und zugleich Talamann.

58) Als äusseres Zeichen dieser nun folgenden bedeutsamen Epoche, die erst 1798 mit der Helvetik zu Ende ging, steht heute noch, allerdings in den Aufforstungen verborgen, der restaurierte Galgen auf der Richtstätte bei St. Anna zwischen Hospental und Andermatt.

59) Urschner, die sich in Uri niederliessen oder Urner in Urseren, erlangten dadurch keinen Anteil am Allmend- bzw. Alpgut.

60) Bei Malefiz-Verbrechen erschienen jeweils zwei Urner-Delegierte zum Gerichtstag in Andermatt um eine oberhoheitliche Kontrolle auszuüben.

61) Auf den eidgenössischen Kriegsschauplätzen war fortan immer auch eine Urschner Mannschaft dabei, so etwa im Schwabenkrieg 1499 als der Urschner Heini Wolleb die Eidgenossen zum Sieg führte, seine Tapferkeit allerdings mit dem Tod bezahlte, oder bei Marignano 1515, wo Urseren seinen Ammann und elf Mann auf dem Schlachtfeld zurückliess (vgl. P. Kläui, 1966).

62) A. Christen (1960), selber ein Urschner, schreibt z.B.: "Kein Wunder, wenn die Talleute zu keiner Zeit sonderlich gut auf die Urner zu sprechen waren und sie heute noch - halb spasshaft, halb abschätzig - als "d'Chrepf" bezeichnen, ein Spottnamen übrigens, den sich die Urner schon 1415 geschichtlich nachweisbar durch die Schwyzer gefallen lassen mussten." - Der Malteser Ritter, welcher 1788 seine Reiseeindrücke über den St. Gotthard und das Urserental aufzeichnete (vgl. E. Wyman, 1923), meint, dieses Tal verdiene, "der Vorhof des schönen Tempels der helvetischen Freyheit genannt zu werden," lässt aber einen Gastwirt sagen: "Wir leben unter einem Schutz! Dieses Wort bedarf keiner Erklärung. Es bedeutet fast eben so viel als das Wort Herr, woran ich ersticken möchte". - Es scheint sich hier zu bestätigen, was W. Keller (1966) schreibt: "Im 18. Jh. hatte sich auch die Landsgemeindedemokratie der Innerschweiz im Stile des europäischen Absolutismus in einen betonten Obrigkeitsstaat gewandelt, den Staat "Unserer gnädigen Herren und Oberen"."

63) Zumdorf musste 1881 nach C.F. Müller (1966), zufolge Auswanderung fast aller Bewohner, als ständige Siedlung mit Kaplanei und Schule aufgegeben werden. Es wurde mit Hospental vereinigt.

64) Nach I. Meyer (1938), der die Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte, standen zur Offenhaltung der Schlittbahn in den Monaten November bis Juni rund zwei Dutzend festbesoldete Wegknechte im Einsatz. Allein auf der Strecke Hospental-Hospiz, die den Hospentalern reserviert war, arbeiteten acht Weger. Beim Aushauen des Passes im Frühjahr fand die ganze Bevölkerung jeweils guten Verdienst. Der Aushub des eigentlichen Passrückens vom Mätteli bis zum Tremola-Schutzhaus wurde stets im Akkord vergeben, damit der verkehrsbehindernde Umlad vom Rad auf den Schlitten und umgekehrt auf eine möglichst kurze Zeitspanne beschränkt werden konnte. "Es soll Bauern gegeben haben, die mit ihren Familienangehörigen beim Ausschneiden des Gotthards so viel verdient hätten, dass sie an den nachfolgenden Tessiner-Märkten bis 2 Kühe kaufen konnten."

65) W. Baumann (1954), hält dazu fest, dass die gesteigerten Anforderungen bis zur Schaffung des Bundesstaates von den Kantonen Uri und Tessin mit Hilfe der Transitgebühren einigermaßen erfüllt werden konnten, "wenn auch zu sagen ist, dass vorab bei den Urnern ein grosser jährlicher Einnahmeüberschuss in den öffentlichen Rechnungen mehr wog, als ein Lob der Kaufmannschaft".

66) Die Strasse gestattete nun mit gleichem Kraftaufwand zwei- bis dreimal soviel Waren zu transportieren in den neuen Beförderungsmitteln, die Verkehrsdichte stieg aber vorerst nicht sonderlich. Andererseits erforderte die Offenhaltung der Passstrasse und die Bewältigung des Personen- und Warentransports im Winter nach I. Meyer (1938) in Urseren einen zusätzlichen Personalaufwand von ca. 100 Mann: "Das war gewissermassen der Grund zum Wohlstand unserer Bevölkerung. Im Sommer lag der Bauer der Land- und Alpwirtschaft ob und im Winter fand er seinen täglichen

Verdienst als Wegmacher, Fuhrknecht, Handwerker, Heufutter-Beschaffer etc."

67) I. Meyer (1938) erwähnt "mehrere kleine Fuhrleute von Andermatt" welche zwischen Andermatt und Wassen transportierten und "7 bis 8 verschiedene Fuhrhalter" aus Andermatt und Hospental, welche zwischen den Susten Andermatt und Gotthardhospiz verkehrten.

68) L. Muheim (1948) definiert als Fremdenverkehr die Art des Personenverkehrs, bei dem Menschen einen fremden Ort aufsuchen und sich dort aufhalten, ohne damit eine Erwerbstätigkeit zu verbinden. - Damit gehören zum Fremdenverkehr zwei Komponenten: die Ortsveränderung und das Verweilen am fremden Ort.

69) L. Muheim (1948) unterscheidet die Zeit der Einzelreisenden als "Periode des Luxusverkehrs" von der "Periode des Massenvverkehrs" wie sie mit dem Bahnverkehr einsetzte (allerdings für Urseren zunächst ohne grosse Auswirkung), denn es war im 18. und 19. Jh. erst eine kleine Minderheit, welche sich die kostspieligen Reisen an die "klassischen Stellen" der Schweiz leisten konnten.

70) Im Gegensatz zum Warentransport, der schon auf dem Saumweg am Sonntag geruht hatte, wurde im Reiseverkehr ein Tag- und Nacht-, Werktags- und Sonntagsbetrieb aufrechterhalten. Den Abschnitt Wassen-Gotthardhospiz betreute bis zum Aufhören der Gotthardpost am 31.12.1881 die Postpferdehalterei Meyer zu Dreikönigen in Andermatt. Diese benötigte um 1865 zur Bewältigung dieses Postbetriebes, der eine umfangreiche Beiwagenpflicht einschloss, während des Sommers über 100 Pferde, 25-30 Postillone und Pferdeknechte, 2 Hufschmiede, 1-2 Sattler und andere Hilfskräfte (vgl. I. Meyer, 1938).

71) Das Hotel Meyerhof in Hospental z.B. hatte zu diesem Zweck ca. 30 Pferde eingestellt. Vor Eröffnung der Gotthardbahn wurden die meist avisierten Gäste in Flüelen abgeholt.

72) I. Meyer (1938) berichtet, dass in der Hochsaison oft 20 und mehr Wagen allabendlich nach dem Urserental kamen. Die Urscherner Kutscher führten ihre Gäste auch auf mehrtägige Reisen, etwa bis nach Como, bis ins Tirol oder bis nach Martigny. Die geforderte Transportkapazität bedingte, dass in Urseren jeden Sommer über 100 Bündner-Oberländerpferde für 200-300 Franken Miete an Zins genommen werden mussten.

73) Alt Landammann Isidor Meyer schreibt dazu (1938) als Augenzeuge:

"Wie mit einem Schlage schaltete der letzte Dezembertag 1881 die Tradition und Bedeutung des Urserntales im Verkehr mit deutschen und welschen Landen aus und liess die reiche Erwerbsquelle unserer Bevölkerung versiegen. Wie viele Existenzen hat er auf einmal zerstört und wie viele Ursener zur Auswanderung gezwungen! Postillone, Fuhrleute, Pferdehalter, Weger, Wegknechte, Schmiede, Sattler, Wagner und die vielen Hilfskräfte, die mit dem Transitverkehr in Verbindung standen, wurden plötzlich ihrer Arbeit und

ihres Verdienstes beraubt. Ganze Familien und Dutzende von jungen Leuten wanderten anfangs der 1880er Jahre mangels anderer Erwerbsmöglichkeiten im Tale, nach Amerika. Aus diesem Grunde erklärt sich auch der starke Rückgang der Bevölkerung von Hospental, die am meisten auf den Gotthardverkehr eingestellt war. Mitte der 1880er Jahre hiess es, dass mehr Hospentaler in Amerika wohnten, als in Hospental selbst."

74) Fürsprech Alois Müller erbaute 1857 das Hotel "Alpenhof" in Realp, Talschreiber Franz Meyer das bekannte Hotel "Meyerhof" in Hospental. 1862 gab es in Urseren 6 Hotels, 1881 führt Baedeker die doppelte Zahl an.

Die Periode des Massenverkehrs brachte nach M. Mittler (1969) "eine neue Klasse von Reisenden, die das Geld leichter ausgab, als die Bildungsreisenden des 18. Jhs.". Zur internationalen Kundschaft der Urschener Gaststätten gehörte nach A. Christen (1960) u.a. auch die englische Queen Victoria, welche 1868 zwei Monate lang im Furkahotel auf der Passhöhe in der Sommerfrische war.

75) Die kleineren Wirtschaften und Gasthäuser fanden nach I. Meyer (1938) ihr Auskommen vor allem "durch die stete Hin- und Herwanderung der italienischen Arbeiter, der Viehhändler und Viehtreiber, Marktleute, Krämer, wandernde Gesellen und fahrende Schüler und Musikanten etc. und nicht minder waren ihnen auch die Fuhrleute treue Kunden, die im Sommer gegen den Staub und im Winter gegen den Frost und die Kälte eines Stärkungsmittels bedurften."

Bei der wirtschaftlichen Bedeutung des Passverkehrs für Urseren, ist in diesem Zusammenhang an die Beobachtungen von A.W. Grube (1870) zu denken: "Es sind in allen Ortschaften von Flüelen an bis Hospental nur ein paar reichere Familien, welche durch glückliche Handelsspekulation und Heiraten wohlhabend geworden sind; der einst blühende Transithandel gab der ärmeren Klasse viel zu verdienen, doch für eine kurze Zeit des Jahres, verleitet aber auch zum Wirtshausbesuch und zur Schoppen-Diät". Solche negativen Einflüsse sind zahlenmässig nicht nachweisbar, aber sicher nicht auszuschliessen (vgl. auch A.O. Lusser, 1972).

76) Einen ersten Versuch, die Wirtschaft des Tales zu beleben, hatte die Talgemeinde von 1881 unternommen, als sie die Einführung der Seidenweberei beschloss. Zwar florierte diese nach I. Meyer (1938) eine Reihe von Jahren und brachte etwelchen Verdienst, erlosch aber mit dem Aufkommen der mechanischen Webstühle wieder. Das Fabrikgebäude in Realp besteht noch. Auch dieser Industrialisierungsversuch scheiterte also, wie schon jene des 18. Jhs. zur Einführung der Baumwoll- und Seidenspinerei, von denen A. Christen (1960) spricht.

77) Der Arzt Kesselbach (zit. nach L. Muheim 1948) schreibt über Andermatt 1910:

"Aus dem bescheidenen und doch behäbigen Gasthof sind deren ein Dutzend geworden; darunter ein paar Hotelpaläste mit allem Comfort der neuen Zeit und allen Requisiten eines überfeinerten Luxus, wie sie der moderne Globetrotter liebt und begehrt, dazu

eine Unzahl von kleinen Restaurationen und Wirtschaften."

78) Das Sportprogramm des Verkehrsvereins zeigte 1911 nach der illustrierten Zeitschrift "Die Schweiz", "eine ununterbrochene Folge von Unterhaltungen, Ski-Kjöring, Bobsleighrennen, Ski-Kurse und Ski-Touren, Ski-Rennen, Wettschlitteln, Eisspiele, Schlittschuhlaufen, Bälle, Liebhabertheatervorstellungen, Eis-feste".

79) Seit 1890 ist Andermatt Hauptwaffenplatz der Festung St. Gotthard.

80) Andermatt wird seit dem 2. August 1969 provisorisch umfahren.

81) Nach J. Gisler (1962) ist jedoch zu betonen: "Wenn wir die zinspflichtigen Güter in Urseren als frei verkäuflich bezeichnen, so gilt dies nur in Beziehung zum Abt als ehemaligem Grundherrn und Obereigentümer". Die Verkaufsbeschränkungen, welche die Tal-gemeinde selbst verfügt, indem sie beispielsweise 1420 den Ver-kauf von Liegenschaften an Fremde verbot, bleiben dabei vorbe-halten.

82) Die Landesmarkgenossenschaft ging in Uri nach P. Kläui (1963/64) aus dem Anspruch des Landes hervor, örtliche Einungen zu gewährleisten, wobei sicher mitwirkte, dass die Uebernahme des Wettinger Grundbesitzes durch das Land selbst (1359) dieses zum grössten Grundbesitzer machte. P. Kläui verneint im übrigen die Existenz einer einheitlichen Urmarkgenossenschaft auch für Glarus und Schwyz und bezeichnet die Verhältnisse in Unterwalden als mindestens unsicher. Nach M. Oechslin (1935) bildete hingegen auch die benachbarte Leventina ursprünglich eine einheitliche Markgenossenschaft, deren gemeinsame Alpen "um 1227 Urkunden zu-folge" auf einzelne Dorfmarkgenossenschaften, die Vicinati, auf-geteilt wurden. Während damit in der Leventina die wirtschafts-politische Einheit zerfiel, blieb die Talschaft noch eine Ge-richtseinheit. M. Oechslin begründet die Aufteilung der Alpen damit, dass sich in der Leventina die Alpwirtschaft in die hochentwickelte Selbstversorgungswirtschaft einzupassen hatte. Es ist allerdings etwas sonderbar, dass diese Anpassung der Alpwirtschaft an die Selbstversorgungswirtschaft in der Leventina ausgerechnet im 13. Jh. erfolgte, in einem Zeitpunkt, da durch den Aufschwung des Gotthardverkehrs eher eine Lockerung des Selbstversorgungszwangs zu erwarten wäre.

83) Die letzte Aufnahme ins Talrecht erfolgte 1844. Seither wurden durch die Talgemeinde, trotz wiederholten Gesuchen, keine Bürger-aufnahmen mehr vollzogen.

84) Nach ZGB Art. 59, Abs. 3 unterliegen Allmendgenossenschaften und ähnliche Körperschaften den Bestimmungen des kantonalen Rechtes.

85) Organe der Korporation Urseren:

Talgemeinde: Versammlung der erwachsenen Korporationsbürger, Legis-lative.

Korporationsrat: bestehend aus Talamann (Präsident mit Stichentscheid), Statthalter (Vizepräsident), Säckelmeister (Korporationsverwalter) und 13 Korporationsräten.

Engerer Korporationsrat: bestehend aus Talamann (Vorsitz), Statthalter, Säckelmeister und vier Korporationsräten.

Bedienstete: Talschreiber (zugleich Rechnungsführer), Weibel, Spitteler.

86) Die an der Talgemeinde geltenden Regeln und das äussere Bild der im Ring versammelten Talbürger bieten durchaus den Eindruck einer kleinen Landsgemeinde. Durch Anschaffung einer Korporationsfahne und Beizug der Feldmusik Andermatt und einer Trachtengruppe ist der Anlass in den letzten Jahren etwas folkloristisch aufgewertet worden. Zu Beginn der Korporationsgemeinde ertönt die Landeshymne. Hierauf ruft der Korporationsweibel die übliche Formel über die Stimmberechtigung aus, dann folgt nach altem Brauch die Anrufung des Heiligen Geistes durch Abbetung von fünf Vater unser und Ave Maria, worauf die Gemeinde durch den Talamann mit einer aussen- und innenpolitischen Rede eröffnet wird. Die gebräuchliche Anrede zu Beginn eines Votums lautet jeweils: "Herr Talamann, Hochwürdige Geistlichkeit, werte Mitbürger". Die Geistlichen des Tales folgen den Verhandlungen üblicherweise als Gäste.

87) Die Korporationsverwaltung führt vier getrennte Rechnungen: die Korporationsrechnung, die Rechnung der Alp- und Bodenverbesserung, die Armenrechnung und die Spitalrechnung. Die Verwaltung des korporationseigenen Elektrizitätswerks (EWU) legt ihre Rechnung ebenfalls der Talgemeinde vor.

88) In den Jahren 1951 bis 1966 hat die Korporation Urseren folgende Beiträge an die Landwirtschaft des Tales ausgerichtet: Fr. 178'932.-- für Alp- und Bodenverbesserung, Fr. 34.214.-- für Beiträge an die Tierzucht (Prämien, Beiträge an die Viehzuchtgenossenschaften), Fr. 37 055.-- für Beiträge an die Viehversicherungen. Hierzu kamen Fr. 300 bis Fr. 7 000.-- pro Jahr an Wartgeldern für den Tierarzt.

89) Hauptausgaben der Armenrechnung sind die Beiträge an die Aufenthaltskosten für Bürger, die in auswärtigen Anstalten und Heimen versorgt sind. Im Tal selbst müssen heute praktisch keine Armenunterstützungen ausgerichtet werden.

90) Die Korporation hat z.B dank ihrer Möglichkeiten und finanziellen Mittel in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg verhindert, dass das Urserental durch den Bau einer Staumauer am Schölleneneneingang in einen einzigen grossen Stausee verwandelt wurde.

91) H. Zschokke (1836/38, zit. nach M. Mittler, 1969) schreibt über Uri z.B.: "Aber weite Strecken der Felder liegen noch wüst da: als "Allmenden" dienen sie zu schlechter, magerer Weide des Viehs, welches jeder Bürger, der desgleichen besitzt, dahin treibt. Der Reichere hat natürlich den grösseren Nutzen; der Aermere, wie überall in dieser besten Welt, kommt dabei zu kurz, wird noch ärmer, und natürlicher Weise dann die Plage der Wohlhabenderen".

92) H. Rebsamen (1919), bedauert den Mangel an schriftlicher Dokumentation, besonders in bezug auf die Alpwirtschaft: "Schriftliche Aufzeichnungen sind im Leben der Aelppler etwas Ungewohntes, aus Ueberlieferungen scheint ihm die Sache genügend bekannt." Urseren weist in dieser Beziehung allerdings relativ günstige Verhältnisse auf, ist doch beispielsweise schon Ende des 15. Jhs. über öffentliche Ausgaben regelmässig Buch geführt worden, zu einer Zeit, da es nur in städtischen Gemeinwesen eine fortlaufende und einigermaßen vollständige Rechnungsführung gab. E. Wymann, welcher 1936 die "Rechnungen des Tales Urseren vom Jahre 1491 - 1501" kommentiert hat, nennt als Grund dafür den Einfluss des Gotthardverkehrs und die unmittelbare geistig anregende Nachbarschaft Italiens, wo das Schriftwesen viel früher und viel allgemeiner als auf der Nordseite der Alpen in das öffentliche Leben eingedrungen sei.

93) Ob die Milch- und Viehwirtschaft in Urseren bereits vom Kloster Disentis durch Gründung einer Schweig (klösterlicher Viehhof mit Sennerei) gefördert wurde, wie W. Roellin (1969) dies ohne weiteres annimmt, steht meiner Ansicht nach nicht eindeutig fest, nur deshalb, weil 1445/48 ein "gut an der sweig" zinspflichtig war (vgl. J. Gisler, 1962). Die Lage der Schweig (heute Flurbezeichnung), am Eingang ins Witenwasserental (Gemeinde Realp, ca. 1740 m), könnte allerdings, wenn man die Charakteristik von W. Roellin verwendet, als typisch gelten: "zwischen Talboden und Alpgebiet, im unmittelbaren Rodungsgebiet".

94) E. Paravicini (1928) zählt die Nachbartäler Urserens zum Gebiet der Bündner-Walliser-Betriebe, welche charakterisiert werden "durch den erheblichen Umfang des Ackerlandes, auf welchem vorwiegend Getreide für die Selbstversorgung angebaut wird".

95) Eine grobe Ausmessung der Karte Nr. 2 ergibt folgende Anteile der Zone des privat genutzten Kulturlandes am Gesamtareal der Gemeinden:
Andermatt 8,5 %, 5,25 km², Hospental 8,1 %, 2,84 km², Realp 3,0 %, 2,33 km². In diesen Zahlen sind Siedlungsflächen, Verkehrswege, Gestrüpp, Flussläufe etc. inbegriffen (vgl. Tab. Anh. Nr. 100).

96) Schon nach den Bestimmungen eines Talgemeindebeschlusses vom 7. Februar 1363 war vom 22. September an (St. Mauritientag) der allgemeine Weidgang in den Eigengütern gestattet (vgl. A. Denier, 1886).

97) In den Bestimmungen heisst es u.a.:
"Den Schafen ist der Weidgang in den Gütern erst vom St. Gallustag (16. Okt.) an gestattet. Fremde Viehherden dürfen den allgemeinen Weidgang nicht benützen, auch nicht über 8 Monate alte Zuchtstiere." Pferde durften die Weiden nur in den ersten acht Tagen benutzen, Zinspferde (d.h. mietweise für den sommerlichen Kutschereibetrieb z.B. aus Obersaxen übernommene Pferde) waren ausgeschlossen. In der Bezirksrats-Erkenntnis vom 22. Dez. 1862, die heute ausser Kraft ist, hiess es noch:

"Jeder soll sein Vieh, nachdem es aus der Stallung getreten, gehen lassen, am Abend auf dem Seinigen melken und zu lecken geben und nicht in besondere Güter treiben und darin hüten". Damit sollte offenbar einem bewussten Schonen des eigenen Wieslandes auf Kosten von Nachbargrundstücken vorgebeugt werden.

Hingegen gilt heute noch:

"Wer infolge ungebührlichen Mähens oder Düngens und Weidens zu wenig Weide für sein Vieh gelassen, der hat die vom Korporationsrat festgesetzte Weidentschädigung zu bezahlen."

Diese Bestimmung hindert also den einzelnen Landwirt daran, durch einen späten Grasschnitt oder durch Ausbringen von Mist sein Vieh zu veranlassen auf benachbarten Parzellen zu weiden. Die schon im 14. Jahrhundert geltende Bestimmung, wonach keiner nach dem 1. September sein Vieh weder in den eigenen noch in anderer Güter hüten durfte, wurde 1969 probeweise aufgehoben.

98) Der allgemeine Weidgang endet zu einem Zeitpunkt (1. Nov.) wo im Durchschnitt der Jahre in Urseren schon mehrmals Schnee gefallen ist (vgl. Kap. III/2).

99) P. Arnold (1970) schreibt in seinen Untersuchungen über Realp: "Jauche und Mist waren nicht gänzlich unbekannt. Manchmal trug man den Mist auf dem Rücken in speziell zu diesem Zweck hergerichteten und abgedichteten Tragkörben auf die Felder."

100) Futterbau in den Gemeinden des Urserentales

	Zahl der Betriebe mit landw. Nutzfläche	Landwirtschaft. Nutzfläche ha	Gesamte Futterfläche ha
A	37	347	347
H	18	129	129
R	22	127	127

	Naturwiesen Gesamtfläche ha	Fettwiesen ha	Magerwiesen ha	Ungerechnete Sömmerungsweiden ha
A	286	275	11	62
H	116	116	-	13
R	108	108	0	19

Quelle: Eidg. Betriebszählung 1965

101) In den Nachbargebieten Urserens die in Tab.Nr.3 aufgeführt sind, wurden 1965 in den einzelnen Gemeinden folgende Extremwerte erreicht: Goms: Ulrichen 73 Parzellen pro Betrieb (8 Aren pro Parzelle), Mühlebach 6 (75)

Vorderrhein: Tavetsch 28 (13), Trun 10 (52)

Leventina: Campello 92 (4), Airolo 4 (103)

102) Nach den Ermittlungen von P. Arnold (1970) sind je etwa 10 % der im Grundbuch aufgeführten Parzellen verstorbenen oder auswärtigen Besitzern zuzuordnen. Als maximale Parzellenzahl pro Besitzer führt diese Arbeit die Zahl 17 an.

103) In der Arbeit von P. Arnold u.a. (1970) wird für Realp eine erstaunliche demographische Isolation nachgewiesen, welche erst in allerletzter Zeit gelockert wurde. Nach den Kirchenbüchern wurden von 1735 bis 1968 in Realp 269 Ehepaare getraut, 90 % (242) dieser Eheschliessungen erfolgten zwischen Partnern aus Realp. Bei den auswärtigen Partnern stammten 5 % (14) aus Urseren, der Rest aus Uri (2 %) und der übrigen Schweiz (3 %). Vgl. dazu auch die Arbeit von F. Bachmann (1970), die ein spezielles Kapitel: "Der traditionelle Wirtschaftsraum als Heiratskreis" enthält.

104) Parzellierungsgrad nach dem Steuerrodel von 1452

	Anzahl Steuerpflichtige anno 1452	Parzellen ca.	Parzellen pro Steuer- pflichtigen
Realp	19	50	2,6
Ospental	14	47	3,4
An der Matt	27	80	3,0
ze Kilchen	11	16	1,5

105) M. Oechslin (1927) gibt zwei illustrative Zusammenstellungen zum Angebot an Gartengewächsen: "So zeigte am 17. August 1924 der Garten der Frau Revierförster Furrer zu Hospental auf der Sonnenseite des Holzhauses gelegen, folgenden Bestand: Kartoffeln, Oberkohlrabe, gelbe Rüben (Dancus carota), Schnittlauch, Lauch, (genannt Bohr, vom französischen Wort poireau (*)), Blumenkohl, Kabis (Wirsing), Spinat, Knoblauch, Rotranden, Bohnen (Höckerli), Petersilie, Johannis- und Himbeere. - Noch reicher bestellt war am 8. August 1924 der Pfarrgarten zu Realp, der in einem windgeschützten Loch liegt, 1542 m.ü.M.: Blumenkohl, Kohl, Kabis, Kohlraben, Salat, Spinat, Lauch, Schnittlauch, gelbe Rüben, Randen, Sellerie, Knollensellerie, Rāben (Zuckerrüben für die Hühner), Bohnen (Höckerli, die aber unter Reif leiden und nur selten gute Früchte bringen), Rhabarber, Estragon, grosse Erdbeere, Brombeere, Johannisbeere, Tomaten (als Versuch 1924 fusshoch, hatte im August 1924 aber noch nicht geblüht), Zwiebeln und dann ein in voller Blüte stehender Spargelstrauch, der alljährlich ein Bündel Spargeln liefert und schon über 30 Jahre alt sein soll. Dass der Blumenflor ebenso reichlich war, ist begreiflich."

*)Es ist wohl eher anzunehmen, dass der Ausdruck "Bohr" für Lauch aus der italienisch-sprachigen Nachbarschaft stammt und von it. porro abgeleitet werden muss, als vom franz. poireau. Jedenfalls zeigen die Essgewohnheiten in Urseren deutliche Einflüsse von Süden her. Zwei traditionelle Festgerichte sind "Porreis", aus Reis, Lauch, Knoblauch, Butter und Käse zubereitet und "Minestra", in welcher hauptsächlich Reis, Lauch, Kartoffeln und Trockenfleisch (Ziegen-, Schaf-, Schweinefleisch) gekocht werden.

106) Der Kartoffelanbau umfasste z.B. in Realp nach P. Arnold (1970) im Jahre 1918 1,45 ha und lieferte einen Ertrag von 12'296 kg Speisekartoffeln und 4'314 kg Saatkartoffeln. Er genügte knapp zur Deckung des Eigenbedarfes.

107) Der Beleg für den Walser Heiligen St. Theodul sei hier besonders hervorgehoben.

108) Das Grundbuch führt für Realp auch die Flurnamen Hofacker, Hinteracker (bei Schmiedigen), Oberacker (bei Schmiedigen) und Krummacker an.

109) Der Abtzinsrodel von 1448 zeigt folgendes Bild:

	Anzahl Zinspflichtige	Parzellen	
		total ca.	davon "aker"
Realp	20	60	24
Ospental	14	36	7
An der Matt	12	22	1
ze Kilchen	4	10	2

110) 1452 bezahlen die mit "Aker" bezeichneten Parzellen (mit einer Ausnahme) alle sehr geringe Steuerbeträge, was auf kleine Parzellen schliessen lässt, wurde doch die Steuer im Verhältnis zur Grösse und zum Wert des Gutes erhoben. Nach dem lateinisch-deutschen Handwörterbuch v. K.E. Georges (Basel, 1962) bezeichnet das lateinische Wort "ager" "jedes Stück Feld, das zum Landbau benutzt wird od. benutzt werden kann, es sei Ackerland, Weideplatz, Baumschule usw., das Feldgut, Grundstück oder Grundbesitz". In der Uebereinkunft der Talleute betreffend den Weidgang vom 7. Feb. 1363 (A. Denier, 1886) wird vereinbart: "untzent ingendem augsten / von des hinan so sol nieman uff die eigen lauffen weder uff. sins noch uff ander Lüte weder nachtz noch / tags. ald es waer dann also vil daz eina sins Ross uffen sin aker bunde alder sinen öchsen. also das es / sinen teilgenossen unschaedliche waere." (Von Anfang August an durfte also auf den Eigengütern kein Vieh mehr weiden, wohl um diese für die Gemeinatzung zu schonen, ausgenommen ein im Passverkehr benötigtes Pferd oder ein Ochse, welche festgebunden werden mussten).

Es ist kaum wahrscheinlich, dass ein Pferd oder ein Ochse im Spätsommer auf einem Getreidefeld festgebunden wurde, wenn darauf reifendes Getreide wuchs. Im gleichen Dokument wurde auch festgehalten: "es sol nieman en hein frömd fe lan uf unser aker" (wörtlich: Es soll niemand fremdes Vieh auf unsere Aecker lassen).

Damit ist offensichtlich ein Verbot des allgemeinen Weidgangs in den Eigengütern für fremdes Vieh gemeint, d.h. "unser aker" bedeutet hier "unsere Eigengüter".

111) In der Mühle in Hospental, deren Mahlsteine heute noch vorhanden sind, wird also vorwiegend importiertes Getreide gemahlen worden sein. Nach I. Müller (1936) holten die Urschner beispielsweise noch Ende des 19. Jhs. Getreide in Tschamut, im benachbarten Vorderrheintal.

112) Uri besitzt abgesehen von tierseuchepolizeilichen Vorschriften keine kantonale Alpgesetzgebung, die von Staates wegen die Bewirtschaftung des gesamten Alpgebietes im Kanton regeln würde.

113) Schon die Uebereinkunft der Talleute vom 7. Feb. 1363 garantierte jedem "unser talman der teil und gemein an unserm gemein merch hat" die gleichen Weiderechte.

114) Im Tal niedergelassene Nicht-Bürger und Auswärtige (die bei der Korporation Uri, vom Erwerb von Alprechten ausgeschlossen sind) können auf Gesuch hin die Bewilligung zur Nutzung von Alpen erhalten. Diese Bewilligung ist nach Verordnung "für eine bestimmte Alp und eine bestimmte Zeitdauer beschränkt".

115) C. Nager (1898) schreibt:
"Wir haben nur zu viel Alpen, deshalb schätzen und pflegen wir sie nicht ihrem wahren Wert entsprechend", sagte uns einmal ein einsichtiger Bürger des Bezirkes Urseren."

116) 1885 betrug die Busse für in der Zeit vom 25. Juni bis 15. September in den Freibergen weidendes Rindvieh Fr. 5.--, für Schmalvieh Fr. 1.--, d.h. zehnmal so viel, wie für eine ganze Alpsaison an Weidgeld entrichtet werden musste.

117) In der Korporation Uri wird statt "Heukuh" der Begriff "Heimkuh" verwendet.

118) Auch hier muss in der Vergangenheit gesprochen werden, weil die Ziele "de jure" grösstenteils und "de facto" völlig aufgehoben sind.

119) Die Schreibweise des Ausdrucks "Senten" welche "das Senn-tum" bedeutet, wird aus den Verordnungen der Korporation Urseren übernommen.

120) Gemeint ist das Vieh von Bürgern welche einzeln alpen.

121) Die Korporationsverordnung bestimmt:
"Die Senten dürfen nur bis 26. Juli und im Herbst erst vom 15. September an bei den sogenannten Vorhütten, nämlich vor dem Ziel stafeln, vorbehältlich Schneefall, Ueberfahrten oder aussergewöhnliche Verhältnisse".

122) Die Verordnungen bestimmen:
"Von St. Jakob und Anna (26. Juli) bis 14. September dürfen vor dem Ziel nicht mehr als 5 Stück Grossvieh (pro Betrieb) nebst kleinen Kälbern gehalten werden".

Zur Postkutschenzeit hiess es auch noch:
"Es dürfen nur 4 Pferde, seien es dann selbst gewinterte, gekaufte oder Zinspferde, vor das Ziel auf die Weide gelassen werden. Was darüber, ist hinter dem Ziel zu halten, bei Fr. 20.-- Busse für den Uebertretungsfall".

123) Spezielle Rinderalpen wie im Urner Unterland existieren nicht, einzig die "Ochsenalp" ob Realp diene, als noch ein bedeutender

Güterverkehr über den St. Gotthard existierte, als Sommeraufenthalt für die Arbeitsochsen, die im Winter am Pass zum Einsatz kamen.

124) C. Nager (1898), hat das Fehlen einer Regelung des Besatzes (wie sie in der Korporation Uri besteht) zu Recht bedauert und eine "volkswirtschaftliche Sünde" genannt (vgl. auch K. Kasthofer, 1822).

125) Ein sprechendes Beispiel gibt M. Oechslin (1935): 1921 wurde auf der Alp Tross im Unteralpatal (1934 m) ein grosser, für 100 Stück Vieh berechneter Stall mit Beiträgen des Bundes und des Kantons erstellt, "dessen grosse Jauchegrube von den Aelplern aber mit Steinen gefüllt wurde, damit ihnen nicht die Arbeit des Düngerausbringens überbürdet werden kann".

126) Dieser Beitrag beträgt für Rindvieh, Schweine und Pferde heute je 20 Rappen, für Schmalvieh 5 Rappen pro Alpsaison.

127) Die Armee benützt vor allem die Täler der Unteralp- und der Witenwasserrenreuss als Frühjahrs- und Herbstschiessgelände.

128) Die betreffenden Bestimmungen datieren vom 12. Mai 1913: "vom Weidgeld fallen jährlich Fr. 1'250.-- in die Korporationskasse, Fr. 400.-- in die Kasse für Alp- und Bodenverbesserungen und Fr. 1'000.-- an die Rindviehversicherungsanstalten des Tales. Der Rest wird nach Bürgerzahl unter die Bürgergemeinden des Tales verteilt."

129) Die heute gültigen Taxen betragen pro Alpsaison für Korporationsbürger:

a) Rindvieh im Tal gewintert (Kühe, Rinder, Stiere, Ochsen)

die ersten	5 Stück	je Fr. 1.50
von 6 bis	10 Stück	je Fr. 3.--
von	11 Stück an	je Fr. 4.--
Pro Kalb, pro Schwein		je Fr. 1.--

b) Rindvieh zugekauft oder ausser Tal gewintert (Kühe, Rinder, Stiere, Ochsen, Kälber)

die ersten	5 Stück	je Fr. 6.--
von	6 Stück an	je Fr. 8.--

c) Schmalvieh im Tal gewintert (Ziegen, Schafe, Gitzi, Lämmer)

die ersten	15 Stück	je Fr. -.40
von	16 Stück an	je Fr. -.60

d) Schmalvieh zugekauft oder ausser Tal gewintert

die ersten	15 Stück	je Fr. -.80
von	16 Stück an	je Fr. 1.20

e) Pferde und Käspferde *)

pro Stück	je Fr. 5.--
-----------	-------------

*) Käspferd = Pferd das täglich für den Käsetransport von der Alp in den Talspeicher eingesetzt wurde.

Niedergelassene bezahlen für die ersten 5 Stück im Tal gewintertes Rindvieh Fr. 8.50 pro Stück, ab 6 Stück je Fr. 12.--, für zugekauftes Rindvieh Fr. 16.--, sonst die 3-fache Taxe der Korporationsbürger. Niedergelassene, die oder deren Vorfahren mehr als 50 Jahre im Urserental ansässig sind, geniessen eine 50 prozentige Reduktion des Weidgeldtarifs für Niedergelassene.

Die Weidgeldrechnung pro 1969 schloss bei Nettoeinnahmen von Fr. 3'077.60 und Beiträgen von Fr. 2'592.-- an die Versicherungen und Fr. 800.-- an die Bürger (Schulbeitrag) mit einem Defizit von Fr. 314.40, das die Kasse für Alp und Bodenverbesserung zu decken hatte.

130) Die massgebende Verordnung "betreffend das Sömmern des Viehs auf den Alpen" wurde 1901 erlassen "in Erwägung, dass sich alljährlich im Frühjahr bei Zusammenstellung der Kühe Anstände und Zwistigkeiten ergeben".

Nach Verordnung ist jeder Sentenvogt verpflichtet, "bis 75 Kühe, welche gleiche Alp benutzen wollen, zuzulassen. Ein Vorrecht haben solche, die vorher im Senten gewesen. Ist aber ein Senten nicht vollständig, so müssen aus gleicher Alp Kühe dazu gegeben werden".

"Ein Bürger hat zur Aufnahme seines Viehs ins Senten beim Sentenvogt der betreffenden Alp, wohin er fahren will, anzufragen. Wird oder kann er da nicht aufgenommen werden, so hat er das Recht, sein Vieh mit und neben dem Senten zu weiden."

"Jeder ist verpflichtet, sein Vieh, das er in die Senten zu stellen wünscht, bis Mitte Juni dem Sentenvogt anzumelden, ansonst angenommen wird, als hätte er nicht gefragt."

131) Den Vorteil des Vorfahrrechts der Senten auf der Alp nutzten reiche Viehhändlerfamilien, wie die Furrer in Hospental oder die Russi (Schänggis) in Andermatt, indem sie mit zugekauftem Vieh und eigenen Angestellten "Einzelsenten" (mit über 50 Kühen) bildeten.

Die Furrer fuhren auf die Isenmannsalp, die Russi auf die Oberalp.

132) H.R. Schinz (1787) erwähnt die Alppacht durch "Caricatori" für die Alpen des Tessins.

133) Nach Auskunft von Leo Furrer, Hospental, ging bis in den letzten Jahren z.B. von Hospental im Winter viel Vieh, wohl dank der Bahnverbindungen, auch in den Kanton Zürich (Dällikon, Andelfingen, Tösstal) und in den Kanton Aargau. Die Gewohnheit, das Vieh im Winter fortzugeben, soll in Urseren schon im 15. Jh. bestanden haben. Auch aus der Leventina wanderte nach K. Gutzwiller (1923) wegen der hohen Heupreise Vieh anfangs Winter in die Gegend von Lugano.

W. Baumann (1954) führt auch ein Dokument an, in welchem das Heugeschäft als Hinderungsgrund für den Ausbau des Gotthardsaums zur Talstrasse erscheint, indem man befürchtete, "dass der Transit auf einer fahrbaren Strasse weniger Pferde erfordern würde, folglich auch der Preis des Heus und damit der Ertrag der Güter falle".

134) Die Korporationsverordnung bestimmt:

"An den ersten Tagen der Kuh- und Geissweid darf keiner mit dem Mähen vor morgens 6 Uhr beginnen."

Das Abwechseln im Mähen ist bei Busse verboten. Damit wird verhindert, dass eine Haushaltung zu viel Heu gewinnen könnte.

"Ein Hirt der eine Hirte übernommen hat, darf auf der betreffenden Alp vor der Zeit nicht mähen. Dagegen ist dem Hirten erlaubt, für ein Bett (Heulager) jederzeit zu mähen."

135) K. Kasthofer beschreibt die 1822 übliche Brennholzbeschaffung wie folgt: "wie lang schon haben die Bewohner der Talschaft Urseren diesen Mangel empfindlich gefühlt, und doch so gar nichts gethan, diesem Mangel an Holz abzuhelpen. Ganze Züge armer Weiber und Mädchen wandern zwei Stunden weit nach Wasen hinunter, um da Brennholz in Bündeln von sechzig bis fünfundsiebenzig Pfunden anzukaufen und in Urseren zu vier bis fünf Batzen zu verkaufen". Kasthofer beschreibt auch die besonders schwierige Lage von Realp, dessen Bewohner zu entfernt von der Brennholzzufuhr aus der Schöllenen seien und "eine bis zwei Stunden weit auf dem Gebirg herum Vaccinien- und Erikagesträuch schneiden und als einziges Feuerungsmittel nach Hause schleppen".

136) K.F. Lusser schreibt 1805 (vgl. A.O. Lusser, 1972):

Auch hat man an der Nordseite desselben Tales (Urseren) Spuren von guten Torflagern gefunden zu haben behauptet, die einer so armen Landschaft von höchstem Werte sein müssten; allein selbst diese Spuren hat man bis jetzt nicht weiter verfolgen mögen.

137) C. Nager stellt 1898 fest, dass auf der Oberalp ein Rückgang der Bestossung infolge des Torfgrabens zu konstatieren sei. Dieses sei zwar wegen des Holz Mangels nicht zu verhindern, die Ausgrabungen sollten aber besser reguliert werden.

138) Ein ähnlicher Erfahrungswert gilt als Grenzwert für die Fahrt mit vierradgetriebenen Geländefahrzeugen in der Falllinie. Für horizontale Fahrt muss die Obergrenze bei ca. 20° (36%) angesetzt werden.

139) Der Ausdruck "Kuh des armen Mannes" für die Ziege (vgl. W. Röllin, 1969) ist auch in Urseren nur bedingt richtig. Der Ankauf von galten Ziegen und Schafen im Frühjahr, deren Sömmung fast ohne Hirtenschaft und deren Wiederverkauf nach der Alp-saison ist für etliche Urschner (vor allem in Realp und Andermatt) zu einem nicht unbedeutenden Nebenerwerb geworden.

140) E. Marti (1970) gibt folgende Zusammenstellung:

		Bestossungsentwicklung auf den nach Eigentum aufgeteilten Urner Alpen	
		1897	1966
Korporation Uri	Kühe	3312	3037
	Galtvieh	3361	4361
Eigenalpen	Kühe	547	341
	Galtvieh	410	836
Korporation Urseren	Kühe	1225	373
	Galtvieh	713	433

Man muss dabei berücksichtigen, dass von den 7941 ha genutzter Alpfläche im Gebiet von Urseren nach E. Marti (1970) 5840 ha oder 74 % auf einer Höhe von über 2000 m/M. liegen, 18 % auf 1800 bis 2000 m/M. und nur 8 % unter 1600 m/M.. Im übrigen Kantonsgebiet liegen nur 21 % des genutzten Alpgebiets über 2000 m.

141) Für das Jahr 1969 ergeben sich nach der Weidgeldrechnung folgende Bestossungsverhältnisse für das Korporationsgebiet Urserens:

Bestossung der Alpen Urserens nach Gemeinden 1969

	Andermatt Stück	Hospental Stück	Realp Stück	Total Stück
Rindvieh im Tal gewintert	348	104	80	532
Kälber	72	29	26	127
Rindvieh zugekauft	34	-	-	34
Schmalvieh im Tal gewintert	237	463	416	1116
Schmalvieh zugekauft	129	2	221	352
Auswärtige Schafe				2587
Rindviehhalter	30	13	12	55
Schmalviehbesitzer	19	15	27	61

142) Realp war seit jeher am stärksten landwirtschaftlich orientiert, da es in bezug auf Transitverkehr und Tourismus immer etwas "in einem toten Winkel" lag und im Winter monatelang abgeschnitten war. Seit den 60er Jahren wird die Strassenverbindung nach Realp ganzjährig offen gehalten und auch die Furka-Oberalp-Bahn führt mehr Winterkurse.

143) E. Paravicini (1928) versteht unter "Betriebsform" die Gesamterscheinung eines landwirtschaftlichen Betriebes, wie sie sich ausdrückt in der Art des Bodennutzungssystems (räumliche und zeitliche Verteilung der einzelnen Kulturarten über das gesamte Kulturland), der Veredlung der Rohstoffe und der Produktion für Markt- und Selbstversorgung.

144) Nach P. Arnold (1970) gab es in Realp noch vor zehn Jahren Landwirte, welche ihr Vieh pro Winter immerhin 5 bis 6 mal verstellen mussten.

145) "Seit jeher" war man nach A. Christen (1960) bei der Heuernte auch auf fremde Arbeitskräfte angewiesen. Das Tessin aufwärts wandernde Bergamasker Mäher und vom Wallis her kommende männliche und weibliche Hilfskräfte (in Urseren spricht man von "Walser Heuern" und "Walser Worberinnen") gelangten schliesslich nach Urseren, um beim "Heibet" mitzuhelfen. Ihre Hilfe war wohl vor allem in jenen Betrieben sehr willkommen, in denen einzeln gealpt wurde, oder in solchen, deren Angehörige im Passverkehr Zusatzbeschäftigung hatten.

146) Eine Scheune mit quadratischem Grundriss von 5 m Seitenlänge (20 m Umfang) erhält bei gleichbleibender Höhe der Seitenwände den doppelten Inhalt durch Verlängerung der Seiten auf gut 7 m (28 m Umfang).

147) Der Ausdruck "Wellhütte" hängt mit Milch "erwellen" d.h. Milch erhitzen zusammen.

148) Diese altertümliche Art der Rauchableitung kann bei alten Wohnbauten im oberen Tessin noch gelegentlich beobachtet werden.

149) Möglicherweise besteht ein Zusammenhang zwischen "Lutsch" und dem in der Leventina oder im Sottoceneri verehrten Lokalheiligen der Hirten San Lucio, welcher auf Abbildungen einen kleinen Käselaiß als Attribut besitzt. Bei Schinz (1783) taucht die Bezeichnung "Heukuhkäslein" auf (vgl. E. Bucher, 1971).

150) J.G. Sulzer (1775/76) schreibt z.B.: "Der hier gewonnene Käs, welcher Urseler Käs genannt wird, ist von vorzüglicher Güte und wird häufig nach Italien, besonders nach Neapel, verschickt, und von dort aus geht auch viel davon nach Spanien. Diese Waare und das zum Verkauf aufgezogene Vieh bringen den Einwohnern das nöthige Geld, um sich die ihnen fehlenden Bedürfnisse anzuschaffen. Da viele Berge zu dem Ursernthal gehören, und nicht alle von gleicher Beschaffenheit sind, so ist auch die Güte des Urseler-Käses verschieden. Der beste wird immer auf Oberalp, einem über dem Dorfe an der Matt erhabenen fruchtbaren Thale, wo sich auch ein fischreicher See befindet, gemacht. Er kommt in vielem mit dem Emmenthaler-Käse überein, hat aber einen stärkeren aromatischen Geschmack."

K. Kasthofer (1822) stellt fest: "Die Urseren Käse gelten gewöhnlich ein Viertel bis ein Drittheil mehr, als die besten Käse des Bernischen Oberlandes, und sie haben einen ungleich sichereren Absatz als diese".

Auch C. Nager (1898) räumt ein: "Der sog. Ursernkäse, der fast ausschliesslich nach den grösseren Städten der Lombardei und auch nach Zürich etc. exportiert wird, gilt mit vollem Recht als Delikatesse".

151) Eine detaillierte Beschreibung der Käsebereitung auf Garschenalp (Realp) gibt K. Kasthofer (1822). Ob diese für das damalige Urseren allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann, ist jedoch fraglich, auch wenn Kasthofer schreibt: "Wie jetzt der Urserenkäse bereitet wird, so wurde er vor einem Jahrhundert bereitet und so ist es auch mit den Brienzer- und den Greyerzer-Käsen". Kasthofers Beschreibung weist übrigens grosse Ähnlichkeit auf mit der von K. Gutzwiller (1923) publizierten Schilderung der Herstellung der sog. "Strohkäse" (formaggio di paglia) im Tessin, bei dessen Zubereitung allerdings je zur Hälfte Kuh- und Ziegenmilch verwendet wurde.

152) I. Meyer (1939) schreibt zur Aufnahme des aus dem Wallis eingewanderten Christian Nager und seiner Familie ins Talrecht (11. Mai 1614): "Nach der Ueberlieferung soll dieser Nager ein geschickter Senn gewesen sein und den berühmten hochfetten Ursenerkäse eingeführt und fabriziert haben, was der Grund sein mag, dass ihm die Einkaufsgebühr geschenkt wurde".

153) C. Nager (1898) schreibt: "Im Urserenthale, wo früher auf sämtlichen Alpen der altberühmte hochfette Urserenkäse hergestellt wurde, verlegt man sich immer mehr auf die Fabrikation

von Butter und Magerkäse. Die Butter findet Absatz in den vielen Hotels, der Magerkäse im Lokalkonsum. Urserenkäse werden gegenwärtig nur mehr auf einer einzigen Alp, der Unteralp, gemacht. Die Ursache des Rückganges dieser trefflichen Käsesorte scheint vornehmlich im Mangel an hiefür tauglichen Sennen zu liegen, die kaum mehr erhältlich sind; auch scheint im Hauptabsatzgebiet Italien infolge Finanzkrisis die Nachfrage zurückzugehen". In diesem Zusammenhang sei auf die Beobachtungen K. Kasthofers (1822) hingewiesen, wonach die frisch gemolkene, "kuhwarne" Milch sofort ins Käskessi gegossen wurde, unter dem mit dem einzigen verfügbaren Feuerungsmaterial, Heidelbeergesträuch und Heidekraut, schwach geheizt wurde, um die Milch warm zu halten, bis alle Kühe gemolken waren. Diese Heizmaterial sparende Methode ist bei der mit der Butterherstellung verbundenen Halbfettkäserei nicht möglich.

154) Zur gleichen Feststellung gelangt A. Bühler (1931) in Bezug auf das Urner Oberland, wo heute ausschliesslich genossenschaftlich gealpt wird.

155) Bei K. Kasthofer (1822) ist anderseits zu Beginn des 19. Jhs. die Existenz eines Sentens von 72 Kühen auf Garschenalp belegt.

156) A. Bühler (1931) sieht in dem durch die topographischen Verhältnisse bedingten Zwang zu ausgedehnter Wandertätigkeit auch einen Grund dafür, dass sich in den oberen Reusstälern die genossenschaftliche Alpung durchgesetzt hat.

157) H. Rebsamen (1926) schreibt z.B.: "Die Alpgenossen der Meientaler und Ursener Sennten haben infolge der primitiven Unterkunftsverhältnisse oft Mühe, Alpknechte zu bekommen; unter diesen gibt es welche, die ein solches Senntum nur übernehmen, wenn ihnen vertraglich ein genügendes Mass "Gebranntes" zugestanden wird, damit sie die rauhe Witterung während der Weidezeit besser überstehen können".

158) Nach L. Furrer, Hospental (mdl. Mitt.), bezog man die Lärchenschindeln hauptsächlich aus dem benachbarten Wallis.

159) Die starke Verbreitung von Blechdächern mag auch in Urseren mit den Versicherungsbedingungen zusammenhängen (vgl. R. Weiss, 1959).

160) Nach "Uri Land und Leute" (1902) ist das "uralt Dorf" Hospental am 25. September 1669 "mit Ausnahme eines einzigen Hauses vollständig abgebrannt". Dabei trug der Föhn brennende Schindeln bis auf den Bätzberg. Am 9. September 1766 brannte "ein grosser Teil des Dorfes Andermatt" ab. Das Dörfchen Realp, welches schon 1730 "fast ganz von Lawinen verschüttet" worden war, wurde am 5. September 1848 durch eine Feuersbrunst "zum grösseren Teile" zerstört.

161) Zur völligen Sanierung der Gspender-Lawinen mussten in den letzten Jahren erneut grosse Anstrengungen unternommen werden, nachdem 1961 die Gspender-Altstafellau eine Schneise

in den Bannwald gerissen, dabei ca. 300 m³ Holz geworfen hatte und bis gegen den Friedhof gefahren war.

162) Die hier genannte Kapelle ist im beigegebenen Dorfplan als Schuppen zwischen drei Wohnhäusern, unmittelbar nördlich des Pfarrhauses (2) eingezeichnet. Sie trug im Türbogen die Jahrzahl 1591, diente aber schon lange nur noch profanen Zwecken (Feuerwehrlokal) und wurde 1971 abgebrochen. Daran angebaut war das sog. Pfrundhaus, das ehemalige Kapuzinerhospiz.

163) Realp wies nach der Volkszählung vom 1.12.1960 mit 1,24 Bewohnern pro Wohnraum die höchste Wohndichte des Kantons Uri auf. Vergleichswert für Hospental: 0,63 (niedrigster kantonaler Wert), für Andermatt: 0,88.

164) Die Anteile der in Land- und Forstwirtschaft Berufstätigen betrugen nach den Volkszählungen von 1970 (1960) in Realp 10 % (29 %), in Hospental 16 % (34 %) und in Andermatt 6 % (9 %).

165) Da die Schweine im Herbst geschlachtet werden, sind zu deren Fütterung keine winterlichen Gänge ins lawinengefährdete Gebiet notwendig.

166) Der Turm von Hospental erscheint in der Literatur als Stammsitz des Disentiser Ministerialgeschlechts der Edlen von Hospental, sein Erbauer ist unbekannt.

167) Beide hier erwähnten Lawinenzüge stiessen letztmals 1951 bis ins Dorf hinunter vor. Eine dritte Lawine, die Geisstallau, zerstörte 1951 das bei der Reussbrücke am ehemaligen Postplatz gelegene Hotel "Drei Könige und Post".

168) Die hier erwähnten Steinplattengleise aus der Postkutschenzeit, wie sie früher z.B. auch in Altdorf existierten, sind im alten Dorfteil von Andermatt in der gepflasterten Strasse noch erhalten.

169) Die Ansicht A.W. Grubes (1870), auch die Bewohner Andermatts, vor allem die ärmeren, seien nicht gerade reinlich, braucht heute nicht mehr geteilt zu werden, seine übrige Charakteristik der Andermatter dürfte hingegen in manchen Teilen richtig sein: "Doch die Einwohner, blonde Walliser, hier und da wohl mit etwas italienischem Blut gemengt, sind heiter und lebenslustig und auch in religiöser und politischer Anschauung der Welt viel liberaler als die Bewohner des unteren Reusstales".

170) B. Elsasser (1969) stellte in ihren Untersuchungen, die den Kanton Graubünden erfassten, fest (S.33), dass "die Hof-siedlungen zwar bei Walsern und Romanen vorkommen, aber in einem sehr ungleichen Zahlenverhältnis, das eindeutig zugunsten der Walser verschoben ist".

171) Der Ortsnamensuffix -ingen, der im Goms häufig ist, gelangte nach I. Müller (1936) mit dem Walserstrom über Furka Oberalp auch ins Bündner Oberland, wo er in den reromanisierten Siedlungen als -enga oder -engia weiterbesteht.

172) Andere, nicht näher lokalisierbare Ortsbezeichnungen, die sich möglicherweise auf den Wohnsitz der Zinspflichtigen beziehen, sind in Realp "Jaenni underm Wald" und "Beli Katherinen Willis uf der Egg Wib", in Hospental "Claus ze Furt", in Andermatt "Jaenni Marstein von Tenlon". Die Steuerrödel von 1445-1476 verzeichnen ausserdem Namen wie "Gili von Mettlen", "Else von Albenast", "Werni im Boden", "Heini in der Schlucht", "Heini zem Bach", die sich ebenfalls auf den Wohnort beziehen können (vgl. A. Kocher, 1971).

173) Das Mehrfamilienhaus in Zumdorf ist ein baufälliger Holz-Steinbau, der verschiedene Umbauten und Zweckänderungen der Räume erfahren hat. Auf der Westseite liegen im Erdgeschoss nebeneinander, von einem Gang aus zugänglich, die Wohnstuben der einzelnen Familien, darüber die Schlafkammern. Die Wohnstuben waren vom Gang aus heizbar, der Rauch zog durch das Treppenhaus ab. Auf der Ostseite stand den Bewohnern eine Gemeinschaftsküche zur Verfügung.

174) Im persönlichen Gespräch bestätigte mir Leo Furrer in Hospental, ein Kenner der Geschichte Urserens, dass Tenndlen nach alter Urschener Tradition als älteste Siedlung des Tales gelte. Er meinte, in diesem Fall müsste sie aber einen romanischen Namen haben und Tenndlen wäre also nicht von "bei den Tannen" herzuleiten (wie bei I. Meyer, 1938), sondern möglicherweise von "teloneum" (Zollstätte) und damit wohl als Gründung der Römer zu betrachten. Beweise dafür fehlen, doch sei hier daran erinnert, dass die Bedeutung der Nord-Süd-Verbindung über den Bätzberg in frühgeschichtlicher Zeit in den letzten Jahren eher eine Aufwertung erfahren hat (vgl. Kap. IV.1.)

175) Im benachbarten Tavetsch, wohin die Walserbewegung von Urseren aus weitergeflutet war, setzte der Konzentrationsprozess, welcher von der Einzelhofsiedlung zur Weiler- und Dorfsiedlung führte, erst im 17. und 18. Jh. ein (vgl. I. Müller, 1936).

X Benützte Literatur

- Abegg Emil Die Mundart von Urseren. Frauenfeld, 1912.
- Ambühl Ernst Petrographie und Geologie des zentralen Gotthardmassivs südlich Andermatt. Diss. Zürich, 1930.
- Ambühl Ernst Sind unsere Alpen eine scharfe Wetterscheide? Die Alpen, Jg. 11, Bern, 1935
- Ambühl Ernst Die Schneedecke auf Gotthardhospiz. Die Alpen, Jg. 29, Bern, 1942.
- Ambühl Ernst 100 Jahre Einschneien und Ausapern in Andermatt 1860-1960. Die Alpen, Jg. 37, Bern, 1961
- Arnold Andreas On the History of the Gotthardmassiv. Eclogae geologicae Helvetiae 63/1, 1970
- Arnold Leo Die Korporationen Uri und Urseren. Uri, Land am Gotthard. Zürich, 1966.
- Arnold Pierre, Butty Gabriel, Klingler Heidi Le changement economique et social de la commune de Realp. Manuskript, Genf, 1970
- Bachmann Fritz Die traditionelle Kulturlandschaft einer Berggemeinde (Blatten im Lötschental). Zürich, 1970.
- Baumann Werner Der Güterverkehr über den St. Gotthardpass vor Eröffnung der Gotthardbahn unter besonderer Berücksichtigung des frühen 19. Jhs.. Diss. Zürich, 1954.
- Boesch Hans Nomadismus, Transhumanz, Alpwirtschaft. Die Alpen, Jg. 27, Bern, 1951.
- Brockmann Heinrich Baumgrenze und Klimacharakter. Zürich, 1919.
- Bruckner Albert Andreas Ryffs Gotthardreise im Jahre 1587. Die Alpen, Jg. 13, Bern, 1937.

- Bucher Engelbert St. Theodul, Schutzpatron der Käserei?
"Wir Walser", 9. Jg. Nr. 2, Visp 1971.
- Büchi Walter Neue Aufgaben für die Geographie.
Geographica Helvetica 27. Jg. 1/1972
- Bühler Alfred Beiträge zur Geographie der Alpsiedlungen
in Uri. S.A. aus Die Alpen, Jg. VII, 1931.
- Cahannes Gion Il Cumin d'Ursera 1425. Neujahrsblatt Uri,
1946.
- Christen Alex Urseren. Bern, 1960.
- Clauss Walter Die Urner Mundart, ihre Laute und Flexions-
formen. Altdorf 1969.
- Coaz J. Die Lauinen der Schweizer Alpen. Bern, 1881.
- Curti Notker Die kirchlichen Verhältnisse im Urserental
um 1643. Neujahrsblatt Uri, 1915.
- Cysat Joh. Leopold Beschreibung dess Berühmbten Lucerner-
oder 4 Waldstätten Sees/und dessen Fürtreff-
lichen Qualiteten und sonderbaren Eygen-
schafften Im Jahr MDCLXI (1661).
Die Alpen, Jg. 16, Bern, 1940.
- Denier Anton Urkunden aus Uri. Der Geschichtsfreund,
Band 41,42,43. Einsiedeln, 1886,87,88.
- Durgiai Leopold Die Kapuziner im Urserntal. Schwyz, 1929.
- Egli Emil Erdbild als Schicksal. Zürich und Stutt-
gart, 1959.
- Elsasser Beatrix Beiträge zur Siedlungs- und Wirtschafts-
geographie in den bündnerischen Walser-
kolonien. Diss. Zürich, 1969.
- Fäsi Joh. Conrad Staats- und Erdbeschreibung der Helvetischen
Eidgenossenschaft II, Zürich, 1766.
- Flückiger O. Glaziale Felsformen. Ergänzungsheft zu
Petermanns Mitteilungen, Nr. 218, Gotha, 1934.
- Früh J. Geographie der Schweiz. Band II/III,
St. Gallen, 1932/38.
- Frutiger H. Technische Entwicklung der Lawinenver-
bauung. 1964.
- Gauchat L. Sprachgeschichte eines Alpenübergangs
(Furka-Oberalp). Braunschweig, 1907.

- Gensler G.A. Der Begriff der Vegetationszeit.
Diss. Zürich, 1946.
- Geologischer Führer der Schweiz, Heft 5
Schweizerische geologische Gesellschaft,
Basel 1967.
- Geologisches Institut ETH
Schematisches geologisches Profil durch
das Aar- und Gotthardmassiv. 1963
- Gisler Johannes Die spätmittelalterlichen Abtzens- und
Steuerrödel von Urseren 1445-1476. Der
Geschichtsfreund, Band 115, Stans, 1962.
- Gisler Johannes Regesten der Urkunden und Aktenstücke von
1317 bis 1800 im Talarchiv Ursern und Ver-
zeichnis der älteren Bücher und Rollen.
Andermatt, 1969.
- Goethe J.W. Autobiographische Schriften: Aus meinem
Leben, Dichtung und Wahrheit. Hamburg.
- Gresch Peter Vergandete Agrarareale im oberen Goms.
Geographica Helvetica, 27. Jg. 4/1972.
- Grube A.W. Ueber den St. Gotthard. Aus den Reise-
skizzen (1870). Neujahrsblatt Uri, 1924.
- Güterbock Ferdinand Wann wurde die Gotthardroute erschlossen?
Zeitschrift für Schweizer Geschichte,
Jg. 19, 1939.
- Gutersohn Heinrich Geographie der Schweiz, Band II, Alpen.
Bern, 1964.
- Gutzwiller Karl Die Milchverarbeitung in der Schweiz und
der Handel mit Milcherzeugnissen.
Schaffhausen, 1923.
- Gutzwiller Karl Die Alpwirtschaft der Urzeit. Die Alpen,
Jg. 13, Bern, 1937.
- Hager P.K. Verbreitung der wildwachsenden Holzarten
im Vorderrheintal (Kanton Graubünden)
Bern, 1916.
- Hegel G.W.F. Alpenreise im Jahre 1796 (aus seinem Tage-
buch). Die Alpen, Jg. 25, Bern, 1949.
- Hofmänner F.J. Petrographische Untersuchungen der grani-
toiden Gesteine zwischen Gotthard und
Witenwasserrenreuss.
Diss. Zürich, 1964.

- Hösli Jost Das Heidenstäfeli im Fuggtäli (2100 m). Ein Beitrag zur Wüstungsgeographie der Glarner Alpen. Geographica Helvetica, Bern, 1970.
- Höhn Willi Das Bauernhaus der Schweizeralpen. Die Alpen, Jg. 13, Bern, 1937.
- Hoppeler Robert Die Pfändung nach dem alten Talrecht von Urseren. Anz. für Schweizerische Geschichte, Bern, 1906.
- Hoppeler Robert Die Rechtsverhältnisse der Talschaft Urseren im Mittelalter. JB für Schweizerische Geschichte, Bern, 1907.
- Hoppeler Robert Urseren im Mittelalter. Zürich, 1910.
- Hotzenköcherle Rudolf Besprechung von Iso Müller: Die Wanderung der Walser über Furka-Oberalp und ihr Einfluss auf den Gotthardweg (ca. 11.- 14.Jh.) Zürich, 1938.
- Huber Konrad Ueber die Histen- und Speichertypen des Zentralalpengebietes. Genf-Erlenbach-Zürich, 1944.
- Hubschmid J.U. Bezeichnung von Göttern und Dämonen als Flussnamen. 1947.
- Jäckli Heinrich Die Vergletscherung der Schweiz im Würmaximum mit Karte. Eclogae geologicae Helvetiae Vol. 55, No. 2-1962.
- Jäckli Heinrich Die Schweiz zur letzten Eiszeit. Atlas der Schweiz, Zürich-Bern, 1970.
- Jaccard C. Neue Ergebnisse der Lawinenforschung. S.A. aus Umschau in Wissenschaft und Technik, 1966.
- Jaeger Fritz Die klimatischen Grenzen des Ackerbaus. Denkschriften der Schweiz. Naturf. Gesellschaft, Zürich, 1946.
- Kasthofer Karl Bemerkungen auf einer Alpenreise. Aarau, 1822.
- Keller Wilhelm Uri vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Uri, Land am Gotthard. Zürich, 1966.
- Kläui Paul Bildung und Auflösung der Grundherrschaft im Lande Uri. Neujahrsblatt Uri, 1957/58.

Kläui Paul	Genossame, Gemeinde und Mark in der Inner-schweiz mit besonderer Berücksichtigung des Landes Uri. Neujahrsblatt Uri, 1963/64.
Kläui Paul	Uri bis zum Ende des Mittelalters. Uri, Land am Gotthard, Zürich, 1966.
Kocher Alois	Der alte St. Gotthardweg. Sonderdruck aus Neujahrsblatt Uri, 1951.
Kocher Alois	Die Walser und die Oeffnung der Schöllenen. "Wir Walser", 7. Jg. Nr. 1, Visp 1969.
Kocher Alois	Die Walser im Urserntal. "Wir Walser", 9. Jg., Nr. 2, Visp 1971.
Kreis Hans	Die Walser, ein Stück Siedlungsgeschichte der Zentralalpen. Bern/München, 1966.
Kuoch Rolf und Amiet Roger	Die Verjüngung im Bereich der oberen Waldgrenze der Alpen. Zürich 1970
Landolt Elias	Unsere Alpenflora. Zollikon-Zürich, 1964.
Laur Rudolf	Studien zur Eröffnungsgeschichte des Gotthardpasses mit einer Untersuchung über stiebende Brücke und Teufelsbrücke. Zürich, 1924.
Liver Peter	Ist Walserrecht Walliser Recht? Chur, 1944.
Lüdi Werner	Die Vegetationsentwicklung seit dem Rückzug der Gletscher in den mittleren Alpen und ihrem nördlichen Vorland. Zürich, 1955.
Lusser Armin O.	Baugeschichtliches aus dem Urserental Altdorf, 1946.
Lusser Armin O.	Reiseeindrücke eines deutschen Gelehrten über Urseren im Jahre 1808 (A.W.v.Schlegel). Die Alpen, Jg. 29, Bern, 1953.
Lusser Armin O.	Die erste gedruckte Landeskunde von Uri aus dem Jahre 1805 (Verfasser Karl Florian Lusser 1780-1824). Urner Wochenblatt, Altdorf, 1972.
Lusser Karl Franz	Der Kanton Uri, historisch, geographisch, statistisch geschildert. St. Gallen und Bern, 1834.
Lüthi Alfred	Alpwüstungen im Gebiet von Zermatt. Geographica Helvetica, Bern, 1971.

- Machatschek F. Morphologische Probleme in den Alpen.
Zürich, 1924/25.
- Marr R.L. Das Phänomen der Höhenregionen.
Basel, 1963.
- Marti E. Die Land- und Alpwirtschaft im Kanton Uri.
Bern, 1970.
- Meyer Isidor Ursern und der Gotthardverkehr.
Urner Wochenblatt, Altdorf, 1938.
- Meyer Isidor Die Ursener Geschlechter und ihre Herkunft.
Urner Wochenblatt, Altdorf, 1939.
- Meyer Peter
Frey Th. Das Projekt der Urserenkraftwerke.
NZZ Zürich, 1945.
- Menzi A.
Heinis F. Anthropologisches aus dem Tavetsch.
Die Alpen, Jg. 19, Bern, 1943.
- Mittler Max Streifzug durch historische Landschaft.
Zürich, 1969.
- Monheim Felix Agrargeographie der westlichen Alpen.
Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen,
Gotha, 1954.
- Mooser Anton Die Einwanderung von Wallisern und Walsern
nach Uri. Bündnerisches Monatsblatt, 1943.
- Müller Aloys Ein merkwürdiger Hexenprozess aus dem
Urserenthale. Geschichtsfreund, Einsiedeln,
1849.
- Müller Carl Franz Uri im Bundesstaat. Uri, Land am Gotthard,
Zürich, 1966.
- Müller Iso Die Wanderungen der Walser über Furka-Ober-
alp und ihr Einfluss auf den Gotthardweg
(ca. 11.- 14. Jh.). Zeitschrift für
Schweizerische Geschichte, 1936.
- Müller Iso Die Passio S. Placidi (ca. 1200). Zeit-
schrift für Schweizerische Kirchengeschichte,
1952.
- Müller Iso Der Gotthardraum in der Frühzeit. Schweiz.
Zeitschrift für Geschichte, 1957.
- Müller Iso Zur Besiedlung der Gotthardtäler.
Geschichtsfreund 111, Stans, 1958.
- Müller Iso Die Pfarrherren von Urseren. Neujahrsblatt
Uri, 1965/66.

- Müller Iso Glanz des rätischen Mittelalters.
Chur, 1971.
- Müller Joseph Die Geistlichkeit von Isental.
Neujahrsblatt Uri, 1922.
- Muheim Leo Die Entwicklung und volkswirtschaftliche
Bedeutung des Reise- und Fremdenverkehrs
im Kanton Uri. Immensee, 1948.
- Nägeli W. Waldgrenze und Kampfzone in den Alpen.
HESPA-Mitteilungen, 19. Jg. 1969 Nr. 1
- Nager Casimir Die Alpwirtschaft im Kanton Uri. Solothurn
1898.
- Obst Erich Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrs-
geographie. Berlin, 1965.
- Oechslin Max Der Alpwald. Langnau i.E., 1924.
- Oechslin Max Die Wald- und Wirtschaftsverhältnisse im
Kanton Uri. Bern, 1927.
- Oechslin Max Die Markgenossenschaften und die Alpen
im Gotthardgebiet. Langnau i.E., 1935.
- Oechslin Max Die Aufforstungen im Urserental.
S.A. aus Gotthardpost, 1939.
- Oechslin Max Die Markgenossenschaften der Urschweiz.
Altdorf, 1941.
- Oechslin Max Der Kampfzonenwald. S.A. aus Mitteilungen
der Naturf. Gesellschaft Schaffhausen,
1949/50.
- Oechslin Max Die Lawennenniedergänge im Kanton Uri
1287-1945 und 1951. Urner Wochenblatt,
Altdorf, 1951.
- Oechslin Max Die Verbauungen und Aufforstungen Kirch-
berg, Andermatt. Manuskript, 1952.
- Oechslin Max Urnerische Landkarten. Berichte der
Naturf. Gesellschaft Uri, 1954.
- Oechslin Max Lawinenverbau im Kanton Uri. Der praktische
Forstwirt für die Schweiz, 1968.
- Paravicini Eugen Die Bodennutzungssysteme der Schweiz in
ihrer Verbreitung und Bedingtheit.
Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen,
Gotha, 1928.
- Planzer M. Die Reise des sel. Jordan v. Sachsen
über den St. Gotthard im Jahre 1234.
Neujahrsblatt Uri, 1925.

- Rebsamen Henri Zur Anthropogeographie der Urner Alpen.
Diss. Zürich, 1919
- Rebsamen Henri Periodische Wanderungen in den Urner
Alpen. Der Schweizer Geograph, Bern, 1926
- Regli Eduard P. Franz Joseph Nager, Talamann zu Urseren
und Naturforscher 1803 - 1879. Neujahrs-
blatt Uri, 1963/64.
- Reinle Adolf Kunst und Künstler. Uri, Land am Gotthard,
Zürich, 1966.
- Röllin Werner Siedlungs- und wirtschaftsgeschichtliche
Aspekte der mittelalterlichen Urschweiz
bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts.
Zürich, 1969.
- Rüd E. Der Gotthard als Verkehrsweg. Bern, 1933.
- Scheuchzer Joh. Jak. Kulturgeschichte des Schweizerlandes.
Zürich, 1746.
- Schinz Hans Rudolf Beyträge zur näheren Kenntniss des Schwei-
zerlandes (Tessin). Zürich, 1787.
- Schinz Hans Rudolf Reise von fünf Zürchern über die Berge
Gotthard, Furca, Gemmi und Brünig im
Heumonat Anno 1763. Zürcher Taschenbuch,
1911.
- Schinz Heinrich R. Reise über den Gotthard. Zürich, 1806.
- Schmid Emil Vegetationskarte der oberen Reusstäler.
Bern, 1930.
- Schmid Emil
u.a. Autoren Furkastrasse. PTT Bern, 1951.
- Schüepp Max Klimatologie der Schweiz, Lufttemperatur
2. Teil. Beiheft zu den Analen der MZA, 1961.
- Schulte Aloys Zur Walserfrage. Anzeiger für Schweizer
Geschichte, 1908.
- Stams Werner Entwicklung und Bedeutung des Gotthard-
weges. Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft
der DDR, 1965.
- Statistische Quellenwerke der Schweiz,
Heft 476. Eidg. Volkszählung 1970, Bd. 2,
Bern 1972.
- Studiensyndikat für
die Urseren-Kraft-
werke Urseren-Kraftwerke, Projekt 1943/44. Zürich,
1944.

Studiensyndikat für die Urseren-Kraftwerke	Urseren-Kraftwerke, Vernehmlassung zu den Einsprachen. Zürich, 1947.
Sulzer Joh. Georg	Beobachtungen und Anmerkungen auf einer im Jahre 1775 und 76 gethanen Reise aus Deutschland nach der Schweiz und Oberitalien und über den St. Gotthard zurück nach Deutschland.
Szadowsky Manfred	Walserspuren. Die Alpen, Jg. 17, Bern, 1941.
Uttinger Heinrich	Klimatologie der Schweiz, Niederschlag. Zürich, 1965.
Uttinger Heinrich	Klimatologie der Schweiz, Niederschlag. Zürich, 1969.
Volmar F.A.	Die Furka-Oberalp-Bahn. Brig 1965.
Vosseler Paul	Das Bauernhaus im Sopraceneri. Die Alpen, Bern, 1944.
Wackernagel Hans Georg	Die geschichtliche Bedeutung des Hirtentums. Basel, 1956.
Waldmeier Anni	Sammelwirtschaft in den Schweizeralpen, eine Ethnographische Studie. Diss. Zürich, 1941.
Weiss Richard	Volkskunde der Schweiz. Erlenbach-Zürich, 1946.
Weiss Richard	Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart. Die Alpen, Jg. 33, Bern, 1957.
Weiss Richard	Häuser und Landschaften der Schweiz. Erlenbach-Zürich, 1959.
	Westermann Lexikon der Geographie, Braunschweig 1970.
Winterhalter R.U.	Geologie des Urner Reusstales mit geol. Karte des Kantons Uri und einer Profilskizze. S.A. Ber. Naturf. Ges. Uri, Altdorf, 1954.
Wirz Jakob	Die Getreideproduktion und Brotversorgung der Schweiz. Diss. Solothurn, 1902.
Wymann Eduard	Bemerkungen eines Malteser Ritters über den St. Gotthard und das Urserental 1788. Neujahrsblatt Uri, 1923.

- Wymann Eduard Zwei Bannbriefe von 1397 und 1717 für
den Wald ob Andermatt. Neujahrsblatt Uri,
1924.
- Wymann Eduard Joseph von Görres und Konrad Ferdinand
Meyer im Urserental. Neujahrsblatt Uri,
1924.
- Wymann Eduard Die Rechnungen des Tales Urseren vom Jahre
1491-1501. Geschichtsfreund, 1936.
- Zinsli Paul Walser Volkstum. Frauenfeld, 1969.

L e b e n s l a u f

Name und Vorname : K ä g i , Hans Ulrich
Bürgerort : Sternenberg/ZH
Geburtsort : Herrliberg
Geburtsdatum : 11. November 1940

Besuchte Schulen

1947 - 1953	Primarschule Meilen
1953 - 1956	Sekundarschule Meilen
1956 - 1960	Kant. Unterseminar Küsnacht
1960 - 1961	Kant. Oberseminar Zürich
1963 - 1967	Universität Zürich

Zeugnisse

1961	Primarlehrerpatent
1963	Wählbarkeit als Primarlehrer
1967	Diplom als Naturwissenschaftler mit Hauptfach Geographie

Tätigkeit

1961 - 1963	Primarlehrer in Brütten (Verweser)
1963 - 1967	Vikariate an zürcherischen Primar-, Sekundar- und Mittelschulen
seit 1967	Geographielehrer an der Töcherschule der Stadt Zürich, 1968 gewählt als ständig teilweise beschäftigter Lehrer, 1973 als Hauptlehrer.

Während meiner Studien besuchte ich Vorlesungen und Uebungen bei folgenden Dozenten:

H. Andresen, H. Boesch, H. Burla, C. Burri, P. S. Chen, E. Dal Vesco, K. Dünner, E. Egli, G. Furrer, A. Gansser, G. Gensler, H. Gutersohn, W. Guyan, E. Hadorn, R. Hegetschweiler, K. Henking, W. Kägi, V. Meyer, A. Miller, J. Niehans, M. Schüepp, M. Silberschmidt, H. Staub, M. Steffen, D. Steiner, K. Suter, R. Trümpy, B. Van der Waerden, K. Widmer, O. Woodtli.

Die vorliegende Arbeit entstand unter Leitung von Prof. Dr. F. Bachmann.

Karte Nr. 1
Lawinensituation

